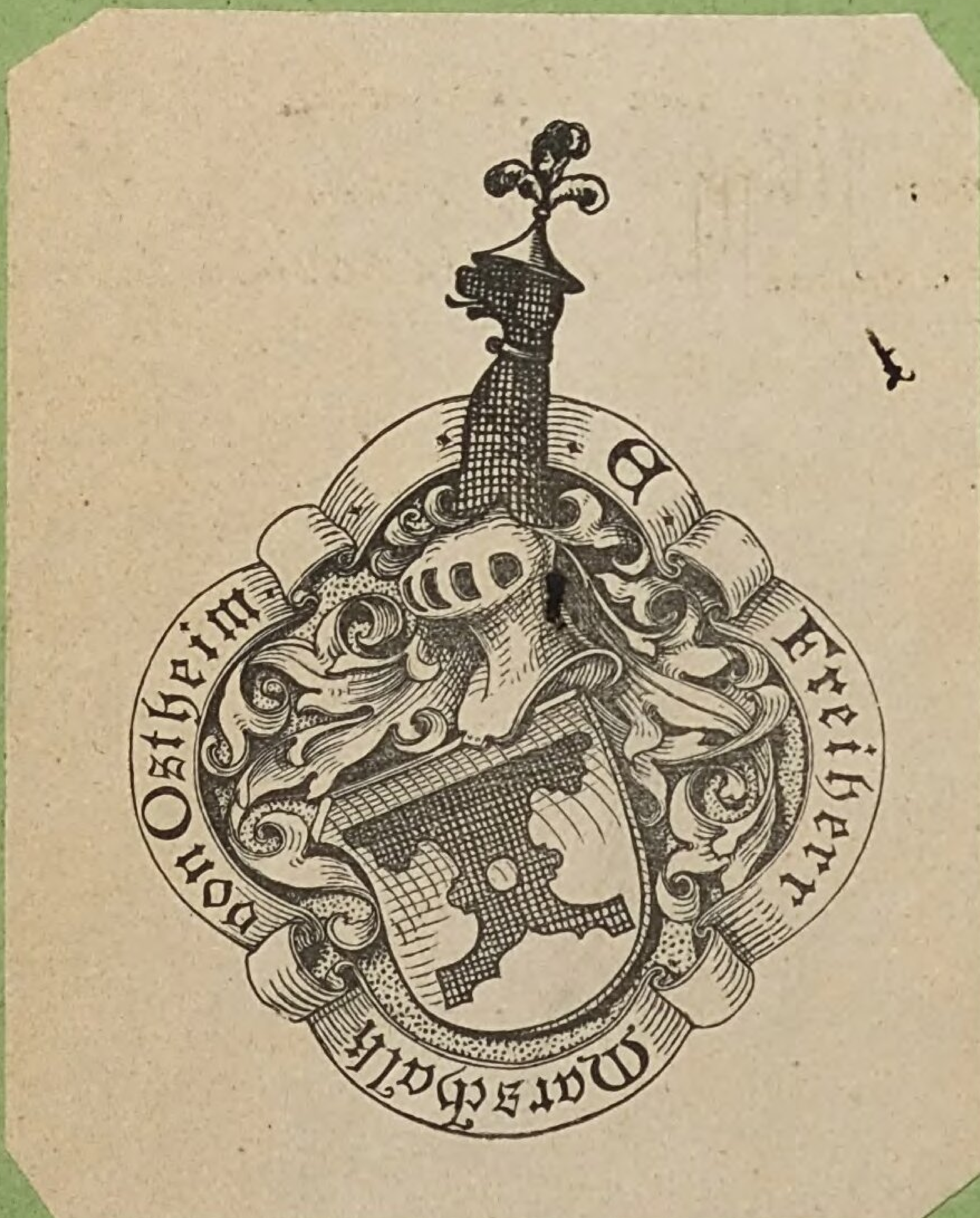
Nro 1828.

Türck



Des Pfälzers Charakter:

Hell u. pfiffig
Uzig u. kniffig,
Keen Tag uhne Wärthshaus,
Krakehlich bis dort naus,
Immer Alles räsonire,
Bei jedem Wort dischbediere
Un — dorschdig wie ä Mälzer
Ischt, dess is de Pälzer.

Pfaelz. Post (1897)

Die Pfälzer.

Ein rheinisches Volksbild

von

W. H. Riehl.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1857.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Vorwort.

Ich habe in diesem Buche die psychologische Charakteristik einer deutschen Volksgruppe zu zeichnen versucht. Als Beitrag nicht nur zur Schilderung, sondern auch zur Erkenntniß der Gesetze des Volkslebens schließt es sich ergänzend an die drei Bände meiner „Naturgeschichte des Volkes." Was ich an geschichtlichem, statistischem und ethnographischem Material aufbringen konnte, das machte ich der Hauptaufgabe dienstbar, ein in seiner Stimmung motivirtes, plastisches und entschieden beleuchtetes Volksporträt zu gestalten. Viele Notizen blieben in der Brieftasche, weil ich nicht sammelte um zu sammeln, sondern für ein mit künstlerischer Oekonomie abgerundetes Bild. Ich wollte demselben dadurch zugleich etwas von jener Eigenschaft geben, die fast jedem charaktervollen Porträte beiwohnt, daß es nämlich auch dann noch fesselt, wenn die dargestellte Person uns gar nichts angeht, ja wenn wir nicht einmal wissen, wer sie überhaupt gewesen ist. Denn wenn ich dem Ideale des Porträts nachringe, so denke ich dabei nicht an eine Photographie, sondern an Tizian und Vandyk und Rembrandt. Ist aber schon der einzelne Mensch eine so würdige und ewig fesselnde Aufgabe, um wie viel mehr noch ein Volk.

Einen besonderen Beruf zu einem solchen psychologischen Porträt der Pfälzer glaubte ich aber in dem Umstande zu besitzen, daß ich aus einer pfälzischen Familie stamme, ohne

selber in der Pfalz geboren zu seyn. So habe ich schon von Kindheit an tausend Züge des pfälzischen Volksthumes miterlebt und mitempfunden, in die sich auch der gründlichste fremde Beobachter schwerlich so unmittelbar hineinzuarbeiten vermag, und konnte doch andererseits auch wiederum als von Außen in das Land hineinschauend mit einer Unbefangenheit beobachten und charakterisiren, die das eigentliche Landeskind kaum jemals gewinnen wird.

Ich überschrieb mein Buch: „die Pfälzer." Dieser Titel ist zu weit und zu eng, aber er ist kurz und schien mir darum der beste. Zunächst faßte ich das Volk der bayerischen Rheinpfalz ins Auge, des einzigen deutschen Landstrichs, der heute noch den politischen Namen der „Pfalz" bewahrt; aber ich griff auch oft genug über die Gränze und suchte so mein individuelles Bild zu einem Gattungsbilde jenes größeren Stückes oberrheinischen Volkslebens zu erweitern, welches den Uebergang von schwäbisch-alemannischer Art zur entschieden fränkisch-mittelrheinischen bildet. Die Begränzung des Stoffes ist nicht meine Wahl; sie ist hervorgegangen aus dem mir von Seiner Majestät dem Könige Max von Bayern übertragenen Thema einer ethnographischen Charakteristik der bayerischen Rheinpfalz, und nur die von jenem hohen Förderer des Volksstudiums mit fürstlicher Freigebigkeit zur Verfügung gestellten Mittel gestatteten mir, das Land während dreier Jahre in vielen Fußwanderungen ausgiebig zu bereisen.

Wie lieb und werth mir in den schönen Tagen jener Wanderschaft das pfälzische Volk geworden ist, das mögen meine Schilderungen selbst bezeugen, und wenn es den Lesern beim Verkehr mit diesen gedruckten „Pfälzern" nur halb so warm und wohl wird, wie mir beim Verkehr mit den lebendigen Pfälzern, dann will ich von Herzen zufrieden seyn.

München, am 17. Juni 1857.

W. H. R.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Landesart und Landesanbau.

Der Territorialname der „Pfalz,“ so vieldeutig im Verlauf der deutschen Geschichte, existirt auf der heutigen Landkarte nur noch als Bezeichnung des bayerischen Rheinkreises. Die bayerische Rheinpfalz ist bloß ein topographisches Fragment. Sie ist kein Naturganzes, obgleich die Bevölkerung sichtbar zu einem politischen Ganzen verwächst. Ein Bruchstück der Rheinebene, ein Bruchstück der Vogesen, Bruchstücke der Nahberge, des westricher Steinkohlengebirges bilden, durch großentheils zufällige Linien abgeschnitten, diese Provinz. Nimmt man etwa die kleine Donnersberggruppe aus, so besitzt die Rheinpfalz gar keine topographische Zone, die ihr ganz und ausschließend gehörte.

Als einzige Naturgrenze kann im Osten der Rheinlauf gelten. Allein der Strom wirkt hier ebensowohl verbindend als scheidend. Die Geschichte hatte seit Jahrhunderten rechtes und linkes Ufer verbunden, und das politische Centrum für die jetzt bayerische Pfalz lag bis zur neuesten Zeit jenseit des Flusses. So ist selbst die anscheinende Naturgrenze des Rheins eine erst in unsern Tagen wieder zur Geltung gekommene politische Scheidelinie.

Es fehlt ferner der bayerischen Rheinpfalz der topographische Mittelpunkt, welcher sonst auch ein willkürlich abgegrenztes Land leicht wie zu einem Naturganzen zusammenzufassen vermag. Die Vorderpfalz, die Hart, und das

westliche Hügelland ziehen in großen Parallelstreifen, dem Rheinlauf folgend, von Süden nach Norden. Jede dieser Landschaften hat ihre eigenthümlichen Entwicklungen; keine herrscht. Der Rhein, welcher, mitten hindurchströmend, die topographische Achse der alten Kurpfalz war und das Land centralisirte, ist jetzt als Grenzfluß nur noch die Basis der Vorderpfalz. Kein bedeutendes, den Verkehr zusammenfassendes Seitengewässer des Rheines durchbricht den Parallelzug des Gebirgs und der Ebene, und verbindet, wie in der jenseitigen Pfalz der Neckar, das Innere des Landes mit dem Stromgebiet. Weil die Bodenbildung des einigenden Schwerpunktes entbehrt, so hat sich auch keine eigentliche Hauptstadt von Rheinbayern bilden können. Speyer, der Regierungssitz, ist trotz seiner Glorie als uralter Kelten- und Römerstadt, trotz seines hohen historischen Namens als Kaiser- und Bischofsstadt des Mittelalters, doch eigentlich nur die Hauptstadt der Vorderpfälzer; die Westricher behaupten ihrerseits, Zweibrücken, das modern pfälzische Klein-Paris, sey mindestens ebensogut die Hauptstadt der Pfalz. Der wahre städtische Schwerpunkt für den größten Theil der Vorderpfalz ist aber nicht einmal Speyer, sondern Mannheim; für die Donnersbergregion Mainz; für das bayerische Nahgebiet Kreuznach und Bingen; für die Gegend von Langenkandel Karlsruhe.

Schon aus diesen wenigen mageren Thatsachen mag man ersehen, daß das Volksleben der Pfalz, obgleich auf der einen Seite nivellirt und gleichförmig, doch auch wieder andererseits einheitlos zu zerbröckeln droht, und daß es darum eine der schwierigsten politischen Aufgaben ist, ein neues Centrum des öffentlichen Lebens für dieses Land zu schaffen.

Eine uralte volksthümliche Unterscheidung sondert die pfälzische Rheinebene und das Bergland, oder — wie man jetzt aufs ungefähr sagt — die Vorderpfalz und das Westrich. Diese einfachste Gliederung ist so natürlich, daß jeder Topograph und Ethnograph von ihr wird ausgehen müssen. Denn nicht nur die Bodenbildung, auch die Bodenkultur, die Anlage der Wohnorte, Tracht, Mundart, Lebensweise der Bewohner, das alles hat ein anderes Gesicht vor und hinter dem Bergwall der Hart.

Allein so natürlich diese Eintheilung ist und so consequent sich selbst ihre Grenzlinie ziehen läßt, so genügt sie doch nicht.

Die Rheinniederung zerfällt nämlich wieder in zwei topographische Hauptgruppen; die eigentliche Ebene längs dem Strome und das hügelige Mittelland längs der Hart bis über die Donnersberggruppe hinaus zu den Nahbergen.

Ebenso scheidet sich das Westrich zwiefach in den östlichen, gebirgigen Theil und in die gegen Westen abfallenden Hügel und breiten Thalniederungen.

Diese vier Gruppen erstrecken sich aber gleicherweise parallel von Süden nach Norden wie die Hauptzüge des Westrich und der Vorderpfalz.

So zeigen uns hier schon die einfachsten topographischen Grundlinien ein Bild, wie es nur dem individualisirten Mitteldeutschland angehören kann. Und in der That trägt die Pfalz so deutlich wie kaum ein anderes Land das Motto Mitteldeutschlands an der Stirne: „Vielgestaltung ohne Einheit.“

I. Der Rhein und die Rheinebene.

Der Rhein entwickelt, während er die Pfälzer Grenze säumt, einen der wichtigsten Uebergänge seines gesammten Stromcharakters. Von Basel bis Mannheim ergießt er sich in einem Netz vielverschlungener Arme durch die Ebene, tausende von Inseln und Halbinseln bildend. Das Flußbett ist nicht einheitlich, und die Ufer sind unfest, wandelbar. Für die Schifffahrt ist der Strom hier nur halbreif; selten hat die Willkür seines Laufes Städte- und Dörferanlagen unmittelbar am Uferrande geduldet. Der Oberrhein trennt die beiden Ufer mehr als er sie verbindet; er zeigt in dieser Beziehung noch ganz die Natur des Alpenwassers.

Alle diese Eigenschaften des oberrheinischen Stromcharakters kommen dem größten Theile des Pfälzer Rheines noch in gerütteltem Maße zu. Dieß wird entscheidend für die Zustände der Anwohner. Längs der ganzen bayerischen Rheinlinie, auf einer Strecke von 23 Stunden, liegen nur zwei Ortschaften, nämlich das arme Fischerdorf Altripp und das neugegründete Ludwigshafen, unmittelbar am Wasserspiegel des Hauptstroms. Gleiches zeigt das gegenüberliegende badische Ufer. Erst mit dem Einfall des Neckars wird das Flußbett einheitlich und

fest, erst mit dem Einfall des Maines wird der Rhein vollends jener breite, tiefe, ruhige Kanal, jene von der Natur dem Verkehr gebotene Wasserbahn ohne Gleichen in Europa. Da steigt dann aber auch Stadt an Stadt, Dorf an Dorf unmittelbar am Spiegel des Stromes auf, und aus dieser Lage an der Heerstraße der Welt erblüht jener rheinische Geist, der dort den Bauer jedes Rheindorfes seit unvordenklicher Zeit mit dem Stempel eines Stadtbürgers geprägt hat.

Diesen lustigen und beweglichen rheinischen Geist wird man in den von Fiebern und Ueberschwemmungen geplagten, an der Weltstraße gelegenen und doch von aller Welt verlassenen, Fischer- und Bauerndörfern unsers Oberrheins vergebens suchen.

Nur durch Ludwigshafen nimmt die bayerische Rheinpfalz unmittelbar Theil an dem großen Verkehrsleben des Stromes. Allein Ludwigshafen ist doch noch eine sehr junge, dem Wettstreit mit Mannheim kaum gewachsene Schöpfung, und alsbald nachdem hier der Rhein den höhern Grad der Schiffbarkeit gewonnen, verläßt er die bayerische Grenze. So stehet also unsere Pfalz mit ihrem Stück Rheinlauf in entschiedenem Nachtheil gegen die Nachbarstaaten Hessen und Baden, die beide weit reicher von dem Segen des rheinischen Verkehrs ernten.

Die Entfernung von dem obersten Anströmen des Rheins aus bayerische Gebiet bis zum Verlassen desselben ist nach den Windungen des Rheinlaufs mehr denn doppelt so groß wie nach der geraden Linie. Weil die Ebene dem Wasser überall freien Paß gibt, so ergießt sich der Strom in den abenteuerlichsten Bogen- und Wellenlinien durch das Land. Ja er wechselte im Lauf der Jahrhunderte sein Bett so mannichfach,

daß die Erforschung der verschiedenen alten Rheingestade mit zur historischen Alterthumskunde des Landes gehört.

Ein für den Ethnographen merkwürdiges Denkmal dieses alten Rheinlaufes ist das Dorf Neuburg im Kanton Langenkandel. Bis zum Jahre 1570 stand es auf dem rechten Ufer. Da durchbrach der Rhein ostwärts das Land und umfluthete das Dorf in zwei Armen, so daß es auf einer Insel lag. Doch nur für kurze Zeit. Der ältere, westliche Rheinarm versiegte, der neue Durchbruch ward zum Hauptstrom, und Neuburg war also vom rechten Rheinufer auf das linke herübergebracht. Während sich aber im Laufe fast dreier Jahrhunderte die neue Rheinlinie so festgestellt hat, daß nur die Ueberlieferung, kaum aber der Augenschein der Oertlichkeit, uns die Thatsache vorführt, ist die Bevölkerung Neuburgs uns ein lebendes Zeugniß dafür. Durch drei Jahrhunderte sind diese Leute immer noch halbe Fremdlinge geblieben auf dem linken Ufer. Ihr ganzes Wesen deutet über den Rhein, wo auch ein großer Theil ihres Grundbesitzes liegt.

Am badischen Ufer haben sich ältere Sitten erhalten und ein abgeschlosseneres Bauernleben als auf dem bayerischen. Die politische Concentration war dort größer, die Nivellirung durch die im Krieg und Frieden das Volksthum des linken Ufers unterwühlenden Franzosen kaum vorhanden. Daher finden wir in den weiland markgräflich badischen Rheindörfern bis gegen Philippsburg hinab heute noch eine rein erhaltene alte Bauerntracht,[1] den ausgeprägtesten Bau des Bauernhauses,

[1] Eine äußerst malerische Tracht haben z. B. die Bäuerinnen in der Gegend von Bulach: schwarze Haube mit langen und breiten schwarzen Bändern; schwarzer Rock und Mieder mit purpurrothen Aermelaufschlägen; hellgrüne Schürze.

eigene Sitten ꝛc., während von alle dem auf dem gegenüberliegenden Gestade nur schwächere Trümmer vorhanden sind. Neuburg macht aber hiervon eine entschiedene Ausnahme. Die Bewohner haben immer noch viel von Kleidung und Sitte des markgräflichen Ufers bewahrt, obgleich sie auch politisch (als Zweibrückische Unterthanen) längst von demselben getrennt gewesen sind, und halten zähe fest an jenen Ueberlieferungen der alten Heimath. Sie sind altmodische Leute, dem vorderpfälzischen Geiste des Fortschritts wenig ergeben. Wenn man am Sonntage durch die stillen Straßen geht, so hört man wohl in den Häusern laut aus der Bibel vorlesen, falls die Insaßen nicht zur Kirche gegangen sind. Die etwas weltlicheren Pfälzer vor der Hart behaupten, die Neuburger hätten es freilich nöthig mehr zu beten, denn sie, da Jenen durch die nahe französische Grenze und den Bienwald, durch Schmuggel und Waldfrevel, Versuchung und Sünde auch so viel näher gerückt sey. Ueber keine andere Gemeinde hört man in der Pfalz widersprechendere Urtheile, wie über dieses Neuburg. Die Leute können nicht klug werden aus einem Dorfe, welches landsfremd geblieben, obgleich es schon an dreihundert Jahre im Lande liegt. Selbst im Punkte des wirthschaftlichen Fortschrittes isoliren sich die Neuburger. Während ein wahrer Schwindel für den Tabaks- und Runkelrübenbau die ganze pfälzische Rheinebene ergriffen hat, halten die Neuburger fest am Hanf, als der nach ihrer Meinung sichersten Handelspflanze, die ihre Väter auch schon vor dreihundert Jahren bauten, da sie noch Ueberrheiner waren.

Die in neuerer Zeit vorgenommene Geradlegung des Rheinbettes durch Dämme und Durchstiche hat nun freilich

das Ufer so fest gemacht, daß die Versetzung eines Dorfes auf die andere Seite nicht mehr zu gewärtigen steht. Allein der Kampf mit dem Strom ist darum den Anwohnern doch noch lange nicht geschenkt.

Jene für das Ganze so heilsame Flußregelung bringt einzelnen Gemeinden wieder — wenn auch vorübergehend — neue Gefahr. In dem Maße als das Hauptbett des Stromes geradliniger und wasserreicher wird, versumpfen und verlanden die abgeschnittenen Seitenarme, die Altrheine. An solchen dem Austrocknen preisgegebenen Altrheinen liegen auf bayerischer Seite zehn Dörfer, die jedenfalls ursprünglich nicht an Sümpfen, sondern an dem Hauptstrom fließenden Wassers gegründet waren. Durch den allmähligen Versumpfungsproceß wird der Gesundheitszustand sehr verschlechtert. Das Klima des ganzen Rheinufers bessert sich schon wieder durch die Flußregelung: vorerst aber leidet mancher einzelne Ort um so schwerer als Opfer der gemeinen Wohlfahrt. Die Dörfer Wörth, Pfortz u. A. sind in der heißen Jahreszeit häufig in eine so stinkende Sumpfluft gehüllt, die aus dem unmittelbar vor den Häusern stagnirenden Wasser aufsteigt, daß man dann kaum anders als mit verhaltener Nase in ihre Straßen einwandern kann. Klimatische Fieber und Siechthum anderer Art sind die Folgen dieser verpesteten Luft. In diese Dörfer schlug die Cholera im Herbste 1854 plötzlich wie ein Blitz und wüthete aufs heftigste, während die etwas höher und außerhalb der Sumpfluft des Ueberschwemmungsgebiets gelegenen Nachbargemeinden verschont blieben.

Es sind diese Altrheine jedenfalls nur sehr allmählig trocken zu legen, da sie durch das Rheinwasser, welches in

der Tiefe den Kies- und Sandboden durchdringt, das sogenannte „Quellwasser,“ mit dem Hauptstrom trotz der Dämme in Verbindung bleiben. Der Spiegel der Altrheine steigt und fällt mit der Rheinfluth. Während übrigens viele dieser Altrheine bereits in förmliche Sümpfe verwandelt sind, zeigen andere noch den breiten, klaren Wasserspiegel eines Landsee's und würden sich bei ihrem Fischreichthum ganz besonders zu Hegestätten für die im Rhein durch die Dampfschiffe und anderes so arg gestörte Fischzucht eignen. Namentlich verdienen die großen Altrheine bei Roxheim und Altripp in diesem Punkte Beachtung. Bei Mundenheim bildet ein Altrhein den sichern Hafen für das von der Murg herabgeflößte Holz. Eine ähnliche Benützung kommt auch anderwärts vor. Sie währt so lange, bis der Verbindungskanal mit dem Hauptstrom versumpft ist. Dann wird auch das Altwasser von außen her verlanden und von innen versumpfen und der traurige Uebergangszustand dauert fort, bis das neue Land anbaufähig wird.

Man ersieht hieraus, daß die Landplagen der bayerischen Rheinanwohner, die Ueberschwemmungen mit langsam abziehendem Wasser, die Versumpfungen und die schlechte Luft mit ihrem Gefolge von Fiebern nicht so rasch verschwinden werden, obgleich sich in diesem Stück erstaunlich viel gebessert hat. Es ist bald ein kleiner bald ein großer Krieg, den der Mensch hier heute noch mit der Natur kämpfen muß, mit jedem Jahrzehnt siegreicher daraus hervorgehend, während früher oft der halbe Landstrich unterlag.

Durch die Krümmungen des Rheinlaufs hat sich längs der ganzen bayerischen Grenze ein äußerst breites Ueber-

schwemmungsgebiet gebildet. Das Land steigt in der Niederung nur wenige Fuß über den Spiegel des Flusses. Das Ufer bildet auf großen Strecken stundenweit ins Land hinein eine fast wagerechte Ebene, durch welche die Seitengewässer nur träge dem Rheine zuschleichen können; staut sich aber vollends das Hochwasser des Stromes an ihrer Mündung, so haben sie gar keinen Abfluß und die Niederung wird zum See. Dazu rechne man die Altrheine, die Gräben, Sümpfe und Moorgründe, welche das Wasser ins Land leiten und festhalten, und man wird begreiflich finden, daß das regelmäßige Ueberschwemmungsgebiet mitunter über eine Stunde Wegs weit ins Land hineingeht.

Die nächste Folge für die Bewohner ist Unsicherheit der Communikation und weiter Abwendung der Hauptverkehrslinien von der Rheinniederung. Nur Eine dem großen Verkehr dienende Brücke führt über den bayerischen Rhein (bei Ludwigshafen); die Brücke bei Germersheim dient überwiegend militärischen Zwecken, wie die bei Knielingen dem Localverkehr. Der Ueberfahrten zwischen diesen Punkten sind wenige und fast nur für den kleinsten örtlichen Verkehr benutzt. Der Rheinübergang bei Speyer ist fast bedeutungslos, da den Straßen, die bei dieser Hauptstadt der Provinz auf die Rheinlinie stoßen, die entsprechende Fortsetzung auf dem rechten Ufer fehlt und nicht einmal eine regelmäßige Fahrgelegenheit zwischen Speyer und der zunächst gegenüberliegenden badischen Eisenbahnstation besteht. So liegt Speyer am Rhein und doch in einer Sackgasse. Hier rechtfertigt sich auch, was ich oben bemerkt, daß die Dörfer der Rheinniederung an der Weltstraße gelegen und doch von aller Welt verlassen seyen. Denn

die Rheinstraße von Rheinzabern nach Frankenthal berührt nirgends unmittelbar den Fluß, sondern hält sich durchschnittlich auf eine Wegstunde seitab.

Schon wegen dieser Abgelegenheit mußten sich die Rheindörfer viel langsamer entwickeln als die Gemeinden der Vorhügel und der mittleren Ebene. Sie sind nicht reich wie jene an Trümmern mittelalterlicher Kulturdenkmale; sie sehen aus wie von gestern. Ihre Vergangenheit ist versunken gleich der Trümmersaat römischer Alterthümer, die man am Landsaume der Rheinniederung aus der Erde gräbt, den Zeugen einer Kultur, die andere Wege ging als die unsrige.

Auch die Naturschönheit der flachen Rheinebene ist sehr bescheiden. Einförmige Pappelreihen sind abseits der wenig zugänglichen Rheinwaldungen oft der einzige Baumschmuck der Gegend. Die Pappelbäume haben sich bei dem Pfälzer überhaupt bereits so gründlich eingebürgert, daß das Volk ihren Namen schon vollständig seinem Munde zugebildet hat; es nennt sie „Bellebeem." Aber trotz der geringen landschaftlichen Schönheit dieses Rheinufers hat sich doch ein deutscher Dichter hier noch für poetische Naturmalerei begeistern können, Ewald von Kleist, der als Werbeoffizier in Speyer, auf dem sogenannten Eselsdamm spazierend, den größten Theil seines „Frühlings" ausgedacht haben soll.

Aber die armen Rheindörfer haben eine Zukunft.

Die Bauern dieser Dörfer können sich ausbreiten im Besitz; alljährlich erobern sie neues Kulturland. Die Mulde, welche jetzt mit „Quellwasser" gefüllt ist, auf deren Boden man die zur trocknen Zeit gegrabenen Furchen und Gruben

sieht, daraus Pappel- und Weidenstämmchen über den Spiegel aufsteigen, wird für die nächsten Geschlechter fruchtbares Ackerfeld seyn. Der Weinbauer drüben an der Hart, der weiland so stolz auf die armseligen Rheinbauern herabsah, muß auswandern, weil das Land zu eng geworden für seine Kinder; der Rheinbauer kann bleiben; denn für ihn gibt es noch ganze Gemarkungen aus dem Wasser zu ziehen. Die Wälder an den herrlichen Vorbergen der Hart sterben ab, und kein Doktor kann ihnen helfen; denn der Boden ist ausgedörrt oder bis auf den Felsengrund abgeschwemmt, und vielleicht ist es Jahrhunderten nicht möglich, eine neue Humusdecke zu bilden. Auf den wenig ergötzlichen Wörthen und Auen des Ueberschwemmungsgebietes dagegen wuchern dichte Forste von Kopfholz und Buschwerk, geringes Holz, aber üppig wie Unkraut. Und manches Tagwerk, welches jetzt noch Waldgrund, wird entwaldet, nicht wie dort in wenigen Jahrzehnten kahler Felsgrund seyn, sondern gesegnetes Ackerland.

Das Hochwasser zehrt am Land, aber es nährt auch das Land. Die Rheinanwohner unterscheiden zwischen verderblichen und wohlthätigen Ueberschwemmungen, und die letzteren sind wenigstens für diese Strecken des linken Ufers die häufigeren. Fluthen, wie sie durch Aufstauen des Eisganges in dem Felsenthale des Mittelrheines ganze Dörfer jählings zerstören, sind hier geradezu unmöglich. Gebauter Acker wird freilich manchmal durch zu heftige oder zu lange andauernde Hochwasser verderbt; in der Regel aber lagern dieselben humusreiche Erde ab und düngen das Land, ein Nilfluthsegen in verkleinertem Abbild. Seit vielen Jahrhunderten drängt sich hier der Rhein von Westen nach Osten, auf dem rechten Ufer

reißt er Erde weg, um sie auf dem linken wieder anzuschwemmen. Vor tausend Jahren lag Oggersheim am Rhein; jetzt liegt es über eine Stunde landeinwärts; Oppau und Edigheim lagen auf dem rechten Ufer, sie liegen jetzt, gleich Neuburg, auf dem linken, und zwar schon eine gute halbe Stunde vom Strom entfernt. Die meisten und größten Altrheine, Urkunden des nach Osten weichenden Flusses, liegen auf der linken Seite. Im Landcommissariat Frankenthal müssen die Grenzsteine des Ueberschwemmungsgebiets alle fünf Jahre erneuert werden, weil sich der Boden jährlich um etwa $1/5$ Fuß erhöht. So wird in künftiger Zeit eine goldene Aue, ein kornreiches Marschland werden, was jetzt noch Wasser, Sumpf, Moor und feuchter Waldgrund ist.

Die Rheinbauern müssen jeden Schritt vorwärts der spröden Natur abkämpfen. Gerade darum haben sie eine Zukunft. Sie müssen Gräben ziehen, Dämme bauen, entsumpfen, ihr schlechtes Trinkwasser verbessern: sie sind unter den Pfälzern, was vor Zeiten die armen Holländer unter den Deutschen waren. Erschlafft die Gegenwehr wider die Elemente, dann folgt hier am Rhein, wie dort an der Nordsee, die Strafe auf dem Fuß. Als zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts die Wasserableitungen bei Frankenthal verfielen, gingen ganze Gemarkungen durch Versumpfung zu Grund und die Fieber decimirten die Bevölkerung. Mundenheim stand vor hundert Jahren in Gefahr, geradezu vom Rheine unterwühlt und abgespült zu werden; kunstreiche Dammbauten retteten im Jahre 1759 das Dorf vor völligem Untergang. Sonst beneidete man die reichen Weinbauern an der Hart und bedauerte die armen Rheinbauern in ihren Sümpfen.

Es könnte umgekehrt werden. Seit die Ackerprodukte so gut und sicher sich verwerthen lassen, seit der handelsmäßige Anbau der Runkelrübe und des Tabaks der Ebene und der Rheinniederung baares Geld in Massen zuführt, hebt der Rheinbauer seinen Kopf schon um einige Zoll höher. Im „Sand und Sumpf" liegt in der großen norddeutschen Tiefebene die glänzende Zukunft des deutschen Ackerbaues. Im Sand und Sumpf liegt auch eine große Zukunft für die Bodenkultur der Rheinpfalz. Der unglaubliche Aufschwung des Tabaksbaues beginnt bereits nicht nur die ökonomischen sondern auch die socialen Zustände der ganzen Gegend umzugestalten. Der Tabak wird bald viele Gemeinden ebenso ausschließend beschäftigen, wie an der Hart die Rebe. In mehreren Dörfern der Sandniederung, die, abgelegen und in reizloser Landschaft, wohl selten einen fußwandernden Touristen sehen mögen, begegnete mir's, daß ich sofort für einen Tabaksaufkäufer gehalten wurde. Mit einer wahren Kinderfreude legte man mir Prachtexemplare der eben geernteten Pflanzen vor, und konnte gar nicht begreifen, daß ich zu einem andern Zwecke, als Rohtabak zu kaufen, in diese abgeschlossene Welt gekommen war, wo sich jetzt alles um die Achse des Tabaks dreht. Kaum minder bedeutend ist, wenn auch in kleinerem Bezirk, der Bau der Runkelrübe. Die Zuckerfabrik von Karcher und Clossée in Frankenthal bezog 1852 nicht weniger als 111,800 Centner Zuckerrüben lediglich aus dem Canton Frankenthal und bezahlte dafür einen Gesammtpreis von 48,000 Gulden, wovon in die Gemeinde Mörsch allein 15,000 Gulden flossen.

Aus der Niederung erhebt sich der höhere Theil der Rheinebene in sehr wechselnder Breite, das Uebergangsglied

zwischen dem Stromland und dem hügeligen Mittelland. Vom Strome nicht mehr beherrscht, ist die sandige Rheinebene bereits fertig und fest, während die Niederung noch ein werdendes Land ist. In ihrer abgeschlossenen und einförmigen Bildung bietet diese Ebene daher ein weit geringeres Interesse für den Topographen als für den Ethnographen, der hier reich entwickelte Zustände zu schildern haben wird, während bei der Niederung umgekehrt die Bodenstruktur ein ausgiebigeres Thema ist als das Volksleben.

Die topographische Begrenzung der höheren Rheinebene ist schon eine verwickelte Aufgabe; sie läßt sich jedoch noch mit voller Schärfe lösen. Fast unmöglich ist dagegen ein genaue ethnographische Begrenzung dieses Strichs, und dennoch bildet er ohne Zweifel einen selbständigen ethnographischen Faktor.

Bei Neu-Lauterburg beginnt sich der Boden der inneren Ebene etwa 20—30 Fuß über die Rheinniederung zu erheben. Der Saum dieser erhöhten Fläche zieht sich hierauf nordwärts durch den östlichen Flügel des Bienwaldes parallel dem Rheinlauf in weit geschwungenen Bogenlinien, ragt bei Jockgrimm in die Niederung als ein kleines, schmales Vorgebirge, auf welchem dieses Dorf höchst merkwürdig gelegen und darum auch in ältester Zeit zu einem festen Platz benutzt worden ist, tritt dann bei Germersheim in breiterer Masse bis hart an den Fluß vor und gab hier wiederum die Basis zu dem stattlichen modernen Bollwerk des Rheinüberganges. Bei Speyer nähert sich die Ebene, hier als ein wellenförmiges Flachland, abermals dem Rhein und breitet sich dann nordwärts als eine fast wagerechte Fläche weit in das Land hinein. Hier, in den Kantonen Frankenthal und Mutterstadt liegt

die breite Hauptmasse der bayerischen Rheinebene; ihr topographischer und ethnographischer Charakter ist auch hier am entschiedensten entwickelt.

Von Westen her treten die Hügel des Mittellandes bald weit vor gegen diesen Flachlandstreif, wie bei Kandel und an der Queich, bald ziehen sie sich bis hart ans Gebirge zurück, wie bei Neustadt.

Mit diesen topographischen Grenzen fallen nun die ethnographischen ungefähr zusammen, aber keineswegs genau. Die Bewohner der Ebene sind unstreitig entwickelter im Wohlstand, in der Kultur, im Verkehrswesen und dem entsprechend auch in Sitte und Lebensart als das Volk der Niederung, sie sind eine selbständige ethnographische Gruppe: wer aber will entscheiden, bei welchem einzelnen Dorfe der eine Zustand anfängt und der andere aufhört? Feine Abstufungen, Uebergänge sind es ja, um die es sich hier handelt, nicht schroffe Gegensätze. Wer will beim Regenbogen die scharfe Linie zeichnen, wo der schwefelgelbe Streif aufhört und der orangegelbe anfängt? Dennoch unterscheiden wir mit Recht schwefelgelb und orange als zwei der sieben Farben des Regenbogens.

Es gibt eine doppelte Art ethnographischer Gruppen. Hier und da sind wohl die Volkssitze durch Meere, Bergzüge oder Flußlinien mathematisch genau begrenzt. Dieß ist jedoch das seltenere, die Ausnahme. In der Regel geht eine Volksgruppe stufenweise in die andere über. Ja selbst bei den Nationen, den großen, selbständigen Naturvölkern, die in Stamm, Sprache, Staatsverfassung, Geschichte geschieden sind, wird der allmählige Uebergang, sofern sie im Binnenland

zusammenstoßen, die Regel seyn. Es ist z. B. ebenso unmöglich, durch eine Linie die Grenze zwischen deutscher und französischer Nationalität zu bezeichnen, wie die Grenze zwischen den Volksgruppen der pfälzischen Rheinniederung, der Ebene und der Vorhügel. Ich komme hier zu dem scheinbar paradoxen Satze, daß die mathematischen Linien auf unsern ethnographischen Karten zumeist ein Zeugniß der Ungenauigkeit und des wissenschaftlichen Leichtsinnes sind. Nur bei den Volkskarten in einem historischen Atlas mag man durchweg Liniengrenzen gelten lassen. Hier zieht man die Linie, nicht weil man so gar genau unterrichtet ist, daß man die Völker auf's Haar scheiden könnte, sondern umgekehrt, weil man so wenig weiß von den feinen ethnographischen Uebergängen, daß man sich mit großen Umrissen, mit der kahlen, auf's Ungefähr geführten Linie begnügen muß. Darum kann ein wissenschaftlicher Kartograph wohl die Volkssitze der Sigambrer, Tencterer und Bructerer mit Linien andeuten; bei modernen Stämmen wird er aber nicht so kühn mit scharfen Strichen dreinfahren.

Ich greife zurück zu dem Bild von den Farben des Regenbogens. Die Farbenübergänge sind äußerst geeignet, uns auch auf der Karte die Uebergänge des Volksthums zu versinnbilden. Auf der Landkarte wird durch Linien die politische Eintheilung genau darzustellen seyn; die ethnographische Gliederung dagegen wird auf der Volkskarte zumeist am genauesten durch — scheinbar verschwommene — allmählige Farbenübergänge gegeben. Eine gute Volkskarte mag daher in der That fast wie ein Regenbogen anzusehen seyn.

Wende ich meine Methode auf der Volkskarte der Pfalz an, so erhalten wird folgendes Farbenbild:

Die Rheinniederung bedecke ich etwa mit einem reinen Schwefelgelb. Am Saume der höheren Ebene erhöht sich der Ton und geht rasch zum Orangegelb über, welches auf dem breiten Mittelstreifen des Flachlandes und namentlich auf der großen Centralebene von Frankenthal in voller Kraft und Reinheit festgehalten wird. Wo aber der Saum der Ebene zu den Vorhügeln ansteigt, wird auch der Ton der Farbe wiederum gesteigert: das Orange wächst bis zum entschiedenen Roth, der Farbe der Hügelregion. Bei Langenkandel, Landau, Freinsheim wird das Roth stark eingemischt seyn in den orangefarbigen Mittelstreifen — weil hier die Volksart der Vorhügel sich bedeutend gemischt hat mit dem Charakter der Flachlandbewohner; — bei Neustadt dagegen wird das reine Orange fast bis zur Hart sich behaupten und nur ein schmaler Gürtel, kaum eine Stunde breit, für Roth übrig bleiben.

Nun aber folgt auf eine große Strecke eine wirkliche Grenzlinie. Von Weißenburg nämlich bis Neu-Leiningen läuft auf dem Kamm der vorderen Hartberge die ethnographische Grenze zwischen Vorderpfalz und Westrich. Die erste Wasserscheide des Gebirgs ist hier eine genaue Scheidelinie der Volksart. Zur Farbe des gebirgigen Westrich nehme ich dunkelblau und lasse dasselbe längs der ganzen bezeichneten Linie ungemischt an das Roth der hügeligen Vorderpfalz stoßen, während es in der Linie von Pirmasenz, Kaiserslautern ꝛc. allmählig zu Himmelblau, der Farbe des hügeligen Westrich verblassen wird. Im Nordosten der Pfalz verwischen sich die Grenzen. Der Hügelgürtel, welcher sich bei Kirchheim-

bolanden breit um den Nord- und Osthang des Donnersberges lagert, wird noch mit der Farbe der Mittellandbevölkerung, mit Roth zu bestimmen seyn. Südlich und westlich dagegen vom Donnersberg, in den Hügeln von Standenbühl, dann im Münster- und Alsenzthale mischt sich der Charakter der vorderpfälzischen Hartanwohner mit dem der Westricher; roth und blau verbindet sich zu Violett. Und zwar ist es bei Standenbühl, Winnweiler und Rockenhausen die Volksart des gebirgigen Westrich, welche in die vorderpfälzische hinüberspielt: — dunkelblau und roth mischen sich zu tiefviolett; weiter hinab im unteren Alsenz und Münsterthale tritt die Art des Westricher Hügellandes — von mir von himmelblau abgestuft — in Bund mit vorderpfälzischen Elementen, und wir erhalten ein helleres Violett, welches an Glan und Lauter wieder zu dem Himmelblau dieser heiteren Thalgefilde zurückkehrt. Es fehlte uns nur noch grün und der ganze Regenbogen wäre vollständig über die Pfalz ausgespannt. Allein da der Volkscharakter der Niederung oder der Ebene nirgends unmittelbar in den Westricher übergeht, so erhalten wir hier diese Mischung nicht.

Nach diesem Exkurs über die zweckmäßigste Anlage der rheinpfälzischen Volkskarte kehre ich zu der höheren Rheinebene zurück, die gerade durch die Unmöglichkeit einer linienmäßigen ethnographischen Abgrenzung vorstehende Episode hervorgerufen hat.

Die Ebene ist ein ächtes Bauernland. Da die Rheinstädte hier nicht in Betracht kommen, so zeigt sich die Ebene mit Ausnahme des modernen und auf ziemlich künstlicher Basis gegründeten Frankenthal ganz von Städten entblößt.

Keine der beiden uralten großen Parallelstraßen der Vorderpfalz folgt dem mittleren Hauptzug der Ebene; denn der große Verkehr wendet sich den Städten zu und nicht den Dörfern. Dagegen ist die Ebene reich gekreuzt mit örtlichen Verbindungswegen aller Art, von der Eisenbahn und mehreren Hauptstraßen der Breite nach durchschnitten und also in diesem Betracht weit bevorzugt vor der Niederung.

Der südlichste Theil der Ebene ist von zahllosen Bächen und sumpfigen Gräben durchzogen, mit einem weitgedehnten Hochwalde, dem Bienwald, bedeckt, der nur ein einziges Dorf, Büchelberg, in sich schließt. Die Buche wird hier so schlank und hochschüssig, wie kaum irgendwo; die gedrungene Form, welche ihr im Bergwald eignet, geht zu der leichtaufstrebenden Bildung der Erle, ja der Pappel über. Der Bienwald hat ein so besonderes Gepräge des landschaftlichen Baumschlages, daß ich ihm keinen anderen deutschen Wald zu vergleichen wüßte. Er steht auf uraltem Wasserboden, aber er ist emporgehoben aus dem Ueberschwemmungsgebiet des heutigen Rheinstromes, er bildet den Uebergang vom Rheinwald zum Bergwald, so daß sein Name auch in diesem Sinne bezeichnend wäre, der nach den Pfälzer Antiquaren nicht von den Bienen stammt, sondern eigentlich „Binnenwald" heißen soll. Als Binnenwald mag denn auch diese Landschaft die große Südpforte bilden, durch welche die Rheinniederung übergeht zur Rheinebene.

Es ist ein Gesetz der Volksentwicklung, daß auf den Ebenen das Volksthum einheitlich erwächst, zu breiten Massen zusammengefaßt. Die süddeutsche Rheinebene zeigt, daß auch diese Regel ihre Ausnahme finde. Der dem Individuellen,

ins Kleine Gearbeiteten, Zerstückten zugewandten Genius der mitteldeutschen Boden- und Volksbildung wirkte hier so mächtig, daß sich selbst das Volk der Ebene in zahllose kleine Gruppen gesondert hat. Das bayerische Stück der Rheinebene zeigt allein drei solcher Gruppen, und wer haarspalten wollte, der brächte auch ein halbes Dutzend heraus.

Südlich der Queich ist das rauhere Land, mächtige Wald- und Wiesgründe streiten noch vielfach mit dem Ackerboden um die Herrschaft, die Wellenform des Bodens läßt Land und Leute unmerklich in den Charakter der Hartanwohner übergehen. Hier gibt es noch ganze Dorfschaften „aus der alten Welt“ und der Zug der Sitte weist zu den elsäßischen Bauern hinüber, die oft noch weit deutscher in ihrer Art sind, als vieles Volk am deutschen Rhein.

In dem mittleren Theil der bayerischen Rheinebene tritt der Charakter eines Sand- und Heidelandes am stärksten hervor. Große Strecken sind nordwärts von Speyer mit Nadelholzwald bedeckt, weil der Boden zur Zeit noch keine entwickeltere Kultur gestattet. Wenn man in der Gegend des Speyerbaches in dem Flugsand der nun fast wagerechten Ebene watet, durch wasserarme, magere Kiefernwaldungen streift und in der Ferne nur selten den Kirchthurm eines Dorfes erblickt, dann könnte man ebensogut wähnen, in der Mark Brandenburg zu seyn als in der Pfalz. Auf der Sandfläche, die sich wie ein ausgetrocknetes Seebecken zwischen Speyer, Neustadt und Mutterstadt lagert, liegen die Dörfer weiter zerstreut als in der ganzen übrigen Vorderpfalz. Es ist dieß die Gegend der großen Dörfer und der großen Gemarkungen (Haßloch, Böhl, Schifferstadt, Meckenheim &c.)

während in dem unmittelbar angrenzenden Frankenthaler Strich die Siedelungen dicht und mannichfaltig nebeneinander gerückt sind. Bei Haßloch herrscht noch eigentlicher Ackerbau; bei Frankenthal wird er fast zu einem Gartenbau auf dem Felde. Daraus wachsen sociale Gegensätze hervor, die aber wiederum ihre Wurzel in einem scheinbar geringen Unterschied der Bodenbildung schlagen.

Die Ebene bei Frankenthal hat ein weit reicheres System von Bächen und Wassergräben. Der Rhein und die Vorhügel rücken hier weit näher zusammen. Die Wasser, welche langsam von den Hügeln herabfließen, führten Dammerde auf den Sand- und Kiesboden der Fläche; die Rheinfluth setzte bis tief ins Land hinein einen fetten Marschboden an. So ward der Sand überwunden, und die ganze Gegend ein Garten. Der großen Ebene bei Speyer ward die gleiche Gunst des Wasserlaufes nicht zu Theil. Dieser scheinbar höchst geringfügige Unterschied der Bodenbildung, über den kaum die genauesten Karten Ausweis geben, brachte dennoch so große wirthschaftliche und sociale Gegensätze in den beiden Flachlandstrichen hervor.

Das Auge des flüchtigen Beobachters sieht in der Vorderpfalz nur ein nach Boden und Volksart einförmiges Land; der schärfere Forscher dagegen wird eine vielgliederige Mannichfaltigkeit in dieser anscheinenden Monotonie entdecken. Ja ich getraue mir fast alle örtlichen Hauptzüge der deutschen Ethnographie hier in leise abgestufter Andeutung auf einer Strecke von wenigen Stunden Weges nebeneinander aufzuzeigen. Das fette Marschland der norddeutschen Meeresküsten mit seinen mehr noch der Zukunft als der Gegenwart angehörigen

Schätzen, findet sein Schattenbild in dem Rheinüberschwemmungsgebiet. Die wirthschaftliche Bedeutung großer kulturfähiger Sandflächen, auf denen Preußens ackerbauliche Macht ruht, spiegelt sich in den weitgedehnten sandigen Saatfeldern der Ebene von Speyer und Haßloch. Die ins Kleinste durchgearbeitete Gartenkultur des Feldes in den Frankenthaler Fluren und der Weinbau des Hügellandes versetzt uns in die reichen, aufs Aeußerste ausgebeuteten Striche Mitteldeutschlands; einzelne Dörfer der Hart verkünden jenen höchsten Glanz rheinischer Weinbauernwirthschaft, der dem tiefsten Elend die Hand reicht. Büchelberg im Bienwald ist ein reines Walddorf; einzelne Dörfer am Rheinstrom sind in Schmutz und Armuth so echte Fischerdörfer, wie nur irgend eine Gruppe von Fischerhüten am Meeresstrand, und gehen wir aus dem üppigen, von Menschen überfüllten Gartenlande bei Frankenthal und Dürkheim nur auf wenige Stunden ins Gebirg hinauf, so haben wir z. B. im Leininger Thal die mäßig befriedigte Existenz des deutschen Mittelgebirgsbauern unmittelbar neben dem proletarischen Volke einer verödeten Rhön- oder Vogelsbergsgegend, wie sie hier in den zerstreuten Hütten des „Matzenberges" getreulich abgeschildert ist. Und selbst die Abgeschiedenheit des Einödenbauers der Hochgebirge wird man nur eine kleine Strecke tiefer in den Schluchten der Vogesen wiederfinden.

An der Pfalz mag man Mitteldeutschland studiren, als das deutsche Ländergebiet, welches alle Gegensätze des deutschen Volksthumes wie der Bodenbildung auf den engsten Raum zusammengedrängt zeigt, eine Musterkarte deutscher Natur, zerstückt, wechselvoll und nur in dem Charakter verwirrender Mannichfaltigkeit einheitlich.

II. Das Hügelland vor der Hart.

Der lustige, leichtblütige Pfälzer hat seinen Stammsitz nicht im Sand oder Sumpf der Rheinebene, sondern im Hügellande, an der Hart. Hier ist die „fröhliche Pfalz" im Land wie in den Leuten. Wenn man im gemeinen Leben von „pfälzischer Art" schlechtweg spricht, so denkt man dabei gewöhnlich nur an die Bevölkerung dieses hügeligen Mittellandes. Denn hierher strömte seit alten Tagen der Verkehr; hierher lockte die Anmuth der Landschaft und die Fülle reizender Siedelungen; hier wucherte frühe bereits jene allgemeine schmeidigende Geistesbildung, welche den echten Hartpfälzer glauben macht, daß er schon von der bloßen Luft seiner sonnigen Hügel gescheiter würde als andere Leute; hier springt die Bodenkultur am glänzendsten ins Auge, und in Dorf und Stadt bergen sich zahlreiche Trümmer alterthümlicher Kulturdenkmale. So wird dieser Strich, der dem Raume nach der kleinste ist von allen pfälzischen Volksgebieten, generalisirend aufgefaßt, als schildere er das Volksthum der gesammten bayerischen Rheinpfalz. Vor dem kulturmächtigeren Land verschwinden in der oberflächlichen Anschauung die Besonderheiten der größeren, aber minder durchgebildeten Nachbarstriche.

Daß die Hartpfälzer allerdings zu etwas Appartem prädestinirt sind, zeigt schon die geologische Bildung dieses Vorhügelgürtels. Die ganze bayerische Pfalz zerfällt für den Geologen in drei massenhafte Hauptgruppen: das Alluvialland der Rheinebene, das Buntsandsteingebiet des gebirgigen

und das Steinkohlengebiet des hügeligen Westrichs, drei Gruppen, die auch in unserer ethnographischen Gliederung wieder hervortreten; denn auf anderem Boden wächst ein anderer Mensch. Allein außer den Alluvialpfälzern, den Sandsteinpfälzern und den Kohlenpfälzern gibt es auch noch eine vierte Art, die man nicht so kurzweg auf irgend eine Gesteinschicht taufen kann.

Wo die Buntsandsteinberge des Hartwaldes im Norden an den Donnersberg grenzen, da bricht eine wirre Mannichfaltigkeit von Gesteinen in die nordöstliche Berg- und Hügellandschaft herein: die riesige Porphyrkuppe des Donnersbergs, die mächtigen Porphyrfelsen des Rheingrafensteins und des unteren Alsenzgrundes; zwischen diese beiden Porphyrpartien schieben sich die nordöstlichsten Vorlager der Steinkohlenformation, in dieses Steinkohlengebiet aber sind wieder Enclaven von Melaphyr eingesprengt, oder es baut sich ein Wall von Melaphyr zwischen die Steinkohle und den aus Rheinhessen herüberdringenden Grobkalk (zwischen Kirchheimbolanden und Alzei). Der Grobkalk schickt dann südwärts seine Vorposten in die Hügelregion bis nahe gegen Neustadt und es beginnt von Grünstadt bis hinauf gen Weißenburg jener merkwürdige Diluvialstrich des Landes „vor der Hart“, wo nun auf langer schmaler Linie zwischen dem Anschwemmungsgebiet des alten Rheines und dem eintönigen Buntsandsteinwall der Hart das Diluvialgebilde mit Parcellen von Grobkalk, Muschelkalk und Granit wechselt und auf der bayerischen Südgrenze an die mittlere Tertiärformation stößt.

Auf diesem schmalen Strich, der nicht nur Berg, Hügel und Thal, sondern auch alle Gesteinarten des Landes wie auf

einer Musterkarte aneinander gereiht zeigt, auf diesem individualisirten, echt mitteldeutschen Strich wächst der gute Pfälzer Wein und erblühte am reichsten das fröhliche Pfälzer Leben. Immer aufs Neue führen uns diese Beobachtungen auf den Satz zurück, daß die bayerische Rheinpfalz, wie kaum ein zweites mitteldeutsches Gebiet, in verkleinertem Abbild die gesammte deutsche Boden- und Volksgliederung spiegelt. Die Pfälzer vor der Hart geben dann die Charakterfigur von rechten Central- und Urmitteldeutschen in dieser pfälzischen kleinen Welt.

Auf mannichfach gemischtem Boden erblüht menschliche Kultur am raschesten und vielseitigsten, wie die Pflanzen hier besonders reich und edel sprießen. Wo die bouquetreichsten Weine der Pfalz auf den Grenzgebieten contrastirender Gesteinarten wachsen, da gipfelte auch seit alter Zeit pfälzischer Fleiß und pfälzische Gesittung. Die deutschen Wein- und Obstproducenten haben auf ihrer Versammlung zu Würzburg darüber gestritten, ob nicht durch die Jahrhunderte lang fortlaufende gleichförmige und aufs Extrem getriebene Kultur der Weinberge gerade die altberühmten edelsten Rebenhügel zumeist an Produktionskraft abnehmen müßten, ob nicht auch der Boden im Weinbau übercivilisirt und auscivilisirt werde. Sie sind jedoch über diese Frage nicht so leicht schlüssig geworden, wie mancher moderne Ethnograph über die gleiche Frage in Betreff der Bevölkerung, die auf solchen uralten Kulturstrichen siedelt.

Aber nicht nur die Bodenart, sondern mehr noch die äußere Bodenplastik ward entscheidend, um die Hügelzone an der Hart vor allem pfälzischen Land zu begünstigen. Durch

die ganze Länge dieses Mittellandes konnte eine Hauptstraße geführt werden, bequemer und sicherer als die Parallelstraße am Rheinufer. Schon ein Historiker des neunten Jahrhunderts, Nithard, erwähnt des doppelten Zuges der Rhein- und Hartstraße. Als nämlich Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle zu Straßburg durch den vor versammeltem Volke geschworenen Eid sich verbündet hatten gegen Lothar, zog Ludwig die Rheinstraße über Speyer rheinabwärts, Karl aber längs der Vogesen über Weißenburg nach Worms. Diese Doppel-Straßenlinie ist so nothwendig im Terrain gegeben, daß ihre Entstehung gewiß schon mit den ersten Ursprüngen des Verkehrs überhaupt zusammenfällt, wie ja auch das ähnlich gebildete rechte Ufer gleichfalls seit unvordenklicher Zeit die Parallele der Rhein- und Bergstraße aufzuweisen hat. Wo das in seinem steilen Ostabfall wenig zugängliche Hartgebirg gegen die Ebene sich öffnet, da waren Punkte gegeben, auf welchen nothwendig die Straßen sich kreuzen, nothwendig Städte entstehen mußten. Die zahlreichen Städte und Städtchen an der Hart sind in ihrer Lage zumeist durch die Naturgesetze der den Bodenformen sich anschmiegenden Hauptverkehrslinien bedingt; die wenigen Städte der Rheinebene dagegen sind alle bis auf einen gewissen Grad zufällig in ihrer Lage. Wo z. B. Neustadt steht, und zwar genau auf demselben Punkte, wird und muß eine Stadt stehen, denn hier ist einer der wichtigsten Verkehrspässe vom Rhein gegen das Westrich, von Deutschland gegen Frankreich, und der schmale Durchbruch des Speyerbachs bestimmt scharf den Punkt, wo die Hartstraße mit der Westricher- und Rheinstraße sich kreuzen muß. In der Rheinniederung hat höchstens

Ludwigshafen und Germersheim eine annähernd nothwendige Lage.

Als die Pfalz im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert fort und fort ein Schauplatz kriegerischer Verheerung wurde, erkannten freilich die Gemeinden auch das Gefährliche einer solchen natürlichen Ortsposition an der großen Heerstraße. Sie hielten sich da und dort die Landstraßen möglichst weit vom Leibe, weil ihnen nicht nährender Verkehr, sondern nur Einquartirung und Plünderung auf diesen Straßen ins Dorf gezogen kam. So zieht die Neustadt-Landauerstraße auf eine Viertelstunde abseits der volkreichen Orte Diedesfeld und Maikammer und macht eine merkliche Kurve, um der Stadt Edenkoben geflissentlich aus dem Wege zu gehen.

Betrachten wir noch einige andere Städtepositionen des Hügelgürtels vor der Hart und dem Donnersberge. Unmittelbar an der Grenze auf elsässischem Gebiet liegt Weißenburg, den Paß, der an der Lauter ins Gebirg führt, beherrschend, dann folgt Bergzabern, an einem ähnlichen Engpasse, Landau an dem militärisch wie für den Verkehr wichtigen Austritte der Queich in die Ebene, Dürkheim am Isenachpasse, Kirchheimbolanden an dem Punkte, wo das höchst straßenfähige rheinhessische Hügelland wie eine große Bucht zwischen die Donnersbergsgruppe und die Hartgebirgskette hereindringt und der Kaiserstraße vom Rhein nach Lothringen die beste Richtung vorgezeichnet hat.

So ward das Hügelland vor der Hart zur natürlichen Verkehrsachse der ganzen Pfalz. Die Städtebildung war eine so nothwendige und zugleich auf einen so engen Raum zusammengedrängt, daß die Ortschaften des ganzen Striches ein

vorwiegend städtisches Gepräge erhalten mußten. Denn an dem Verkehr, der sich in jenen Hauptpunkten sammelte, nahmen alle Dörfer der Hartstraße mehr oder minder Theil. Genau derselbe Zustand bildete sich auf dem jenseitigen Ufer in der sogenannten „Bergstraße", wo gleichfalls eine ganze Linie von Städten und städtischen Dörfern durch den Austritt des Odenwaldes in die Rheinebene nothwendig vorbedingt war. Diese städtische Dörferbildung ist sehr alt. Aus zahlreichen Ueberresten alter Anlagen und Bauten erkennen wir, daß die großen Hartdörfer im sechzehnten Jahrhundert schon ganz ähnlich aussahen wie heute. Ja das stadtmäßige Zusammendrängen der Menschen auf einen engen Raum herrschte bei der damals mächtig wachsenden Volkszahl in einigen dieser Gemeinden dergestalt, daß Polizeimaßregeln wegen der Nichtbenützung von Wohnungen erlassen wurden.

Die landschaftschildernden Touristen haben früher diese rheinischen Gegenden häufig ein Italien in Deutschland genannt. Die Parallele trifft auch in dem Sinne zu, daß kein anderes deutsches Land so rein den städtischen Charakter in allen seinen Siedelungen ausgeprägt hat, gleichwie Italien vor allen Ländern Europas seit uralter Zeit das Land der Städte und der städtischen Dörfer ist.

Es gibt eben Gegenden, welche von der Natur so entschieden zur Städtebildung bestimmt sind, daß selbst vielhundertjährige Ungunst politischer und wirthschaftlicher Verhältnisse die Einwohner nicht verbauern lassen kann, und zu diesen Gegenden zählt der Hügelgürtel vor der Hart. In andern Landschaften mag man zwar einzelne Städte gründen, selbst Großstädte mögen dort erwachsen, und dennoch wird

das ganze Land immer ein Bauernland bleiben. So z. B. auf den gliederungslosen Hochflächen um München, überhaupt im hochgebirgigen Oberdeutschland und der norddeutschen Tiefebene. Während im mittelgebirgigen Deutschland zahllose Dörfer mit ein paar hundert Einwohnern je ein Städtchen vorstellen, sind dort Landstädte von doppelt so vielen Tausenden bewohnt, weit eher große Dörfer zu nennen. Das macht der genius loci, der aber nicht ein nebelhaftes Gespenst ist, sondern eine auf die topische und wirthschaftliche Landesart sehr bestimmt zurückzuführende Basis des ganzen Volkslebens.

Auch der Umstand, daß seit alter Zeit vorwiegend eine Handelspflanze — der Weinstock — an den Hügeln vor der Hart gebaut ward, wirkte dazu, die Dörfer städtisch zu machen. Wo eine Handelspflanze den Boden beherrscht, da hält sich kein strenges Bauernthum. Steigert sich die Kultur des Tabaks und der Runkelrübe in der Rheinebene noch einige Jahrzehnte in der gegenwärtigen Progression, dann werden auch dort neue Städte, städtische Dörfer erwachsen. Immer aber wird hier noch ein Unterschied bleiben zwischen dem Hügelland und der Fläche. Denn ein Theil der Hügelregion hat absoluten Weinboden, einen Boden, der vernünftigerweise zu gar keiner anderen Kultur verwendet werden kann. Dagegen ist der Tabaks-, Flachs- und Rübenbau in der Ebene etwas relatives, wandelbares. Also auch in diesem Sinne ist die städtische Art der Vorhügelbewohner eine Nothwendigkeit. In der jenseitigen Pfalz ist von landwirthschaftlichen Vereinen ein Preis auf die Ausrottung von Weinbergen in der Ebene gesetzt worden. Wirthschaftlich und social hielt man die gesicherten Verhältnisse des Getreidebaues da für wünschenswerth,

wo noch die Wahl gestattet ist zwischen Getreide oder Wein. Den Bewohnern der Neustadt=Dürkheimer Linie läßt der Boden diese Wahl nicht: sie müssen Wein bauen, müssen kämpfen mit allen Krisen des Weinhandels, halb Kaufleute und halb Bauern seyn, halb städtisch und halb ländlich, oder ganz zu Grunde gehen.

Aus diesem Gesichtspunkte der absoluten, ausschließenden oder der bedingten und beschränkten Weinkultur kann man das ganze Hügelland vor der Hart in drei wirthschaftliche Gruppen theilen, die auch für den Ethnographen entscheidend werden.

Auf der Linie von Edenkoben bis Dürkheim lagert sich nur ein schmaler und gegen Norden immer schmaler zusammenlaufender Saum von Hügeln zwischen Gebirg und Ebene. Namentlich zwischen Neustadt und Dürkheim hat unsere ganze Zone durchschnittlich nur die Breite je einer Ortsgemarkung. Dieses schmale Hügelgebiet ist aber fast durchaus absoluter Weinboden. Im Getreide= und Kartoffelbau, in Weide und Wiesland sind die Bewohner höchst eingeschränkt, der Weinstock beherrscht das Land. Und zwar sind die Lagen so günstig, daß sich ein stadtähnliches Dorf eng an das andere reiht. Wir erhalten dadurch Ortschaftsbildungen der eigensten Art, stundenlang an den Höhen hingestreckte Dörferzeilen. So bilden Neustadt, Winzingen, Hart, Gimmeldingen, Lobloch und Mußbach gleichsam eine einzige zusammenhängende Stadt von Weinbauern. Ruppertsberg, Deidesheim, Forst und Wachenheim sind kaum je auf eine Viertelstunde von einander entfernt. Dieses Zusammenhängen volkreicher Ortschaften begünstigt den Betrieb von allerlei Klein=

gewerb und hebt den Unterschied von Stadt und Land auf. Andererseits fehlen aber die örtlichen Vorbedingungen zu großartigen industriellen Entwicklungen. Für Fabriken ist der Boden zu theuer, der Wasserlauf zu dürftig, der Tagelohn zu hoch. Die auf stundenlang aneinandergewachsenen kleinen Städte und Dörfer werden doch niemals zu einer großen Stadt sich concentriren. Die Bewohner sind gebunden an Kleingewerb und Weinbau. Unsere Zeit ist aber beidem nicht mehr sonderlich günstig. In den physischen und topischen Zuständen ist dieser Landstrich vom Himmel mit Gnaden übergossen; dennoch ziehen nur mehr Einzelne als die Masse der Bevölkerung den materiellen Segen daraus.

Das Klima ist in der Neustadter Region so mild und trocken, daß es den Weinbau aufs Aeußerste begünstigen muß, den Futterbau dagegen, zumal bei der geringen Masse fließenden Wassers, häufig benachtheiligt. Im Durchschnitt von fünfzig Jahren sollen bei Neustadt nur einmal die Trauben nicht reif werden, während die Futterkräuter nicht selten durch Trockenheit verderben. Der Volksglaube sucht diese physikalische Thatsache sich in poetischer Personifikation zu versinnbilden und auf eine Ursache zurückzuführen. Er sagt, der Donnersberg sey der Vater der Trockenheit für das Land vor dem Gebirg, indem er die Wolken zu sich herabziehe, der sympathetische Freund der Donnerwetter, wie schon sein Name andeute, und also gleichsam ein riesiger Wetterableiter; der Seberberg dagegen schicke die Gewitter gegen die Ebene; der Kalmit sende verheerenden Hagelschlag in die Umgegend. Die Zopfetymologie vergangener Jahrhunderte glaubte daher den Namen des letzteren Berges flugs von mons calamitatis

herleiten zu müssen. So wird auch der „Hoheberg“ bei Rodt als ein „Wasserberg“ bezeichnet, der das Wetter anzeigt. Braust es im Innern, dann schlägt das Wetter um. Der Regen, den das Gebirg an sich zieht und von sich sendet, ist beim Hohenberg als innerer Wasserreichthum versinnbildet. Bricht einmal die dünne Erdkruste, die dieses ungeheure Wasserbehältniß deckt, dann wird alles Land ringsum überschwemmt werden, und nicht umsonst mahnt ein tiefer Brunnen in Rodt, durch den die Wasserströmung aus dem Hohenberg hörbar dahin brausen soll, an die dämonische Wassermacht des Hartgebirgs.

Für die sonnige Milde der vorderpfälzischen Hügel spricht schon die frühe Erntezeit. Der Bauernspruch sagt hier: „Kilian setz' die Sichel an.“ Kilianstag ist aber schon am 8. Juli. So fordert man von einem gehörigen Herbst, daß Sanct Michael (am 29. September) mit der Weinbütte auf dem Rücken komme. Bei übermäßigem Sonnenbrand tröstet der in dieser Weingegend sehr wahre Spruch, daß „die Sonne noch keinen Bauer zum Land hinaus geschienen habe.“

Daß die Configuration der umliegenden Bergzüge das ausnahmsweise südliche Klima des mittleren Striches vor der Hart mit begünstige, ist freilich auch für den wissenschaftlichen Naturforscher nicht zu bezweifeln. In der benachbarten Rheinebene ist die mittlere Jahreswärme eben durch den mangelnden Schutz der Berge, die größere Regenmenge und die Nebel des Flusses merklich geringer. Obgleich die geradlinige Entfernung von Mannheim bis Dürkheim kaum vier Wegstunden beträgt und die Erhebung des Bodens nur unbedeutend differirt, so ist hier doch schon eine dreifache Abstufung der mittleren Jahreswärme wahrzunehmen. Am Rheinufer berechnet

man die mittlere Temperatur auf + 8,02° R, für die Rheinebene auf 8,1 — 2° R., für die Neustadt-Dürkheimer Weinregion auf 8,4° R. Im Gebirg, westlich von Neustadt sinkt dann die Temperatur sofort wieder bedeutend. Also auch hier zeigt die Pfalz aufs consequenteste das verkleinerte Urbild mitteldeutscher Art; denn die mitteldeutschen klimatischen Verhältnisse stehen durch ihre Vermeidung der Witterungsextreme, bei höchst individuell mannichfaltiger Abstufung auf engstem Raum, den einheitlich gleichmäßigen und schroffen Klimaten der norddeutschen Tiefebene und des hochgebirgigen Oberdeutschlands aufs unterschiedlichste gegenüber.

Bis hierher faßte ich vorwiegend das Centrum des Hügellandes vor der Hart, die Gegend von Neustadt und Dürkheim ins Auge. Minder extreme Verhältnisse zeigt der südliche und nördliche Flügel der langgedehnten Hügellinie.

Sowie man von Neustadt südwärts gegen Bergzabern und Landau geht, gewinnen die Weinberge eine andere mit jeder Stunde Wegs bestimmter ausgesprochene Physiognomie, die uns eine Nüance des Bodens und der klimatischen Verhältnisse verkündet. Es beginnt nämlich, wie die Fachleute sagen, eine neue Art der „Rebenerziehung,“ und wo der Boden diese veränderte Erziehung der edelsten Kulturpflanze forderte, da erzieht er auch eine andere Art des Volkes.

Oberhalb Neustadt nämlich hebt in den Weinbergen der sogenannte „Rebbau auf Kammern“ an, oder die „Kammererziehung“ des Weinstocks. Es werden die Rebenpfähle nicht bloß der Länge des Weinberges nach zu Spalieren verbunden, sondern je zwei Spalierreihen nochmals durch querübergelegte Latten zu einem etwa 3 — 4 Fuß hohen Laubengang. Der

Wuchs des Weinstockes wird dadurch höher und breiter und durch eine größere Masse von Trauben die geringere Qualität ersetzt. Und zwar werden stufenweise die Kammern höher, und folgerecht die Weinberge üppiger im Laub und malerischer, — d. h. aber auch der Wein geringer — je mehr man sich der elsässischen Grenze nähert.

Dieser Kammerbau wird bedingt durch den schweren, zäheren Lehmboden, und die größere Feuchtigkeit und Kälte des Klimas, wie es sich hier unter dem Einflusse der immer mächtiger hervortretenden Waldberge der Vogesen, der immer reichlicher von Bächen und Wiesgründen durchschnittenen und nicht mehr im Osten unmittelbar von einer heißen Sandebene begrenzten Rebenhügel gestaltet. Wo der Kammerbau beginnt, da hört das reine, absolute Weinland auf. Er ist eine der ältesten Rebenbauarten. Das Volk, welches diese alterthümliche Erziehungsweise des Weinstocks festhielt, ist auch in seinem übrigen Herkommen schon um eine Stufe alterthümlicher geblieben, als der nach Neuem begierige Neustadter Pfälzer. Aus dem Unterelsaß dringt der Kammerbau herüber in die bayerische Pfalz, und diese Verwandtschaft einer so wichtigen Bodenkulturform mag uns schon hier, wo wir bloß von den örtlichen Vorbedingungen der Ethnographie sprechen, einen Fingerzeig geben, daß auch unterelsässische Sitte und Tracht, elsässische Nebelkappen und Holzschuhe, elsässisches Brod und elsässisches conservatives Bauernthum in diesem durch den Boden verwandten pfälzischen Landstrich zu suchen sey. Die von den Franzosen auch nach dem Frieden von Ryswick noch erhobene Prätension, wornach eigentlich die Queich die wahre nördliche Grenze von Unterelsaß

wäre, hätte sich allerdings ethnographisch weit besser als rechtlich begründen lassen.

Ist nun schon das Centrum und der südliche Flügel unserer Hügelregion unterschieden und ethnographisch symbolisirt durch die Rebenerziehung, so läßt sich der Vergleich auch auf den nördlichen Flügel fortsetzen. Denn vom eigentlichen Rheingau, direkt vom Johannisberg und Steinberg herüber, ist in die Thäler der Nahe und Alsenz eine dritte Rebenerziehung — der Pfahlbau — eingedrungen. So öffnen sich denn auch diese Thäler in Sitte und geschichtlicher Erinnerung gegen den Mittelrhein, wie das Bergzaberner Land gegen den Elsaß. Wir erhalten drei Arten der Rebenerziehung auf vorderpfälzischem Hügelboden: an Pfählen wächst der Wein im Norden, an Rahmen in der Mitte, in Kammern im Süden, und entsprechend stuft sich das Volksthum dreifach ab. Nach drei Seiten ist seit alten Tagen das Gesicht dieser Hügelbewohner gewandt. Nach Mainz und Bingen schaut der Mann vom Donnersberg und von der Nahe; ins Elsaß schauen die Leute südlich der Queich; der Central- und Urpfälzer aber, der seinen Wein am Rahmen zieht, schaut nur in sich hinein und findet dann, daß er sich selbst genug sey.

Der Gürtel der Vorhügel wird von Neustadt südwärts immer breiter und endet bei Langenkandel in einer 3—4 Stunden langen Basis, die wie der Uferrain eines alten Seebeckens an der Niederung des Bienwalds abfällt. Je breiter und bewegter sich aber die Hügelwellen gegen die Rheinebene ausdehnen, je verwickelter also hier die Bodenplastik wird, um so mannichfaltiger wird auch die Bodenkultur. In den Vorhügeln bei Landau und Bergzabern beherrscht die Rebe nicht

mehr den Boden und das Volksthum. Wald, Wiese und Feld tritt fast gleichgetheilt hinzu, so daß hier für minder glänzende, aber auch im Allgemeinen gediegenere Bauernexistenzen Raum gegeben ist. Hier sitzt darum auch die dichteste Bevölkerung der Pfalz (im Kanton Landau 11,912 Einwohner auf der Quadratmeile), wie dieser Strich überhaupt einer der dichtest bevölkerten Deutschlands ist. Die überwiegend Wein bauenden Gegenden von Neustadt und Dürkheim zeigen dagegen nur beiläufig 6500 Seelen auf gleichem Raum.

Aehnlich in der Kirchheimbolander Gegend, wo der Feldbau dominirt, wo reiche Bruchstücke jenes weiland kurpfälzischen Oberamtes Alzei hereinragen, welches man schon in alter Zeit die „Kornkammer der Pfalz" genannt hat, wo reiche Waldungen, die Landwirthschaft befruchtend, zu den Hügeln herüberziehen und nur hier und da ein Haustrunk Weines in der Gemarkung gebaut wird, mit Ausnahme weniger ganz besonders begünstigter Lagen, wie etwa des Zeller Thales, wo unter dem Schutze eines gegen Norden abschließenden Höhenrückens und auf Kalkhängen, deren Situation lebhaft an die Flur der Hochheimer Domdechantei erinnert, neuerdings die Weinkultur in ihrer höchsten Ausbildung eingezogen ist.

In dieser Mannichfaltigkeit des Anbaues beruht die Dauer festgegründeten Wohlstandes bei den Bewohnern des nördlichen und südlichen Flügels der Hügelregion. Und wo die ökonomischen Verhältnisse stätig sind, da wird sich auch die Entwicklung der Sitte wie des gesammten Volksgeistes als eine stätige zeigen. Mit Stolz lenkt der Pfälzer den Blick des Fremden auf diesen gesegneten Strich vor der Hart, „wo selbst die Bettelleute Kapitalsteuer zahlen." Was Deutschland an

Obst und Gartenfrucht Köstliches bietet, das findet sich hier. Schon die Ortsnamen sprechen für das Alter dieser Kultur. Da finden wir ein Nußdorf, einen Birnbach und Aepfelbach, eine Kästen- (Kastanien) burg, selbst Waldreviere, die ihren Namen vom Weinbau herleiten, einen Ritter Schnittlauch von der Kästenburg, einen Ritter von Knoblauch und einen von Holzapfel. Als die Pfälzer unter Friedrich dem Siegreichen zur Schlacht bei Seckenheim anrückten, hatten sie ihre Helme mit Nußlaub geschmückt, einem ächten Wahrzeichen des Landes. Seit unvordenklicher Zeit ziehen Kähne und Schiffe mit pfälzischen Nüssen und Kastanien befrachtet den Rhein hinab nach Holland; in unsern Tagen aber führt das Dampfschiff selbst frische Kirschen von der Hart nach London. Von dem köstlichen Weinwuchs brauche ich nicht wiederholt zu reden. Die neuere Zeit hat den pfälzischen Wein wieder zu seinen mittelalterlichen Ehren gebracht, die eine Weile fast verschollen schienen, und wenn man nach Umständen 6000 Gulden für ein Stück 1852er Deidesheimer Auslese zahlt, so ist selbst die alte Nebenbuhlerschaft zwischen Pfalz und Rheingau wiederhergestellt. Vielleicht bringen's die Pfälzer auch noch so weit wie die Schwaben, die in guten Jahrgängen Trauben von solchem Gehalt erzielen, daß, wenn der Bürgermeister nur eine Beere am Mund zerdrückt, die ganze Gemeinde davon einen Rausch bekommt. Je kunstreicher aber der Wein wird, desto einfacher scheint der „Herbst" zu werden. Die Fremden ziehen schon längst mehr um der Traubenkur als um des volksfestlichen Herbstes willen an den Rhein. Die Herbstgebräuche sind Ruinen wie fast alles Alterthümliche in der Pfalz. Aber auch diese Ruinen sind noch malerisch gleich den andern.

Feuer lodern von den Bergen, um die Befreiung der Weingärten von dem Banne des Flurschützen zu verkündigen. Dieselben Dornen, womit man die Wege abgesperrt, werden zu Haufen zusammengetragen und zum Freudenfeuer verbrannt. Die Polizei hat zwar verboten im Weinberg zu schießen und zu knallen, aber bei der Lese wird doch immer noch gesungen und gejubelt und an der Kelter gesungen und erzählt und der Pritschmeister geht noch immer durch die Rebgelände auf und nieder, um die lässig lesenden Mädchen zu züchtigen, und wenn er statt der Strafe sich mit einem Kuß abfindet, so kann er, je nachdem der Kuß mehr oder minder klebrig, die Güte des Jahrgangs prophezeien — nach Kobell'scher Mostprobe. Auch bei diesen Trümmern der Herbstgebräuche drängt sich wiederum die nationalökonomische Frage in den Vordergrund. Nur der reichere Besitzer wird natürlich eine größere Herbstfeier zum besten geben; aber der ganz reiche, fabrikmäßig wirthschaftende Kapitalist kümmert sich hier, wie überall, gar nichts um den Volksbrauch. In seinem Weinberg wird gearbeitet, nicht gefeiert. Also der reichere Gutsherr des älteren Schlages, den noch nicht der Instinkt der Feindschaft gegen alle Volksalterthümer als etwas „Mittelalterliches" bewegt, gibt bei einem guten Herbste wohl noch seinen Arbeitern ein kleines Fest mit überlieferten Schnörkeln. Da wird dann auch wohl noch am Schluß der Lese der malerische Heimzug angeordnet, welchem der Gutsherr selber voranreitet, indeß das letzte Faß reichgeschmückt folgt, darauf ein Bacchus sitzt, den der pfälzische Volksmund in einen „Bajaß" verwandelt, und in langer Reihe bewegen sich die Arbeiter hinterdrein. Im Hofe der Herrschaft wird dann durch ein allgemeines Trak-

tament dem Ganzen der rechte Schluß gegeben. Das sind aber alles Dinge, die man fast mehr nur vom Hörensagen als vom Sehen kennen lernt. Die Pfälzer meinen, im Rheingau sey noch mehr altmodische Herbstfeier; die Rheingauer schicken Einen in die Pfalz, und schließlich ist hier so wenig wie dort zu holen.

III. Das gebirgige Westrich.

Ich sagte oben, es ist nicht ein Uebergangsgebiet, sondern eine scharfe Linie, welche den Ostrand des Westrich von der Vorderpfalz scheidet. Ganz anderes Land, andere Leute kommen hinter dem Vorwall der Hart. Es gibt keinen bestimmteren Gegensatz zu absolutem Weinland als absolutes Waldland und beides steht hier unvermittelt nebeneinander. In manchen der fruchtreichsten Striche der Vorderpfalz ist schon lange vor der französischen Revolution bitter geklagt worden über die Entlegenheit der Waldungen, die schwierige Holzzufuhr und wahren Holzmangel. In vielen Waldgegenden des Gebirges dagegen mag man umgekehrt klagen über den Mangel an ausgiebigem Ackerboden bei Waldüberfluß. Doch begann schon im vorigen Jahrhundert die Ausführung der Hochstämme als Floßholz zum holländischen Schiffbau diesem Ueberfluß theilweise ein Ende zu machen.

Am Rheinufer finden wir reine Fischerdörfer, wie etwa Altripp, fast auf einer Insel gelegen, mit einer kleinen Gemarkung, die überwiegend aus Wiese und Wald besteht, ein Dorf, dessen Bevölkerung gar keine andere Wahl hat, als

dem altväterlichen Gewerbe der Schifffahrt und der Fischerei treu zu bleiben. Das Fischerdorf Roxheim hat sogar eine „Fischkirchweih." Vor der Hart stießen wir auf ebenso nothwendige reine Weindörfer. Hier im gebirgigen Westrich haben wir etliche reine und ursprüngliche Holzhauerdörfer. So Dansenberg bei Kaiserslautern, welches erst in ziemlich neuer Zeit von Holzhauern an einer lichten Stelle mitten im alten Reichswald erbaut worden ist. Denselben Ursprung schreibt man der Gemeinde Lindenberg hinter Neustadt zu. Das Emblem im Ortssiegel von Dansenberg — ein Baum, darauf ein Vogel fliegt — wird auf die Vogeljagd gedeutet, der weiland die Dansenberger Holzhauer in ihren Mußestunden unter den Fenstern ihrer Häuser obgelegen haben. Man sieht, im gebirgigen Westrich athmet Alles Waldesduft.

Höchst eigenthümlich zeigt sich der Gegensatz des Waldlandes im Gebirg und des waldlosen vor der Hart in dem Besitz der sogenannten „Geraiden." Zahlreiche Dörfer nämlich von Neustadt aufwärts, die im Vorland gelegen, keinen oder nur geringen Waldboden in unmittelbarer Nähe haben, besitzen ihre Waldungen weitab im Gebirg, wo gerade auf der diesem Strich parallelen Strecke die ausgedehntesten, kaum hier und da von spärlichen Siedelungen unterbrochenen Wälder liegen. Diese „Geraiden" oder „Haingeraiden," die früher ein Gemeinbesitz der betheiligten Ortschaften waren und ihr eigenes Gericht hatten, welches auf dem „Geraidestuhl" unter freiem Himmel die Streitigkeiten der Geraidegenossenschaft schlichtete, sind seit 1826 an die einzelnen Gemeinden nach Feuerstellen abgetheilt. So ist also hier ganz buchstäblich und unmittelbar das Gebirg die Holzkammer des Vorlandes und

reiner Wald und reines Feld massenhaft nebeneinander gesetzt. Nach alter pfälzischer Volksmeinung soll der Frankenkönig Dagobert den Dörfern vor der Hart den köstlichen Besitz dieser „Geraiden" geschenkt haben, wie denn Dagobert überhaupt im geschichtlichen Sagenkreise der Vorderpfalz vielfach als der große Wohlthäter, als der erste deutsche Colonisator des Landes erscheint.

Der Vorderpfälzer hat in der Regel kein Verständniß für die Natur des Westrichers. Er unterschätzt diesen so eng verwandten Nachbar, der ihm als ein Fremder erscheint, weil derselbe auf ganz anders gebildetem Boden ein ganz anderes Leben führen muß als er.

Selbst gemeinsame politische Schicksale vermochten diesen von der Natur vorgezeichneten Gegensatz nicht auszugleichen. Kurpfälzisches und Speyerisches Gebiet griff vordem in das Westrich hinüber, Zweibrückisches in die Vorderpfalz. Aber die volksthümliche Unterscheidung des Vorderpfälzers und des Westrichers wurde dadurch so wenig aufgehoben als durch die moderne Verbindung beider Landstriche im bayerischen Rheinkreis.

Es ist das allgemeine Vorurtheil der Bewohner fruchtreicher Ebenen gegen die Siedler eines rauhen Waldgebirges, das Vorurtheil des Marschbauern gegen die Geestbauern, welches der Vorderpfälzer gegen den Westricher hegt. Da unten im Weinland, wo es, nach Pfälzer Redeweise, „schon um einen ganzen Rock wärmer ist," schaut man mitleidig zu den Waldbauern hinauf, als zu Leuten, die von Natur geringer sind, die schlechter wohnen, schlechter sich kleiden und nähren, denen nicht die Kraft vorderpfälzischer „Weinknochen" im Leibe steckt,

da ihnen die Kartoffeln ja schier „zum Halse heraus wachsen.“ Aber Alles hat seine Zeit, auch Vorderpfalz und Westrich, und die Zeit ist wohl nicht mehr fern, wo die Westricher in ökonomischem und socialem Gedeihen es werden aufnehmen können mit der Vorderpfalz.

Ueber die Ausdehnung des Westrich sind die Gelehrten noch sehr uneinig, die Ungelehrten, die Leute aus dem Volk dagegen sind einiger darüber geworden, weil sie sich an die handgreiflichen Landes- und Volksgestaltungen halten und nicht an historische Untersuchungen. Mag der mittelalterliche Sprachgebrauch unter dem Westrich das Flußgebiet der Saar verstehen, die moderne wissenschaftliche Topographie dagegen nur noch einen kleinen Theil des Saargebietes zum Westrich zählen und dessen Hauptmasse ostwärts fortschieben bis an den Vorderzug der Hart: im Munde des Volkes ist „Westrich“ jetzt alles das Land in Rheinbayern, welches den Gegensatz bildet zur Vorderpfalz. So sagt auch schon Widder in seiner geographischen Beschreibung der Kurpfalz: „das vogesische Waldgebirg, welches heutigen Tages gemeiniglich nur das Westrich genannt wird.“ Die alte Kunde von dem „Westrich“ der karolingischen Ländertheilungen ist gänzlich verklungen; der Begriff des Westrich, früher ein politischer Territorialbegriff, ist beim Volke allmählig ein topographischer und ethnographischer geworden. Niemand denkt dabei mehr an die Stammbedeutung des Wortes, an ein Westreich, und zum Wahrzeichen dieses vergessenen Wortsinnes wechselt der Sprachgebrauch und sagt bald das Westrich, bald der Westrich. (Die mittelrheinischen Mundarten vertauschen überhaupt gern das Geschlecht der Hauptwörter, gleichwie andere deutsche Stämme zur Confusion in

den Casusbildungen neigen. So sagt man in der Pfalz und im ganzen Rheinfrankenland bis ostwärts gegen Bamberg und südwärts zur schwäbischen Grenze nicht „der Bach,“ sondern „die Bach,“ nicht „die Traube,“ sondern „der Trauben;“ man nennt das Rheinland zwischen Mainz und Bingen nicht „den Rheingau,“ sondern „das Rheingau;“ man sagt am Mittelrhein „der Eis“ für „das Eis,“ und damit die Oberrheiner ihren mittelrheinischen Brüdern nichts vorzuwerfen haben, so sagen sie bis tief in Allemannien und Schwaben hinein „der Butter“ statt „die Butter;“ die Hessen an der oberen Lahn aber, die sich sonst schon eines kleinen Hiebes norddeutscher Sprachreinheit berühmen, wollen auch nicht zurückbleiben in diesem Punkt und sagen das Markt statt der Markt.)

Wie der volksmäßige Begriff des Westrich allmählig ein ganz neuer geworden ist, entsprechend einem neuen ethnographischen Gebilde, so ergeht es auch im Volksmund mit der „Hart“ als Bezeichnung der Pfälzer Vogesen. Vordem erstreckte man die Hart nur auf die nördlichste Gruppe dieser Bergkette bei Neustadt, dann dehnte man die Benennung weiter aus bis zu den Bergen an der Queich, wo in der That eine bestimmte ethnographische Grenzlinie war, jetzt hat man sich schon gewöhnt alles pfälzische Vogesengebirg bis zur Weißenburger Lauter Hart zu nennen. Der neue politische Verband Rheinbayerns wirkt also hier schon neugestaltend auf die topische Auffassung beim Volke. Wie sich das Volk allmählig zu einem neuen Ganzen verbindet, so sucht es auch neue einheitliche Namen für die Landschaften und Bergzüge der gesammten Provinz.

Das Westrich theilt das Schicksal vieler mitteldeutscher Gebirgsgegenden, daß die Bewohner den Namen ihres heimathlichen Gaues scheuen und lieber überall wohnen wollen als im Westrich. Auf der Eifel, dem Westerwald, dem Vogelsberg, der Rhön finden wir das Gleiche. Diese halbe Verläugnung der eigenen Heimath sticht scharf ab gegen den Stolz der Hochgebirgsbewohner auf ihr Gebirg. Aber die Erklärung liegt nahe. Neben jenen rauheren Höhenzügen Mitteldeutschlands lagern fette Ebenen, die in alter Zeit von einem reicheren, gebildeteren, häufig auch politisch freieren Volke bewohnt waren; die Leute in den Bergen fühlten sich arm und gedrückt neben ihren Nachbarn. Das Hochgebirg dagegen war der Sitz eines uralt freien Bauernthums, das sich in seine Eigenthümlichkeit einspann und von den Nachbarn im Flachland kaum Kenntniß nehmen wollte, geschweige denn sie beneidete.

Der verwickelte Knoten einer Grenzbestimmung des Westrich im Norden gegen die dort ins Gebirg herübergreifenden üppigen Thalgründe und Berghänge der Hügelregion wird von dem heutigen Pfälzer gemeiniglich dadurch rasch zerschnitten, daß er sagt: wo in den Thälern der Alsenz, der Lauter, des Glan der Weinbau aufhört, da fängt das Westrich an. Ja man unterscheidet sogar geradezu zwischen „Weinpfalz“ und „Westrich.“ Weinland und glückliches Land ist aber in der pfälzischen Volksmeinung noch immer eben so häufig gleichgeltend, wie Berg- und Waldland und armes Land; der Wein macht gescheidt und aufgeklärt; der Waldbauer bleibt seine Lebtage verstockt und einfältig.

Schon im Leininger Thal begegnete mir's, daß ein Wirth, bei dem ich lediglich Eier zur Abendmahlzeit begehrt, mir

bemerkte, da ich eben in das Westrich eingetreten sey, so fürchte ich mich wohl auf Dörfern etwas anderes zu essen als Eier; hier im vorderen Gebirg sey übrigens solche Vorsicht noch nicht nöthig; käme ich dagegen in das eigentliche „Westrich,“ so rathe er mir allerdings zu den Eiern, denn was unser Herrgott nicht selber vor den schmutzigen Händen der Westricher Bauern geschützt habe, das könne man dort nur im Dunkeln mit Appetit essen. So urtheilte ein Westricher, der nur nicht auf dem „eigentlichen Westrich“ daheim seyn wollte, über das Westrich; nun mag man sich denken, wie etwa ein verwöhnter Vorderpfälzer urtheilen wird, dem schon die bloßen Westricher Ortsnamen grauenhaft im Ohr klingen, wenn er etwa bei „Eulenbiß“ gedurstet, im „Schmalenberger“ Revier gehungert und bei „Höh-Fröschen“ und „Höh-Einöd“ gefroren hat, beim „Murrmirnichtviel“ und „Kehrdichannichts“ in die Irre gelaufen ist, bei „Schauerberg“ an die üble Statur der Westricher Häuser und bei „Schneckenhausen“ und „Potzberg“ an die üble Statur der Westricher Bauernmädchen denkt, bei „Donnsieders,“ „Trulben,“ „Hilst,“ „Bliesbolgen,“ „Tschifflik,“ „Peppenkom,“ „Contwig,“ „Winzeln“ und „Schindhart“ aber eine wahre wilde Jagd barbarischer Westricher Namen sammt allen Reminiscenzen jener mit Stroh und Ginstern gedeckten Häuser, deren Straßenfaçade mit Misthaufen ornamentirt ist, an seinem inneren Auge vorbeiziehen sieht.

Und dennoch kann das Westrich nicht bloß in landschaftlicher Schönheit gar wohl mit der Vorderpfalz sich messen; es übertrifft sie sogar in der Ursprünglichkeit des Volkslebens, in der Fülle noch unausgebeuteter Wirthschaftsquellen, und der Vorderpfälzer würde in vielen Fällen nicht einmal sein

Haus bauen und seine Stube heizen können, wenn ihm der Westricher nicht das Material dazu lieferte aus dem reichen Schatze seiner früher fast werthlosen, jetzt aber täglich im Werthe wachsenden Bodenprodukte.

Das gebirgige Westrich — das im Norden bei Göllheim an das Donnersberggebiet grenzt, im Westen bei Kaiserslautern und Pirmasenz in das Westricher Hügelland übergeht — ist in seiner geologischen Zusammensetzung ein einförmiges Bundsandsteingebirg. Allein die Bodenplastik ist darum nichts weniger als einförmig. Tiefgerissene Thäler und Schluchten, scharfkantige Berge mit grotesken Felskronen wechseln mit rundlichen Kuppen, mit sanften Hängen, mit breiten groß und massenhaft aufgebauten Höhenzügen. Ein höchst mannichfaltiges Wassernetz, nach allen Winden ausströmend, durchschneidet das Land. Charakteristisch ist dabei die Kleinheit und Wasserarmuth aller dieser Bäche. Zahllose kleine Seitenthäler sind im Sommer ganz trocken. Seen gibt es nicht. Die vielen kleinen Weiher, (die pfälzische und überhaupt mittelrheinische Lokalbezeichnung für Weiher ist „Woog") zu denen früher das Wasser in den engen Thalrinnen hie und da angestaut war, sind neuerdings meist trocken gelegt worden. Die landschaftliche Schönheit hat dadurch verloren, die alte Ergötzlichkeit der Fischerei, um derentwillen dieses Gebirg im Mittelalter berühmt war, ist fast ganz erloschen; die Gesundheit der Gegend aber hat außerordentlich gewonnen. So soll z. B. in Hertlingshausen im Leininger Thal vor 30—40 Jahren mitunter die ganze Bevölkerung fieberkrank gewesen seyn und am Landstuhler Bruch und im Kaiserslauterner Reichswald herrschten Miasmen und Sumpffieber ähnlich wie heute noch an den Rheinsümpfen von Wörth

und Germersheim. Seitdem aber die Hertlingshauser Weiher abgelassen worden sind, ist auch das Fieber verschwunden, und mit der Trockenlegung der Weiher und Sümpfe am Reichswald ziehen die Miasmen ab. Dagegen hat sich in einigen Thälern des Westrich das Nervenfieber fest eingenistet, und folgt — der Volksmeinung nach — dem Rinnsal des Wassers.

Die künstliche Trockenlegung der zahllosen kleinen Weiher, welche noch vor hundert Jahren fast alle deutschen Waldgebirge schmückten, wiederholt sich in dem ganzen mittelgebirgigen Deutschland. Man mag darin ein Wahrzeichen der hier am allgemeinsten durchgebildeten Bodenkultur erkennen, zugleich aber auch der so höchst mannichfaltigen Kulturfähigkeit dieser Gaue. Korn zu schneiden und Heu zu mähen auf dem fetten Weiherboden gibt freilich reicher aus als Fische zu fangen. Wo in den oberdeutschen Gebirgen die Seen im langsamen Naturproceß zu Morästen, günstigenfalls zu Torfstichen versumpfen, da legt man sie in Mitteldeutschland künstlich trocken zu Acker- und Wiesland.

Die relative Wasserarmuth der pfälzischen Berge ist schon von gar vielen Landschaftsschilderern als der merklichste Mangel in den herrlichen Naturbildern dieser Gegend hervorgehoben worden. Spärlichkeit der Quellen und des Wasserlaufs charakterisirt überhaupt die Pfalz, und im Rheinüberschwemmungsgebiet, wo Wasser genug und zuviel ist, mangelt es wenigstens an gutem Trinkwasser.

Die Inschrift eines alten Steines, der vor dreihundert Jahren bei Winzingen gesetzt wurde zum Markzeichen für den zwischen Kurpfalz und Speyer strittigen Wasserlauf des Rehbaches, ist darum ein topographisches Motto für gar manchen Pfälzer Landstrich:

„Hier stehn wir Beide
Kur- und Fürsten,
Thun nach Wasser dürsten
Nicht für unsern Mund,
Sondern daß beiderseits
Unsere Müller malen kunnt.“

Es ist darum auch nicht zu verwundern, daß die Pfälzer so stolz sind auf den Brunnen von Altleiningen und ihn als den stärksten und schönsten Brunnen in ganz Deutschland preisen. In Nord- und Mitteldeutschland dürfte er in der That wohl nicht wieder seines Gleichen finden; denn zwanzig fast armsdicke Wasserstrahlen springen nebeneinander unmittelbar aus einer kühlen Felsengrotte hervor; der Abfluß des Brunnens ist so stark, daß er ganz nahe der Quelle bereits eine Mühle treibt, und ebenbürtig der wunderbaren Fülle ist die Reinheit des Wassers. Die Natur hat hier auf einem Punkte verschwendet, womit sie auf hundert andern karg gewesen ist.

Obgleich nun aber das gebirgige Westrich nicht zu den wasserreichen deutschen Gegenden gehört, so zählt es doch zu den waldreichsten. Auf drei Punkten der bayerischen Pfalz concentrirt sich der Wald dergestalt, daß er mächtiger wird als das Ackerland: am Donnersberg, in der Bienwaldniederung und im gebirgigen Westrich. Das letztere Gebiet ist aber bei weitem das ausgedehnteste. Auf einer Strecke, die gegen 10 Stunden lang und 3—6 Stunden breit ist, bedeckt zusammenhängender Wald das Land, und die Ackerfluren erscheinen nur als aus dem Waldland herausgeschnitten, während im hügeligen Westrich Feld und Wald sich ziemlich die Wage hält, in der Vorderpfalz aber das Feld überwiegt. Ein raffinirter Fußgänger kann von der Südgrenze bei Eppenbrunn

etwa 12 Stunden gegen Nordosten marschiren und dabei seine Richtung ohne Zwang so nehmen, daß er bis Standenbühl weder ein Dorf berührt, noch jemals auf eine Viertelstunde den Wald verläßt. Hier ist die große Vorrathskammer von Holz und Bruchsteinen für das ganze umliegende Land. Straßen von so trefflicher massiver Bauart, daß man meinen sollte, sie verbänden volkreiche Städte, führen manchmal nur in die tiefste Waldeinsamkeit hinein und sind lediglich Holzabfuhrwege. Denn das Holz ist hier so hoch gewerthet, daß es weit kostspieligere Transportmittel gestattet als in Oberdeutschland. So ausgedehnt der Wald des gebirgigen Westrich ist, so hat er darum aber doch keine Waldwüsteneien, keine Urwaldspartien mehr, wie die Wälder des Hochgebirgs. Auch die Trockenheit des Bodens läßt kein so malerisch üppiges Beiwerk von Moos, Gras, Blumen und wildwucherndem Unterholz aufkommen, wie im Hochgebirgswald. Und so sparsam manche Theile unseres Gebietes bevölkert sind, so ist doch hier der Bauer vielmehr auf Holzlesen, Streurechen und andere kleine Nebennutzungen des Waldes angewiesen als in minder auskultivirten Gegenden. Mit der Ginster des Waldes, den sogenannten „Pfriemen," ersetzt der arme Bauer das Stroh im Viehstall, wie Stroh und Ziegeln auf dem Dache, ja die Weindörfer am Saume des Waldes würden geradezu verderben, wenn ihnen derlei Waldnutzungen nicht einen Theil des mangelnden Feldbaues ersetzten. Darum treibt hier Noth und Verzweiflung zum Holzfrevel, während in den Wäldern des Hochlandes Uebermuth und Wagelust zum Jagdfrevel treibt, und man begreift die Angabe, wornach auf etwa 40 Klafter gefällten Holzes in Rheinbayern je ein Klafter gefrevelten kommen soll.

Allein obgleich der ertappten Forstfrevler so viele sind, wird der Forststraffonds doch nicht reich, ein Beweis, daß fast nur die vollendete bittere Armuth zu diesem Frevel verführt. Jene mittelalterliche Romantik der Wilderei, die den Wilddieb, der „mit Hörnern und Hunden“ zur Jagd auszieht, fast als einen ritterlichen Abenteurer feiert, den leise und verstohlen zum Wald schleichenden „Sockenwilderer“ dagegen verachtet, kennt man in der Pfalz wohl kaum mehr. Im Volk der süddeutschen Hochgebirge klingt allerdings noch etwas nach von dieser Unterscheidung.

Der alte Widder sagt von diesen pfälzischen Wäldern: „Die große Wildfuhr ist vortrefflich, und am kleinen Waidwerk, Geflügel ebensowenig als an Fischen und Krebsen nirgend ein Mangel.“ Schon Ludwig der Fromme begab sich „in die Waldheimlichkeit des Westricher Gebirges,“ um dort nach Herzenslust zu jagen und zu fischen.

Das gebirgige Westrich ist noch immer nicht ganz arm an Wild; im Centrum des Gebirgs, in dem Reviere von Johanniskreuz findet sich noch eine ausgesucht reiche Jagd, sogar ein Bestand von Auerhähnen, als letzte Reminiscenz der glänzenden kurpfälzischen Auerhahnfalzen beim „Speckheinrich,“ und wem es nach Raubwild gelüstet, der kann in manchem harten Winter oder Frühjahr wohl auch einen Wolf zum Schuß bekommen, der aus dem benachbarten Frankreich herüberstreift. Allein jene alte Jagdherrlichkeit, davon so manches Jagdschloß und Försterhaus in diesen Wäldern erzählen könnte, ist denn doch fast überall eine verklungene Sage. Durch Wirthshäuser in abgelegenen Walddörfern, die im Schild noch den Titel führen „zum Jäger aus Kurpfalz“ oder zum „jagd-

baren Hirsch" und dergleichen, wird man wohl noch an die weiland herrschaftliche Jagdlust erinnert, die in diesen Gründen ihren Haupttummelplatz hatte, und unvergessen im Gedächtniß des Volkes ist das Uebermaß und der Uebermuth des Jagdwesens, wie es in der leiningischen Zeit bei Jägerthal an der Isenach getrieben wurde, unvergessen die Jagdleidenschaft jenes Bischofs von Speyer, der im vorigen Jahrhundert von seinem eigenen Domkapitel bei Kaiser und Reich verklagt wurde wegen des Jagddruckes, womit er die Bauern geschunden. Bei Hohenfels am Donnersberg hat das Volk einen kaiserlichen Hauptmann vom Falkenstein zur Büßung seiner Jagdleidenschaft in einen Rehbock verwandelt werden lassen, der sich solange im Walde umtrieb, bis er zuletzt von einem königlich bayerischen Förster geschossen wurde. Hiermit war der alte Jagdspuck auch am Donnersberg definitiv gebannt. Das Volk singt noch das Lied vom „Jäger aus Kurpfalz" und auf den Kirmessen wird die Melodie dazu noch immer besonders gern zum Tanze aufgespielt: der Kulturhistoriker aber muß sich erst einen Commentar zu diesem Liede ausforschen, das Volk kennt dessen Sinn und Bedeutung nicht mehr. Die Gebildeteren schämen sich sogar dieses Liedes als des besonderen pfälzischen Nationallieds, weil der Text zur einen Hälfte nichtssagend und zur andern Hälfte sinnlos ist. Aber gerade darum ist er ächt und alt, ein Denkmal einer Zeit, wo das pfälzische Volk noch nicht superklug gewesen, und noch mit Humor und Behagen eine Nichtigkeit und eine Dummheit sagen konnte. Sieht man freilich so manchen nüchtern praktischen, rationellen Pfälzer unserer Tage, dann begreift man kaum diese doch ziemlich nahe Vergangenheit des pfälzischen

Volkslebens, wie man beim Anblicke des kahlen Wald- und Wildstandes so manches pfälzischen Landstriches schwer begreift, wie ein Jägerlied das eigentliche Leiblied der Pfälzer werden konnte. Da muß man dann in den prächtigen Buchenhochwald des gebirgigen Westrich gehen, oder — ist man auf dem rechten Rheinufer — in die stolzen Wälder von Heidelberg, und die lustige Hornweise des „Jägers aus Kurpfalz" wird uns heute noch durch die Seele klingen, wie denen, die vor hundert Jahren dieselben Pfade zogen, und es wird uns so heimlich zu Muthe werden in dem stillen Frieden dieser verborgenen pfälzischen Welt, daß wir aus dem grünen Grase träumend in den blauen Himmel hinaufblicken und nun erst die alten Pfälzer ganz verstehen, die sich ohne Kritik erfreuten an dem — wie die Studenten sagen — „göttlichen Blödsinn" ihres „Jägers aus Kurpfalz."

Das gebirgige Westrich mit seinen Felsen und Wäldern, seinen Burgen und Klosterruinen ist der Hauptsitz der pfälzischen Romantik. Wollte man eine Sagenkarte von Rheinbayern entwerfen, so würde der Landstrich vom Saume der Hart zum Donnersberg und den Nahebergern herüber nebst den inneren Thälern der Vogesen am reichsten mit Stellen gezeichnet seyn, woran sich Sagen und Mährchen der deutschen Vorzeit knüpfen. Die Rheinebene hat dafür ihre römischen und altfränkischen Alterthümer und Ueberlieferungen voraus, und im hügeligen Westrich sind es die historischen Sagen der kleinen Herrschaftsstädte des 17. und 18. Jahrhunderts, die namentlich dem Zweibrücker Land einen eigenthümlichen Sagenschmuck anderer Art verleihen.

Der Sagenreichthum des gebirgigen Westrich hängt mit

der topischen Bildung des Landes zusammen, und nur in diesem Sinne rede ich hier davon. Das Gebiet des pfälzischen Vogesensandsteines ist erfüllt von phantastischen und abenteuerlichen Naturscenenen, von romantischen Landschaftsbildern, an welche sich der sagendichtende Geist des Volkes heftete; und selbst die Nüchternheit des lebenden Geschlechtes konnte diese Ueberlieferungen nicht so rasch vergessen machen wie in den Nachbargauen, da hier die Natur selbst ihre unverwüstlichen Gedächtnißtafeln der alten Kunden aufgestellt hat. So fordern die abenteuerlichen Felsbrocken des Dahner und Annweiler Thales auch die nüchternste Phantasie zu poetischem Spiele heraus, und obgleich viele der augenfälligsten unter diesen Naturgebilden nicht einmal mehr einen besonderen Namen haben, oder von den modernen Leuten mit verzweifelt prosaischen Namen getauft worden sind, so spuckt doch immer noch Volksaberglaube genug in diesen Felsen, die wie Burgen über den Kranz der Buchenwipfel emporwachsen. Häufiger vielleicht noch wie anderwärts bringt man hier den Teufel mit diesen tollen Naturspielen in Verbindung, und daß wir hier so ganz besonders viele Teufelsberge, Teufelssteine, Teufelstische, Teufelsmauern und dergleichen finden, ist doch wohl neben der allgemeinen Liebhaberei des deutschen Volkes an mythischen Teufeleien etwas charakteristisch Pfälzisches. Denn nirgends wohl nimmt das Volk noch lieber den Teufel in den Mund als in der Pfalz (und überhaupt am Mittelrhein). Wer hier kräftig sprechen will, der muß „teufelmäßig“ sprechen und „schlitzöhrig“ seyn im Gedanken und „vielmäulig“ im Wort „wie des Teufels Großmutter,“ und die Rede muß rasch dahinfahren „wie der lüftige Teufel,“ und „hol mich der

Teufel" ist dabei nur gleichsam eine Interpunktion, ein nachdrückliches Ausrufszeichen bei jedem Satzschluß. Dafür ist aber auch ein bedenksames Wahrzeichen des Landes jener Erker am Wirthshaus zu Einöd bei Zweibrücken, durch dessen Fenster der Teufel eine Braut holte mitten aus dem Hochzeitreigen, weil sie selbst am Hochzeittage hatte sagen müssen: „Hol' mich der Teufel." Aus dieser Fabel zieht sich aber der ächte Pfälzer nicht die Moral, daß man überhaupt den Teufel aus dem Munde lasse, sondern daß lediglich eine Braut am Hochzeittage nicht sagen solle: „Hol' mich der Teufel!"

Also in den Schluchten und Wäldern des Westrich hält sich noch Spuck aller Art verborgen, in andern Landestheilen sollen die Gespenster für immer abgezogen seyn, als in den neunziger Jahren die Franzosen einrückten. Schätze sind noch zu heben in den Klosterruinen des Westrich, Ritter und Edelfrauen gehen noch um in den Burgen der Hart, und von den Dutzenden von Bergen, in denen Friedrich Rothbart verzaubert ruht, gehören zwei dem gebirgigen Westrich an, nämlich der Trifels und die Burgstatt der alten Kaiserpfalz in Lautern; — doch nicht als stehende Residenzen des kaiserlichen Schläfers, sondern nur als eine Art Absteigquartier, wo jede Nacht ein Bett bereit gehalten wird für den hohen Gast, der, nach pfälzischer Lesart, unter der Burg von Hagenau seinen Bart durch den Tisch wachsen läßt.

An dem langen einsamen Waldweg von Göllheim nach Alsenborn liegt ein vereinzeltes ehemaliges Wirthshaus, das „Häuschen" genannt. Dort tummeln sich die Spuckgestalten moderner volksthümlicher Räubergeschichten, wie anderswo die Gespenster des Mittelalters. Als zur Zeit der ersten französischen

Revolution häufig einsame Reisende durch diese Waldwildniß den Umweg der Kaiserstraße zu kürzen suchten, sollen nicht Wenige derselben bei der Einkehr im „Häuschen“ ermordet und in dem großen Ziehbrunnen, der heute noch auf dem Hofraum gegen die Straße steht, versenkt worden seyn. An die Verübung dieser Gräuelthaten wie an die endliche Entdeckung hat die Phantasie des Volkes bereits einen ganzen Kreis historischer Sagen geknüpft, in ihrer Art vortreffliche Gegenstücke zu der Schauerromantik der unfern gelegenen Mordkammer am Donnersberg.

Eine Gegend, welche durch den Reiz malerischer Wildniß sich auszeichnet, welche für Burgen und Bergschlösser so besonders günstiges Terrain bildet, wird in der Regel keine sehr glänzende volkswirthschaftliche Vergangenheit haben. Auf dem ganzen mittleren Höhenzug des gebirgigen Westrich liegt fast kein einziges Dorf; nur einzelne Forsthäuser und Höfe beleben die stille Waldeinsamkeit. Nur ganz wenige Städte sind am Saume dieses Striches zu zählen; die inneren Thäler haben gar keine Stadt und die Dörfer selbst sind arm und klein im Vergleich mit den städtischen Ortschaften der Vorderpfalz. Sieht man von den Burgen ab, dann zeigt das gebirgige Westrich nur sehr wenig architektonische Denkmale des Mittelalters; denn vor anderen Künsten ist die bildende Kunst im Gefolge des Reichthums.

Mehrere wichtige Hauptstraßen durchschneiden unser Gebiet; sparsamer sind die Seitenwege. Aber jene Hauptstraßen haben nicht den Zweck *in* das Gebirg, sondern *durch* das Gebirg zu führen. Sie vermochten darum auch nicht Verkehr, Handel, Industrie bei den Bergbewohnern hervorzurufen;

sondern höchstens lockte der Durchgangsverkehr eine Reihe von Gastwirthen und Fuhrmannsfamilien in die Straßenorte. Solche Fuhrmannsdörfer findet man namentlich an der großen Kaiserstraße, die nach Paris führt (z. B. Bexbach und Erbach bei Homburg). Seit die Eisenbahn dort das Frachtfuhrwesen zumeist trocken gelegt hat, hält es den alten Fuhrmannssippen ebenso schwer, stillsitzende Bauern zu werden, wie einem Nomaden sein Zelt mit einem Haus zu vertauschen, und in den Wirthshäusern gedenkt die ältere Generation noch mit Schmerzen jener Glanzzeit des Westricher Reiseverkehrs unter Napoleons Herrschaft, wo ein Posthalter hundert Pferde halten mußte, der jetzt mit sechsen zu viel hat, wo mehr Marschäle und Generäle, Minister und Gesandte täglich im kleinsten Stationsdorfe einkehrten, als jetzt Handwerksbursche, und wo ein Postillon nicht einmal dankte, wenn er von einem Extrapostreisenden nicht mehr als einen Fünffrankenthaler Trinkgeld bekam.

Die stolzen Straßenbauten durch die vielgewundenen engen Felsthäler des Gebirgs waren das großartigste Monument im Westrich, ein Triumphmal moderner Technik, bis die Eisenbahn kam und mit ihren noch viel kühneren Tunnels und Brücken und Viadukten die alten Straßen in Schatten stellte. Aber schon zeigt es sich, daß die Eisenbahn eine viel tiefere Bedeutung für das Westrich bekommen wird als die alte Chaussée mit all ihrer napoleonischen Kriegsherrlichkeit. Denn die Eisenbahn ist nicht mehr bloß ein Durchgangsweg für das Westrich, der einige Fuhrmannsdörfer fett macht: sie führt zugleich in das Gebirg hinein; jeder Steinzug, jeder Kohlenzug, der die Naturschätze desselben zum Rhein hinunter

trägt, gibt Zeugniß davon. Im Westrich schlummert die pfälzische Industrie und auch das gebirgige Westrich, das bis dahin dorf- und städterarme, burg- und felsenreiche romantische Westrich wird sein Theil daran erhalten.

Schon erblickt man in manchem engschluchtigen Westricher Waldthal — wie bei Trippstadt, Hochstein, Eisenberg am Eisbach ꝛc. — mächtige moderne Hüttenwerke neben mittelalterlichen Ruinen; tief unter den Grundmauern der „Wolfsburg" braust der Bahnzug durch den Felsenschacht des Burgberges, und ganz nahe der Bahn ist bei Diemerstein das Lustschloß des modernen Technikers, der den imposanten Schienenweg durch die Felsen führte mit alten Burgtrümmern zu einem phantastisch kecken Gesammtbild verbunden. Kaiserslautern, die Metropole des gebirgigen Westrich, gewinnt, neu aufblühend, von Jahr zu Jahr entschiedener das Gepräge einer Fabrikstadt.

In dem Uebergang des Westrich vom reinen Wald- und Ackerbau zu industrieller Arbeit ist eine Thatsache von großer ethnographischer Tragweite ausgesprochen, die für die Würdigung der Volkszustände der ganzen Pfalz, ja des gesammten mittelgebirgigen Deutschlands wohl erwogen werden muß. Die Pfalz ist in der Periode nicht eines bloß quantitativen wirthschaftlichen Fortschrittes, sondern einer qualitativen Umwälzung der alten Wirthschaftszustände begriffen. Ackerbau und Kleingewerb treten zurück gegen die größere Industrie und den damit zusammenhängenden Anbau neuer Handelspflanzen. Die einzelnen Landschaften vertauschen ihre ökonomischen Rollen. Am Rheinufer erhebt sich die Fabrikindustrie — in Frankenthal, Oggersheim, bei Ludwigshafen ꝛc. — der Boden-

werth steigt, Tabak- und Runkelrübenbau zieht den Bauer in ganz neue Kreise des Geldverkehrs und Handels. Die vordem so reiche Landschaft vor der Hart verliert an wirthschaftlicher Bedeutung, während sich im Innern des armen Westrich Paläste der Industrie neben die mit Ginstern gedeckten Hütten reihen, und lohnende, wenn auch sauere Arbeit aller Art dem Westricher Waldbauer in reichem Maße zuwächst.

Diese Erscheinung hängt mit den Bodenverhältnissen eng zusammen. Im Westrich sehen wir massenhaftes und absolutes Waldland, in der Vorderpfalz massenhaftes und absolutes Feldland. Die meisten Gemeinden können nicht nach Bedürfniß wechseln mit verschiedenen Gattungen der Bodenkultur; sie können ebensowenig bei steigender Bevölkerung ihren Grundbesitz beträchtlich erweitern; denn die Pfalz gehört zu den auskultivirtesten Gegenden Deutschlands, und vom Neubruch öder Gründe kann hier kaum mehr die Rede seyn. Gar häufig sucht der Bauer seinen Acker allmählich in den Weg hinein zu erweitern, und man sieht genug Feldwege und Pfade, die mit jedem Jahre ein klein Stück schmäler werden; so begierig ist man hier nach dem kostbaren Boden. In der Vorderpfalz bepflanzt man bereits die Böschungen des Eisenbahndammes mit Klee und Kartoffeln, an den Telegraphenstangen ranken sich Bohnen in die Höhe, jede Sumpf- und Wassergrube wird in eine kleine Weidenpflanzung verwandelt, Chausseegräben und Burghöfe in Kleefelder. In vielen Wäldern fällt kein Blatt vom Baum und wuchert kaum ein Unkraut auf, welches nicht landwirthschaftlich benutzt wird, und nicht bloß zwischen den volkreichen Dörfern der Hart, sondern auch bis tief in die einsamen

Wälder des Westrichs hinein begegnet man kleinen Kindern auf der Landstraße, die jedes Excrement von Pferden und Rindvieh sorgfältig in Körbe sammeln, damit ja auch nicht eine handvoll Dung dem Acker verloren gehe. Hier läßt sich also die Wirthschaft quantitativ nicht mehr rasch und ausgiebig steigern, sie muß qualitativ einen Umschwung gewinnen, wenn nicht Uebervölkerung eintreten soll. Dieser von der Landesnatur geforderte qualitative Umschwung hat jetzt begonnen durch das Eindringen der großen Industrie und der ausgedehntesten Handelspflanzenkultur, wo früher bloß Getreide- und Weinbau, Waldwirthschaft und Kleingewerbe herrschte. Eine solche wirthschaftliche Veränderung schafft aber natürlich auch social ein neues Volk. Seit kaum zehn Jahren haben schon manche pfälzische Städte einen ganz neuen Charakter erhalten; ebenso rasch ändert sich der Bauer. Dadurch kommt dann eine gewisse Unruhe in das Volksleben, ein unstätes, halbfertiges, haltloses Wesen, wie es allen entschiedenen Uebergangsperioden eigenthümlich ist. Da der gleiche wirthschaftliche Umschwung gegenwärtig aber nicht bloß in der Pfalz, sondern fast im ganzen mittelgebirgigen Deutschland auftritt, so läßt sich auch die gleiche Folge eines aufgelösten, zersetzten, in Gährung begriffenen Volksthumes für Mitteldeutschland überhaupt wenigstens zum Theil in der angedeuteten Weise erklären. Unruhe, Neuerungslust, rascher Wechsel der Sitten traten nicht zu allen Zeiten so scharf wie jetzt im Charakter der Mitteldeutschen hervor. Die Pfalz hat auch ihre Periode eines festgegründeten, beharrenden Volksthumes gehabt, z. B. in jenen glücklichen Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts. Fast jedes alte Haus der Dörfer vor der

Hart redet heute noch in seinem schmuckreichen Mauerwerk von dem gefesteten pfälzischen Bauernthum jener Tage. Dieß war aber auch eine Periode gefesteter wirthschaftlicher Verhältnisse, nicht einer wirthschaftlichen Revolution. So ist es auch heute noch dem Volk der norddeutschen Tiefebene leicht gemacht, die überlieferte Art zu bewahren und stätig zu entwickeln. Denn die Grundformen der Wirthschaft sind dort die alten geblieben: Handel in den Städten und ein ins Große gearbeiteter Ackerbau auf dem flachen Land. Es ist noch Raum da, die altüberlieferte Betriebsamkeit quantitativ weithin zu steigern; von einem allgemeinen qualitativen Umschwung der gesammten Wirthschaft ist nicht entfernt die Rede. So führt uns die Naturbedingung der Bodengestalt auf wirthschaftliche Nothwendigkeiten, und diese wieder auf nothwendige Gestaltungen des Volksthumes. Denn die moderne Ethnographie soll nicht bloß das dürre Wissen von der äußeren Erscheinung des Volkes seyn; sie erhält vielmehr die Weihe einer echten Wissenschaft erst dadurch, daß sie das Volksleben in seiner inneren Nothwendigkeit erkennt und die äußeren Thatsachen desselben darstellt als das Produkt aller organischen Entwicklungen der Natur wie der geistigen und materiellen Kultur eines Landes.

Nach seiner örtlichen Befähigung zu industrieller Blüthe zerfällt das gebirgige Westrich in zwei unterschiedene Theile. Im Süden und Südwesten, in der Gegend von Pirmasenz und Dahn, dann auch weiter nordwärts auf dem mittleren Höhenzug ist das Terrain so zerrissen, felsig, die Schicht fruchtbaren Bodens auf mächtigen Felsrücken häufig so dünn, daß von ausgiebigerem Anbau, von ausgedehnterer Ansiedelung,

ja selbst von einer bedeutenden Erweiterung des Straßennetzes vorerst kaum die Rede seyn kann. Diese Gegend kann nur zweierlei seyn: entweder ein dünnbevölkertes Waldland, oder, wenn man eine größere Bevölkerung künstlich erzwingen wollte, ein Land des ausgeprägtesten Proletariates. Den besten Beleg für Letzteres gibt das ehemalige hessische Amt Lemberg mit seiner künstlichen Hauptstadt Pirmasenz. Hier in den Grenzwaldgebirgen gegen Eppenbrunn nud Ludwigswinkel hinüber, wo vor hundertundfünfzig Jahren noch Räuberbanden ebenso häufig des Weges zogen als friedliche Reisende, wo heute noch Fuchs und Hase sich gute Nacht sagen und die Wege über die nackten Felskämme trotz der musterhaften Arbeiten der neuesten Zeit oft noch eben so schwer zu befahren sind, wie zu der Zeit, wo Moreau's Munitionswägen zu Dutzenden hier in die Tiefe stürzten: herrscht trotz der dünnen Volkszahl dennoch wirkliche Uebervölkerung. Die Soldatencolonie, durch welche Landgraf Ludwig XI. von Hessen eine Stadt und Dörfer da schuf, wo vordem nur Weiler und Forsthäuser standen, lieferte den Beweis, daß man mit Allem spielen kann, nur nicht mit den Naturgesetzen der Bevölkerungspolitik, und daß ein Einzelner allen Dingen leichter Trotz bieten mag als den Naturgesetzen des wirthschaftlichen Lebens. Die Tausende von fremden Leuten, welche jener Landgraf in die öde Gegend verpflanzte, existirten solange ganz gut als sie von fürstlichem Solde zehren konnten. Als dieser ein Ende nahm, suchten sich die verlassenen Pirmasenzer durch gewerbliche Arbeit zu retten. Die Geschichte der Schuh- und Pantoffelfabrikation des Städtchens ist eine höchst merkwürdige Episode für einen Historiker der Nationalökonomie. Allein

wo die ganze Lage eines Ortes Protest eingelegt gegen industrielle Entwicklung, da läßt sich dieselbe auch durch den Fleiß der Verzweiflung nicht erzwingen. In wenigen Jahrzehnten sank die Einwohnerzahl von Pirmasenz fast um die Hälfte, und zwar in der Epoche vor der großen pfälzischen Auswanderung. Aehnlich erging es in den umliegenden Dörfern. Wo seit Jahrhunderten nur Raum für zwei bis drei Bauern gewesen, hatte sich über Nacht ein bevölkertes Dorf gebildet. Aber wo jeder mächtige Regenguß ein ganzes Ackerfeld wegschwemmen kann, daß nur noch die nackte Felsplatte übrig bleibt, da läßt sich der Bodenertrag gewiß nicht ebenso rasch steigern, wie eine arme Menschensippschaft sich vermehrt. Die Natur behauptete ihr Recht: das Dorf blieb zwar stehen, allein mit den gültigen bäuerlichen Existenzen blieb es auch beim Alten. Zwei bis drei Bauern im Dorfe haben Besitz, ganz entsprechend jenen ehemaligen zwei bis drei Höfen vor der landgräflichen Zeit, die übrigen Insassen sind Proletarier, die sich mit dem Hunger und dem Nervenfieber um das Leben disputiren.

In diesem der Kultur so schwer zugänglichen Theil des hohen südlichen und mittleren Gebirges finden wir das Extrem des Gegensatzes zu dem Klima des Neustadter Vorhügel. Auf den Höhen bei Frankenstein, nur wenige Stunden von Neustadt entfernt, ist die höchste Wasserscheide oder, wie die Pfälzer sagen, die höchste „Schneeschmelze" und die rauheste Gegend. In dem kältesten Winter unseres Jahrhunderts — von 1829 auf 1830 — der noch ebenso lebendig und fast sprüchwörtlich hier in der Leute Gedächtniß steht, wie der Sommer des Jahres 1811 als der heißeste, sank das Thermometer auf

der Frankensteiner Höhe bis 27° unter Null. Die Rauheit der kahlen Bergrücken bei Pirmasenz, der rasche, oft gesundheitsgefährliche Witterungswechsel daselbst, die feucht-kühle Luft des sumpfigen Kaiserslauterner Hochbeckens läßt das Klima dieser Gegenden wohl in Parallele stellen mit dem der südbayerischen Hochflächen. Es ergibt sich aus alledem als etwas Nothwendiges, daß die relative Bevölkerung der besprochenen Gegend des Waldgebirges eine sehr dünne seyn muß. Im Kanton Waldfischbach kommen nur 2659 Bewohner auf die Quadratmeile, im Kanton Dahn gar nur 2304, im Kanton Anweiler 3433. Es sind dieß die niedrigsten Ziffern in ganz Rheinbayern, und wir mögen uns auch hier die ungeheueren Contraste veranschaulichen, die in der Pfalz nebeneinander auf engstem Raum bestehen, wenn wir erwägen, daß in dem nahegelegenen Kanton Landau fünfmal soviel Menschen auf demselben Raume wohnen, wie im Kanton Dahn. Die Ziffern würden sicher ein noch grelleres Verhältniß darstellen, wenn wir statistische Durchschnittsberechnungen für unsere ethnographischen Gruppen besäßen; denn in den Veröffentlichungen des statistischen Bureaus sind die Zahlenergebnisse nur nach der politischen Gliederung der Kantone, Landkommissariate 2c. zusammen gestellt. Da diese Bezirke aber die natürlichen topischen und ethnischen Gruppen des Landes ganz willkürlich durchkreuzen, so ist das Resultat einer solchen Kantonsstatistik für den Ethnographen immer nur ein annäherndes und mit Vorsicht zu gebrauchen. Wenn einmal die Wissenschaft der Volkskunde den gebührenden inneren und äußeren Rang gewonnen haben wird, dann wird auch ein Zweig der Statistik, als der ethnographischen, ihr dienstbar

werden, wie überhaupt ein großer Theil der Zahlenstatistik erst Fleisch und Blut erhält durch die mit den Ziffern verknüpften Ergänzungen, Begründungen und Folgerungen der Ethnographie.

Je weiter man gegen Norden fortschreitet oder seitab den mittleren Stock des Gebirges verläßt, um so günstiger wird dessen Bildung für Landwirthschaft, Industrie und Verkehr. Die Thäler bieten sich bequemer zur Straßenführung; zahlreiche floßbare Bäche führen den Holzreichthum zur Ebene hinaus. Die nackten Felsrücken verschwinden mehr und mehr unter fruchtbarer Dammerde. Im Landkommissariat Pirmasenz (wie auch am Ostrande der äußeren Hart) konnte der Fluch der lüderlichen Forstwirthschaft der französischen Zeit bis heute noch nicht überall getilgt werden. Kahle Gipfel, die sonst waldreich waren, zeigen dort jetzt den vom Regen abgespülten öden Fels und sind für lange Zeit oder für immer der Kultur verloren. In den nördlichen Strichen der inneren Hart hat die günstigere Bodenplastik den Schaden wenigstens heilbar gemacht. Fruchtbare Thalgründe führen hier die Betriebsamkeit wie den Volkscharakter der Ebene und der Vorhügel tief ins Gebirg herein. So grenzen bei Landstuhl die landwirthschaftlichen Musterdörfer der Sickinger Höhe ganz nahe an jene absolute Waldregion, die weiland reine Holzhauerdörfer hervorrief, und ein gutes Wahrzeichen auch für die Zukunft mag es uns seyn, daß vordem gerade aus einem der rauhesten Striche am Saume des gebirgigen Westrich, aus der Gegend von Kaiserslautern, eine der merkwürdigsten Agitationen für die Bodenkultur der Pfalz hervorgegangen ist. Dort war es nämlich, wo sich im Jahre 1769

Freunde der Bienenzucht zusammenthaten, um der Ungunst des Bodens durch Versuche einer rationellen Landwirthschaft Trotz zu bieten. So wurden aus den Bienenfreunden Freunde der Landwirthschaft, aus diesen die weit verzweigte sogenannte „physikalisch-ökonomische Gesellschaft," aus dieser eine „Kameralschule," die später mit der Universität Heidelberg vereinigt, wohl als eine Vorläuferin der modernen staatswirthschaftlichen Fakultäten angesehen werden darf. So befruchtete das Westrich die Vorderpfalz mit landwirthschaftlichen Anregungen und gab eines der nicht zahlreichen Beispiele, daß auch die linksrheinische Kurpfalz dem damals so sehr bevorzugten rechten Ufer mit seinem bildungsstolzen Heidelberg die Ehre des Vortritts in Sachen der Landeskultur abgewinnen könne.

IV. Das hügelige Westrich.

Unter dem hügeligen Westrich begreife ich: das Gebiet der großen, von Hügeln umsäumten Torfmoorniederung, die sich vom Saume des Gebirgs bei Kaiserslautern westwärts nach Homburg zieht, dann gen Norden den bayerischen Antheil an dem pfälzisch-saarbrückischen Steinkohlengebirg und im Süden das wellenförmige Hügelland des Bliesgebietes bis hinauf zu den Waldbergen von Pirmasenz und Waldfischbach.

Diese Westricher Hügel führen mich auf einen geographischen Volkssprachgebrauch der Pfälzer und überhaupt der Mitteldeutschen. Man nennt nämlich die Hügel bei Zweibrücken, Blieskastell 2c. hier keineswegs Hügel, sondern „Berge." In Mitteldeutschland ist man mit dem letztern Wort überhaupt

viel freigebiger als in Oberdeutschland, wo die Nähe des Hochgebirges den Maßstab steigert, während in der norddeutschen Küstenfläche wohl gar ein fünfzig Fuß hoher Erdhaufen, der nicht einmal ein rechter Hügel ist, zu dem Ehrentitel eines Berges kommt. Es bekundet jedoch den richtigen sprachlichen Instinkt des Volkes, daß es so viele kleine Höhen der mitteldeutschen Gebirge noch als Berge bezeichnet, während z. B. das altbayerische Volk die meist absolut viel höheren, über die Thalsohle mindestens gleich mächtig aufsteigenden Erhebungen des Isarraines unter Wolfrathshausen, des Lechraines bei Schongau ꝛc. nur ganz ausnahmsweise als Berge, höchstens als „Büchel" (Bühel) gelten läßt. Denn nicht die Höhe allein macht den Berg. Die Selbständigkeit des Baues, der Bewaldung, überhaupt der landschaftlichen Physiognomie, mitunter sogar die geologische Eigenart kann auch den größeren Hügel zum wirklichen Berg erheben. Darum hat das Volk im landschaftlich und geologisch individualisirten Mitteldeutschland mit Recht jede, auch wenig erhabene, aber selbständige, gleichsam persönlich eigenthümliche Höhe einen Berg genannt und diese kleinen Berge mit großentheils uralten individuellen Namen bezeichnet, während die stattlichen Hügel und Vorberge Oberdeutschlands oft nur nach Gruppen einen Gattungsnamen haben, weil sie landschaftlich, plastisch, geologisch eben nur massenhaft gegliedert erscheinen. Ganz namenlose kleine Berge gibt es hier viele, in Mitteldeutschland gar keine.

Die Bergnamen der Pfälzer Vogesen sind demgemäß individuell und mannichfaltig. Dagegen sind die Gattungsnamen sparsam und ohne provincielle Eigenthümlichkeit. Man

bezeichnet die einzelnen Spitzen als Berg, Kopf, Fels, Stein; eine örtliche charakteristische Benennung der Thalschluchten am Donnersberg ist „Delle," im gemeinen Leben überhaupt dort für jede Vertiefung gebraucht. Hiergegen halte man die wunderbare und wunderliche Mannichfaltigkeit solcher Gattungsnamen im südbayerischen Hochgebirg: Berg, Kogel, Büchel, Horn, Spitze, Platte, Stein, Palfe, Goetsche, Grat, Schneide, Kamp, Riffel, Joch, Scharte, Thor u. s. w.! Auch dieser Gegensatz hat seinen tieferen Grund. Denn obgleich die pfälzischen Berge im Einzelnen als persönliche Erscheinungen dem Beschauer entgegentreten, so sind sie doch in den Grundformen namentlich ihrer plastischen Bildung unter einander sehr nahe verwandt. Welch gewaltiger Gattungsunterschied besteht dagegen zwischen einem Horn der Alpen und einem Büchel der Vorberge, zwischen einem Thor und einem Grat!

So bewährt sich's auch hier, daß die einfachsten, unmittelbarsten geographischen Thatsachen, gleichsam die Naturwahrheiten der Landeskunde, nicht schärfer gefaßt werden können, als es seit unvordenklicher Zeit von dem ungelehrten, aber mit der feinsten Naturbeobachtung gerüsteten Volke geschehen ist. Und andererseits gehören die geographischen Anschauungen und Ausdrücke eines Volkes zu den ältesten Denkmalen seiner Weisheit und Kultur.

Die Bodenplastik des hügeligen Westrich tritt nun der Figuration des Waldgebirges der Vogesen sehr unterschiedlich gegenüber durch die wellenförmigen Thal- und Höhenzüge, bei welchen individuelle Berge nur noch als die Ausnahme hervortreten. Auch der Reichthum der individuellen Bergnamen nimmt ab. Darum glaube ich dieses Land ein Hügelland

nennen zu müssen. Der Potzberg, der Königsberg mit dem Sellberg und Hermannsberg, selbst der Remigiusberg sind hier noch wahre individuelle Berge zu nennen, aber sie liegen wie kleine Inselgruppen in dem wellenförmigen Hügelland; dagegen hören die breiten Höhenzüge zwischen Schwarzbach und Blies, zwischen Glan und Ohmbach ꝛc. schon auf, wirkliche Berge zu seyn. Nicht die Bodenerhebungen, sondern die Thalgründe beherrschen und bestimmen hier das Land. Im volksthümlichen Sprachgebrauch wird darum die Gegend ganz richtig abgetheilt als das Land am Glan, an der Blies, der Lauter ꝛc., und selbst an der Nahe ist die Bezeichnung des Landes als „Nahegau“ ursprünglicher, als der erst am Ende des eilften Jahrhunderts aufkommende, vom Gebirg (Hundsrück) hergenommene Gauname „Hundesruche“. Der Hundsrück gehörte zum alten Nahegau; das kultivirte Thal bestimmte das rauhe und wenig individuelle Gebirg, und noch in späteren Jahrhunderten verwahrte sich ein Theil der Nahbewohner, zum Hundsrück gezählt zu werden, in Prosa und Versen:

„Zu Kreuznach auf der Brück
Wendet der Hundsrück.“

Dagegen spricht man im östlichen Rheinbayern, von den dominirenden Bergen ausgehend, ebenso richtig von dem Land an der Hart, am Donnersberg.

Das hügelige Westrich ist unter allen Theilen der Pfalz am wenigsten ein geographisches Ganze. Es ist auch niemals eine provincielle politische Einheit gewesen. In der napoleonischen Zeit gehörten einzelne Kantone desselben zum Saardepartement, dessen Hauptstadt Trier allerdings, bei den Verkehrslinien jener Tage, diesen Gauen näher lag als die Rhein-

städte. Wer eine Ethnographie von Deutschland schreiben will, dem wird es wahrlich nicht beifallen, das hügelige Westrich Rheinbayerns als eine selbständige Gruppe zu behandeln. Nimmt man aber diese Provinz als solche, dann wird man das hügelige Westrich als ein Conglomerat von Landesbruchstücken, als einen Restbestand, der sich anderwärts nicht unterbringen läßt und doch gewisser Einheitspunkte nicht entbehrt, immerhin selbständig auffassen dürfen.

Die ganze Gegend hat auch keineswegs jenen scharf geprägten Landschaftscharakter, der das Waldgebirg so klar von der Rheinebene und ihren Hügeln unterscheidet. Als ein Land der verwischten Gegensätze, der Uebergänge und Ausgleichungen ist daher dieser ausgedehnte Strich von den Topographen und Touristen allezeit weit stiefmütterlicher behandelt worden wie die Nachbargaue. Die Abgeschlossenheit unsers Hügellandes, der Mangel eines benachbarten größeren städtischen Mittelpunktes bewirkte dagegen, daß das Volksthum sich um so eigenartiger und frischer bewahrte. Darum bietet die Landschaft dem Ethnographen größeres Interesse als dem Topographen und hat auch ethnographisch mehr Gemeinsames und Abschließendes. Die Pfälzer geben mehreren Strichen ihres Landes das Beiwort: „die alte Welt." So sind die Kantone Landau, Bergzabern und Langenkandel die „alte Welt" in der Vorderpfalz, weil hier noch mehr ererbte Familiensitte und alterthümliche Wirthschaftsart bewahrt ist als bei Frankenthal und Neustadt. Im Westrich liegt die „alte Welt" im Gebiete des Glan. Hier ist aber auch am meisten „alte Welt" für die ganze Pfalz.

Das hügelige Westrich ist ein vielgestaltiges Land, wechsel-

reich in den Formen der Bodenkultur und Siedelung. Die andern Gebiete der Pfalz wiederholen sich gleichsam hier im Kleinen und Neues tritt hinzu. Der pfälzische Kartoffelbau zeigt sich in vielen Strichen in ganzer Glorie. Von seinem allgemeinen Umfang mögen die nachfolgenden Ziffern einen Begriff geben. Trotz dem Raume, welchen im Rheinland die Handelspflanzen, an der Hart der Wein, im Gebirg der Wald hinwegnehmen, erzeugte die Pfalz selbst in dem Mißjahr 1851 noch 4,330,000 Centner Kartoffeln, etwa die Hälfte einer reichen Ernte. Nimmt man die Einwohnerschaft in runder Summe zu 600,000 Seelen, so würde also selbst in diesem Mißjahre der Einzelne immer noch 2 Pfund Kartoffeln täglich zu verzehren gehabt haben. In den günstigsten Lagen erntet man auf einem Morgen wohl 100 Centner der besten Kartoffelsorten, darunter manchmal einzelne bis 3 Pfund schwere Prachtexemplare, denen man vielleicht noch eine Runkelrübe von einem Viertelscentner zur Seite legen kann. Der Westricher kennt sehr wohl die Wichtigkeit seines Kartoffelbaues und die Kartoffelernte wird ihm so gut zum Fest, wie dem Winzer die Weinlese. Wer den „alten Mann kriegt," d. h. die letzte Kartoffelstaude des Ackers ausmacht, der hat den Vortanz auf dem „Grumbeerbal." In den unteren Gründen des Glanthals finden wir noch eine Probe von Weinbau. Es ist freilich westricher Wein, der hier wächst. Der Reichthum dieser Thäler liegt nicht im Weinberg, sondern in der Wiese. Wo die Wiese noch herrscht, da ist der Boden, da sind die Menschen noch nicht auskultivirt. Der Agrikulturchemiker wie der moderne Landbautheoretiker schlägt ein Kreuz vor dem vielen grünen Land; der Socialpolitiker keineswegs.

Glanvieh und Donnersberger Vieh streitet um den Preis, das beste Vieh der Pfalz zu seyn. Schon von weitem kündigt sich das Glanvieh durch seine gleichförmig weiße Farbe an. Auch hier folgt der Pfälzer mit Bewußtseyn seinem aparten Geschmack. Schweizerfassel wollte man um deßwillen kaum zur Zucht benutzen, weil sie scheckige Nachkommenschaft erzeugten. Der Glanbauer aber sagt: „Die Narren und die Gecken kaufen die Schecken.“ Man spricht sogar von einer eigenen Race des Rindviehes vom Glan und vom Donnersberg. Die selbständige Race hat sich in der That in neuerer Zeit allmählig erst herausgebildet und in unsern Tagen in immer weiteren Kreisen einen Namen gemacht. Ein Landstrich, der in unsern Tagen noch eine neue und selbständige Rindviehrace herausbildet, hat sicher das Präjudiz für sich, daß auch in den menschlichen Bewohnern noch Race sey. Ausgelebte städtische Bauerschaften züchten kein neues Racenvieh. In den nördlichen und westlichen Strichen der Rheinpfalz ist das eigentliche Hinterland für eine tüchtige Anzucht des Rindviehes. Die Thäler des Glan, der Lauter, der Nahe und des Donnersberggebiets spielen für das Rheinthal in diesem Punkt eine ähnliche Rolle, wie Jütland für Schleswig-Holstein, wie das weidereiche Hochgebirg für die fruchtbaren Ebenen des Vorlandes. Man z ü c h t e t die Ochsen und Kühe in den abgelegenen Thälern, damit sie von den reichen Oekonomen der östlichen Pfalz gemästet werden können, um schließlich in die Rheinstädte und nach Paris zu wandern. Die moderne Industrie geht dabei schon so weit, nur die köstlichsten Fleischstücke des Pfälzer Mastviehs, namentlich den Lenden- (provinciell „Lummel-“) Braten, herauszuschneiden und mit der

Eisenbahn auf den Pariser Markt zu senden. Darum klagen die pfälzischen Feinschmecker bereits, daß man kaum mehr einen echten „Lummel“ erster Qualität, den Stolz der pfälzischen Tafel, bekommen könne, da uns die Franzosen diesen besten Braten vor dem Munde hinweg essen.

In den Wiesengründen des hügeligen Westrich gilt es, das Vieh zu einer gesunden Race zu erziehen, ihm Knochen anzufüttern; in den Ställen der östlichen Pfalz wird dann häufig erst das Fett auf die Knochen gemästet. „Besser zwei kleine Kühe als eine schwere,“ sagt darum der Bauer von der Nahe. Er will oft geradezu kein schweres Vieh haben. In der Kirchheimer Gegend zeigt man dagegen dem Besuchenden die schwersten Kühe und Ochsen als die erste Merkwürdigkeit des Hauses, und bei dem gewaltigen Bau der Donnersberger Race sieht man hier in der That kolossale Exemplare schweren Viehes, wie es in Mitteldeutschland selten wieder vorkommt. Wenn man aber dazu erwägt, daß auf den Märkten des Glanbezirks in jüngster Zeit zweijährige Zuchtstiere für 12 bis 13 Louisdors und dritthalbjährige Kalbinnen zu 16 bis 17 Louisdors verkauft worden sind, dann wird man überzeugt seyn, daß auch in den Glanthälern noch mehr als Knochen angefüttert wird.

In der Vorderpfalz bezeichnet man den Bauer nach der Größe seines Grundbesitzes als einen „Großen,“ einen „Mittelmann“ und einen „kleinen Mann;“ im hügeligen Westrich, wo der Viehstand entscheidet, gibt der „Gäuls-, Ochsen- und Kühbauer“ dieselbe Skala. Zahlreiche Eigenthümlichkeiten des Volkslebens hängen hier noch mit dem Vorwiegen der Viehzucht zusammen. In der Gegend der

Donnersberger Viehzüchter, in Kerzenheim, wurden früher alljährlich sogar eigene Viehpredigten gehalten. Am Tage einer solchen Predigt mußte dann das Vieh zusammt den Besitzern fasten, der Pfarrer aber bekam zwei Klafter Holz. Die Viehpredigten sind eingegangen; die zwei Klafter Holz dagegen sind dem Pfarrer von Kerzenheim verblieben. Zu Quirnbach, einem Dorf in einem Seitenthale des Glan, abgelegen von den Städten wie von den größeren Straßen, aber mitten in der „alten Welt" und mitten im klassischen Strich der Glanrace werden die Hauptviehmärkte des Westrich allwöchentlich abgehalten.

Die wirthschaftliche Bedeutung der Viehproduktion dieser Thäler mag man aus der Summe des jährlichen Umschlags auf den Märkten ermessen; sie belief sich für den Kanton Kusel allein im Jahre 1853 auf 600,000 fl., 1854 auf 800,00 fl. und 1855 auf 1,100,000 fl. Die für uns aber noch weit entscheidendere sociale Bedeutung liegt darin, daß die Natur der Rheinpfalz in dem hügeligen Westrich ein Hinterland gegeben hat, welches den Uebergang bildet zwischen dem vollendeten Land- und Weinbau der Vorderpfalz und den Waldwildnissen des gebirgigen Westrich, ein Hinterland, dessen Viehbauern ursprünglichere Bauernnatur bewahrt haben als der Landwirth jenseit der Hart, und doch nicht in Stumpfheit und Armseligkeit stecken geblieben sind, wie so manche verkommene Waldbauern in öden Schluchten des gebirgigen Westrich.

Die prächtigen frischen Wiesengründe in den meist breit ausbuchtenden, sanften Thälern des hügeligen Westrich, wasserreicher als die Thäler im Gebirg, mit der malerischen Staffage weidender Heerden des hellfarbigen, starkgebauten Glanviehes,

könnten wohl an die Triften des niederdeutschen Marschlandes oder der Hochgebirgsthäler erinnern, wenn nicht selbst hier bei der dem Kleingüterwesen sonst so wenig zuführenden Viehzucht sofort der wirthschaftliche Grundcharakter des individualisirten Mitteldeutschlands hervorträte. Auch die großen Heerden zerstücken sich oft genug an zahlreiche kleinere Besitzer. Arme Leute pachten sich Wiesland; aus der Heuernte wird dann der Pacht bezahlt und nur die Grummeternte ist der Gewinn des Pächters. So dreschen auch hier die Drescher nicht selten „um die Frucht;" der Drescher übernimmt, wie man sich ausdrückt, die ganze Scheuer mit aller Getreideart und bekommt zum Lohn den sechzehnten Simmern. Das sind Verhältnisse, die sich in der ganzen Pfalz wiederholen und bei allen Formen der Bodenwirthschaft. Der Taglöhner der Vorderpfalz übernimmt den Tabaksbau auf dem Feld des größeren Grundbesitzers gegen einen Theil des Rohertrags der Ernte. Hier sehen wir durch den Boden bedingte Anfänge zu folgenreichen Neugestaltungen. Sie werden allmählig neue Betriebsarten der Landwirthschaft schaffen, neue Bauern, ein neues Volk.

Nicht bloß die Rindviehzucht, auch andere Zweige der Viehzüchtung haben in dem hügeligen Westrich eine begünstigte Stätte gefunden. Es liegt dies in der zwingenden Natur dieses Hügelbodens mit seinen breiten Weidegründen. Bei Zweibrücken blüht die Pferdezucht, welche jetzt von hier aus den ganzen Kreis beherrscht, während man noch in der letzten kurpfälzischen Zeit Germersheim und Neustadt als die durch schöne Pferde ausgezeichnetsten Orte der Kurpfalz nannte. So rühmte man im vorigen Jahrhundert auch noch die statt-

lichen Schafheerden der östlichen Landstriche, indeß jetzt die Schafzucht wie auch die Schweinezüchtung ein charakteristischer Wirthschaftszweig für den Westen der Provinz geworden ist. Dafür hat denn freilich hier die möglichst kleinste Ausnützung des Bodens zur Kultur der Handelspflanzen nicht gleichen Schritt gehalten mit der Vorderpfalz. Selbst der Bau des Hanfes soll im hügeligen Westrich abgenommen haben, der Fruchtbau dagegen nimmt in neuerer Zeit zu. Nur der Tabaksbau, der binnen wenigen Jahren die ganze Pfalz in wahren Eilmärschen erobert hat, ist neuerdings auch in die entlegensten Thäler des Westrich vorgedrungen. Im Jahre 1851 machte man die ersten Versuche bei Zweibrücken, 1853 bei Blieskastell. Die Westricher, welche bei den Vorderpfälzern als etwas langsamer von Begriff und Wort und That gelten, rühmen sich in der letzteren Zeit, zwar noch nicht gleich Jenen Weltverbesserer aber doch wenigstens Feldverbesserer geworden zu seyn.

Man kann überhaupt wohl sagen, daß die verschiedenen Formen der Bodenkultur vor hundert Jahren viel gleichartiger über das ganze Land verbreitet waren, während jetzt jede der von mir aufgestellten vier Landschaften der Pfalz besondere Zweige der Landwirthschaft individueller und ausschließlicher für sich ausgebildet hat. Diese Theilung der Arbeit im Großen nach Gauen, Provinzen und Ländern entspricht so gewiß dem Geiste des Fortschrittes, wie die Theilung der Arbeit unter einzelnen Menschen. Sicherlich schließt sich die Wirthschaft in den pfälzischen Strichen gegenwärtig viel inniger an die Bodenplastik dieser Regionen wie früher. So nivellirt auch hier der wahre Bildungsfortschritt nicht, er individualisirt viel-

mehr. Das ahnt auch der Bauer, wenn er am Glan immer stolzer und eifriger wird auf seine Viehzucht, während der Vorderpfälzer des üppigen Frankenthaler Gartenlandes aus demselben Bewußtseyn die Frage, ob auch er „Erdäpfel" — die im Unterelsaß und im Westrich so weit verbreitete Topinambur — baue, mit wahrer Entrüstung verneint. Denn es ist eine Beleidigung anzunehmen, daß er seinen Gartenboden für Topinamburs degradire, diese nützlichste Aushülfspflanze der Viehzüchter, die freilich auch auf dem schlechtesten Boden wie Unkraut wächst und sich noch ärger malträtiren läßt wie die Kartoffel. Vor fünfzig Jahren hingegen wäre eine solche Frage noch keine Beleidigung gewesen.

Das Verhältniß von Wald und Feld ist im Westricher Hügelland gleichfalls ganz anders wie in der Vorderpfalz und im gebirgigen Westrich. Zusammenhängende Wälder von großer Ausdehnung finden sich nur wenige. Der „Reichswald," welcher von der Kaiserslauterner Einsenkung herüber früher einen großen Theil des hügeligen Westrich bedeckte und über dessen gewaltigen Umfang im fünfzehnten Jahrhundert wir noch genaueren Nachweis haben, ist auf seinen eigentlichen Kern am Rande des Landstuhler Bruchs zusammengeschrumpft. Die Wälder des Königsbergs und die stattlichen Waldcomplexe bei St. Ingbert können sich ihm allenfalls noch zur Seite reihen. Im Uebrigen ist gerade der stäte Wechsel von Wald und Feld hier das Charakteristische. Der Wald folgt den vielgestaltigen Hügelzügen dergestalt, daß meist entweder die Höhe mit Wald bedeckt ist, der Abhang dem Feldbau gewidmet, der Thalgrund den Wiesen, oder daß umgekehrt der Wald den Abhang deckt, das Saatfeld die Höhe. Letzteres ist namentlich häufig in der

Gegend um Zweibrücken. Da die Höhen rauh sind und meist einen wenig fruchtbaren Kalkboden zeigen, so liefern diese Felder gar geringen Ertrag. Allein die Fluren an den Seitenrändern der Hügel sind häufig auch nicht besser. Es kommt wohl vor, daß in den armen Dörfern zwischen Zweibrücken und Pirmasenz Ackerstücke unter einem Gulden das Tagwerk verkauft werden, weil die Besitzer in schlechten Jahren kaum die Aussaat wieder ernten und Steuer dazu bezahlen müssen, also an einem solchen Acker nur ein fressendes Kapital haben. Einsichtsvolle Gutsbesitzer, welche erkannten, daß solches Land von der Natur zum Wald und nicht zum Feld bestimmt sey, kauften in neuester Zeit (z. B. bei Contwig) größere Stücke dieses öden Ackerlandes zu Spottpreisen und legten fröhlich gedeihende Waldbestände darauf an. Allein der charakteristische dummpfiffige Eigennutz der Bauern steckte dieser heilsamen Operation rasch ein Ziel. Denn kaum merkten die Bauern, daß jenes für sie werthlose Land in den Händen eines größeren Besitzers einen Werth habe und gesucht werde, so hielten sie klettenfest zusammen, um so hohe Preise für diese Grundstücke zu fordern, wie man sie für nackten Waldboden nicht zahlen kann. So gewannen jene größeren Besitzer freilich nichts; sie konnten ihre kleinen Waldanlagen nicht ausdehnen und abrunden, und ein ganz kleiner Wald ist bekanntlich gar kein Wald; die Bauern gewannen aber auch nichts, und die ganze Gemarkung verlor, was sie bereits zu gewinnen begonnen hatte, nämlich eine vernünftige, dem Boden entsprechende Ausgleichung zwischen Wald- und Feldland.

Es entspricht der Natur der Sache, daß in einer Gegend, wo Wald und Feld in zahlreichen kleineren Gruppen wechselt,

Waldbesitz in verschiedene Hände vertheilt ist. So steht in den Kantonen des hügeligen Westrich ein großer Theil des Waldes im Besitz der Gemeinden und Privaten. Das Extrem für die ganze Pfalz zeigt hier der Kanton Kusel, wo nur $\frac{1}{26}$ aller Forste königliche Waldungen sind, dagegen $\frac{22}{26}$ Gemeindewälder; der Rest gehört Privaten. Diese ausgedehnten Gemeindewälder, die sich namentlich auch in den Kantonen Zweibrücken, Neuhornbach und Lauterecken finden, wie die ansehnlichen Privatwaldungen, woran besonders der Kanton Blieskastell reich ist, rufen eine ins Kleine getriebene Waldwirthschaft hervor. Die Besitzer wollen möglichst rasch ihr Kapital umschlagen, und so ist es natürlich, daß der Hochwald bedeutend abnimmt. Dagegen bedecken die rasch umzutreibenden Eichenschälwaldungen weite Flächen namentlich des nördlichen Theiles unserer Region. Mit diesem Eichenwald ist dann wieder der Schweinezucht Vorschub geleistet. Diese hängt aber auch nach der andern Seite wiederum zusammen mit dem dominirenden Kartoffelbau und der Kleingüterei, die uns im Zirkel wieder zurückführt auf den zerstückten Hügelboden und den ebenmäßigen Wechsel von Feld und Wald. So bedingt ein topisches, ein wirthschaftliches Moment, das andere, und aus den ökonomischen Zuständen wachsen wieder sociale Bestimmungen des Volksthums hervor.

Im gebirgigen Westrich, im Lande der großen zusammenhängenden Waldmassen, ordnet sich der Waldbesitz ganz anders wie im Hügelland. Dort sind die ausgedehntesten königlichen Waldungen, in den meisten Kantonen über die Hälfte alles Waldbodens umfassend. Eine Ausnahme machen nur die den vorderpfälzischen Gemeinden zugehörigen Vogesenwälder der alten

Haingeraiden. Man kommt hier zu dem scheinbaren Paradoxon, daß im hügeligen Westrich die Parcellirung des Waldes in den Händen der Gemeinden und Privaten natürlich und nothwendig ist, weil dort Wald und Feld in buntem Wechsel neben einander stehen, und bei jenen Dörfern vor der Hart, weil dort Feld und Wald im Großen und Ganzen geschieden. Allein der Widerspruch ist nur scheinbar. Denn die alten Haingeraide der Vorderpfälzer waren in der That bis auf unsere Tage ein geschlossenes Ganze, der Natur des Bodens entsprechend, und werden, obgleich ausgetheilt, auch fortan als ein Ganzes und als absoluter Waldboden bewirthschaftet werden müssen.

Dem vielgestaltigen, individualisirten Boden des hügeligen Westrich entspricht eine große Zahl von kleinen Gemeinden und Höfen aller Art. Keine Gegend der Pfalz zeigt so viele kleine Dörfer auf engem Raum wie der Glan mit seinen Nebenthälern, keine Gegend so viele Höfe, wie die Zweibrückische. Französische Namen der letzteren, wie bon-voisin, mon-plaisir, mon-bijou und dergleichen, erinnern nicht etwa an französisirende Einflüsse aus dem benachbarten Lothringen, sondern an die neue Gründung vieler dieser Höfe in der Zopfzeit. Dazu kommen die zahlreichen industriellen Gebäude, welche durch den Bergbau und verwandte Betriebsamkeit in den stillen Thälern und auf den einsamen Höhen des Landes alljährlich neu hervorgerufen werden.

Der natürliche Beruf des gesammten Westrich zur Industrie ist im Hügellande bereits am entschiedensten durchgedrungen. Wie in der Vorderpfalz Handel und Verkehr in unsern Tagen aus der Rheinschanze mit ihren paar Häusern eine

Stadt rasch aufwachsen läßt, so ist am fernsten westlichen Saume des Westrich St. Ingbert durch die bergmännische Industrie aus dem Charakter eines Dorfes unter unsern Augen in den einer Stadt übergegangen.

In den Steinkohlenbezirken von Bexbach sehen wir Dörfer, deren Einwohnerzahl sich in den letzten Jahrzehnten vervierfacht hat. Würden aber gar bei der Grenzbestimmung zwischen Bayern und Preußen die damals noch wenig beachteten wichtigsten Steinkohlenfelder der Nachbarschaft nicht an Preußen gefallen seyn, so wäre sicher hier ein Mittelpunkt des Gewerbfleißes und Verkehrs für das hügelige Westrich erstanden, welcher das Land weithin dominirt und ihm das industrielle Gepräge noch viel tiefer, als es jetzt möglich ist, eingezeichnet hätte.

Ein größerer Gegensatz läßt sich kaum denken, als die vom Steinkohlenrauch geschwärzten Waldhänge, die mit dickem grauen Qualm bedeckten Wiesengründe in den Thälern gegen Neukirchen, wo am Tag der Rauch die Luft verdüstert und in der Nacht die rothe Gluth der Koaksöfen das enge Waldthal hell erleuchtet — und ganz nahe dabei die reinlichsten, stillsten Thalgründe mit dem frischesten Wiesengrün in tiefster Waldeinsamkeit, nur der Viehzucht dienstbar, wie jene der Industrie, und doch beides Thäler ganz derselben Art, vor fünfzig Jahren vielleicht noch so ähnlich anzuschauen wie ein Ei neben dem andern, gleichartig sogar in ihrer geologischen Grundlage und nur in dem einen Punkt unterschieden, daß dort die Kohlen günstiger zur Oberfläche brechen wie hier.

Das hügelige Westrich ist viel leichter zugänglich als das benachbarte Gebirg. Jedes Thal bietet eine bequeme Straße,

und obgleich die abgerundeten Höhenrücken häufig zu bedeutender Erhebung ansteigen, und ein Marsch quer über das Land bei dem stäten Wechsel von Berg und Thal selbst für den ausdauernden Fußgänger ermüdend wird, so ist doch das Land in keiner Richtung unwegsam. Allein es fehlt andererseits an einer Centralisation des Straßennetzes. Die Kaiserstraße, und parallel mit ihr die Eisenbahn, schneidet in der fortgesetzten Linie der Landstuhler Niederung quer durch unsern Gau und theilt denselben in eine auch ethnographisch abgestufte Süd- und Nordhälfte. Die Straßen, welche in das Innere der Region hinein führen, dienen wesentlich nur dem örtlichen Verkehr.

Ein so leicht zugängliches und so leicht im Kleinen zu kultivirendes Land wie das hügelige Westrich mußte als ein besonders günstiger Boden mittelalteriger Kultur erscheinen. Während wir daher im Waldgebirge nur noch an einem Punkt, in und bei Kaiserslautern, bedeutsame Denkmale mittelalteriger Kunst und Colonisationspolitik besitzen, findet sich hier Aehnliches über das ganze Land vertheilt: im Norden das Kloster Dissibodenberg mit seinen wunderlichen Trümmern alter Pracht und Kunstherrlichkeit; dann weiter glanaufwärts in Meisenheim die stolze spätgothische Kirche mit ihren reichen Sculpturen; in Offenbach am Glan die Reste der alten Klosterkirche, ein romanisch-gothischer Bau von großer Harmonie der Formen und Maße, bei Kusel der Remigiusberg mit den Resten der alten Kirchen- und Klosterhallen unter dem späteren Mauerwerk. Die Natur hat diesen Berg bestimmt, das obere Glanthal zu beherrschen, wie den Dissibodenberg die Glanmündung, und in der That ist von beiden Punkten eine

mächtige colonisatorische Herrschaft über den Gau ausgegangen. Dann folgt im Süden Kloster Wörschweiler, von ähnlicher Bedeutung für das Bliesgebiet wie jene beiden Klöster für die Gegend am Glan, endlich die Stadt Zweibrücken, die uns in ihrer Alexanderkirche schon den Uebergang zeigt von der kirchlichen Macht des Mittelalters in diesen Landen zu der Fürstenmacht des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts.

Die pfälzischen Denkmale am Rhein sind weltbekannt; die ebenbürtigen Werke im Westrich, namentlich jene von Meisenheim und Offenbach, von Enkenbach und Otterberg, kennen nur Wenige. Denn das Westrich ist zugänglich und dennoch abgelegen, werth, daß man es kennen lerne, aber gekannt von Wenigen.

Wie sich die geographischen Gebilde der Pfalz im hügeligen Westrich im Kleinen wiederholen — Waldberge und Hügelland, Thalgründe und Ebene — so wiederholt sich auch die klimatische Mannichfaltigkeit und der scharfe Wechsel der Bodenkultur. In den Thälern der Blies und des Schwarzbachs herrscht eine milde, weiche Luft, die uns wohl als das mittlere Maß der pfälzischen Temperaturverhältnisse überhaupt gelten kann. Aber hart neben diesen freundlichen, fruchtbaren Thalgründen steigen rauhe Höhen auf, welche uns die äußerste Ungunst von Luft und Boden in der Pfalz vorführen. Schon in der kurpfälzischen Zeit galt das Gericht Ramstein am Reichswald für das beste im Oberamt Kaiserslautern, aber hart an die stattlichen Getreidefluren grenzt hier öder Sand- und Moorboden. Nur wenige Stunden von den trefflich bewirthschafteten Feldern der Sickinger Höhe tritt der Ackerbau in seiner kümmerlichsten, armseligsten Gestalt auf.

Landwirthschaft und Industrie reichen sich fast überall in diesen Gauen die Hand, städtische Dörfer und dorfartige Städte halten sich die Wage. Aber auch die reinsten Bauerndörfer mag man im hügeligen Westrich finden, Fuhrmannsdörfer dazu, Bergmannsdörfer und sogar zwei Musikantendörfer (Erzenhausen und Rodenbach) als Hauptstammsitze pfälzischer Kirmeßmusikanten. In Zweibrücken, dem pfälzischen Klein-Paris, sieht man die stattlichsten Häuser, zu Straßen von wirklich städtischem Gepräge aneinandergereiht, und wenige Stunden nordwestlich in den Grenzdörfern des Kantons Waldmoor oder südöstlich an den kahlen Höhen gegen Pirmasenz die elendesten Hütten, welche die Pfalz überhaupt aufzuweisen hat, Hütten, die nicht nur mit Ginstern gedeckt sind, sondern wo sich's die Insassen manchmal auch genügen lassen, ein ausgebrochenes Fachwerk der Außenwand kurzweg bloß mit Ginstern zu verstopfen.

So ist auch die landschaftliche Schönheit des hügeligen Westrich nicht eine schlagend charakteristische, die sich in wenigen Worten versinnbilden ließe. Die Vorderpfalz hat den Reiz des Stromes mit seinen heimlichen waldgrünen Auen und Inseln, den Reiz der Ebene mit ihrer Gartenkultur des üppigsten Feldes, die tausend von der Natur schon künstlerisch componirten und abgerundeten Bilder der Hartlandschaft mit den malerisch bunten Städten und Dörfern, Kirchen und Burgen, mit den Vordergründen der Kastanien- und Nußbaumalleen, mit dem Mittelgrunde der Rebenhügel, mit dem Abschluß der harmonischen und doch so originellen Linienführung der Hartberge. Das gebirgige Westrich hat die Naturspiele seiner mährchenhaften Felsblöcke, seine engen, dunklen Schluchten,

den tiefschattigen Buchenwald, die unberührte Naturfrische seiner Binnenthäler, seiner inneren Höhenzüge. Die Landschaft des hügeligen Westrich dagegen läßt sich nicht in so einfachen Zügen zeichnen. Hier wirkt der Reiz der Uebergänge, der Mannichfaltigkeit, der Reiz nicht großer Gesammtbilder, sondern einzelner kleiner Scenen und Gruppen, die im Einzelnen genossen seyn wollen. Liebliche Wiesengründe, stille, friedliche Waldthälchen, Fernsichten über kahle und doch durch ihre schönen Formen reizvolle Hügelwellen, freundliche, enge Städteprospekte, malerisch schmutzige und malerisch reinliche Dörfer, düsteres Tannendickicht und lustiger Buchenwald, Getreidefluren und Torfmoorniederungen wechseln miteinander. Das Ganze ist vielleicht etwas unruhig, aber doch voller Anmuth, und wenn eine persönliche Bemerkung hier am Orte ist, so möchte ich fröhliche Wochen unter Freunden genießen in der Vorderpfalz, einsam wandern im gebirgigen Westrich, aber dauernd wohnen im Westricher Hügelland.

Zweites Kapitel.

Des Volkes Stamm und Art.

I. Grundlinien der Stammesgeschichte.

In der ältesten Zeit, die unsrer historischen Phantasie erreichbar, denken wir uns die Pfalz von Kelten bevölkert. Der letzte Entscheidungskampf keltischen und germanischen Volksthumes auf deutschem Boden wurde in diesen oberrheinischen Gauen gefochten. Die besiegten Kelten retteten ihre Trümmer in die Vogesen. Dort konnten sich dieselben noch lange halten, während die Germanen in der Rheinebne unbestrittene Herren waren. Diese letzten Kelten im pfälzischen Westrich zählten zum Volke der Mediomatriker, dessen Kern im Mittelpunkte des obern Moselgebietes siedelte, wo Metz, die Hauptstadt, noch heute die Lautspur seines Namens trägt.

Wir unterscheiden zwischen Westrich und Vorderpfalz. So klänge dieser Unterschied also auch schon in der ältesten Stammesgeschichte vor. Das Westrich ist stärker und nachhaltiger keltisch grundirt. Im südwestlichsten Winkel Rheinbayerns, im Bliesgebiet, hielt sich das Keltenthum am längsten; es bildet dieser Winkel aber auch heute noch eine eigene ethnographische Gruppe voll Sonderthumes der Volkssitte. Der Austausch des Volkslebens mit Lothringen, dem alten Sitze

der Mediomatriker, erhielt sich hier durch lange Jahrhunderte, und Metz, die alte Hauptstadt jener Kelten bildet viel mehr den kulturgeschichtlichen Mittelpunkt für das pfälzische Bliesgebiet als die Rheinstädte jenseit des Gebirgs. Wenn darum der Ethnograph jetzt nach Blieskastell kommt und dort zum erstenmale an dem weißen lothringischen Brod und köstlichem Metzer Rothwein sich erquickt, dann möge er mit Vernunft essen und trinken und in Brod und Wein das Zeichen sehen, daß er nunmehr den am längsten behaupteten Boden der Mediomatriker im heutigen Deutschland betreten hat.

Ist er ein Liebhaber von historischen Hypothesen, dann kann er dabei auf die flache Grundlage des im Westrich am dauerndsten gefestigten Keltenthums einen ganzen Thurm von Folgerungen für die Gegenwart bauen. Zum Beispiel: Die Westricher sind durchschnittlich kleiner als die Vorderpfälzer, in vielen Thälern wohl auch durch dunkleres Haar und tiefere Gesichtsfarbe ausgezeichnet. Der gemeine Mann schreibt das erstere daher, daß die Vorderpfälzer mehr Wein trinken und Fleisch essen; der Gelehrte wird hierin aber auch noch den Gegensatz stärkerer keltischer Mischung im Westrich und reineren Germanenthums im Rheinlande wittern.

Doch genüge es, hier nur die einfache Thatsache zu betonen, daß der Charakter des pfälzischen Volkes als eines vor Allen vielfach und innig gemischten, schon in dieser dauernderen Bewahrung keltischen Elementes von Anbeginn vorgebildet wurde.

In der Vorderpfalz werden uns als älteste deutsche Volksstämme Nemeter und Vangionen bezeichnet, jene etwa die speyerische, diese die wormsische Rheinebene erfüllend. Im

Süden mögen dann auch die elsäßischen Triboken noch ein klein wenig über die Gränze hereingeschaut haben. Die Geschichte weiß von diesen Völkern bekanntlich nicht viel mehr als die Namen. Wer aus dem Umstande, daß Nemeter, Triboken und Vangionen bei Cäsar mit den suevischen Stämmen des Ariovist zusammen genannt werden, Schlüsse auf deren nähere Stammesnatur bauen will, der wird, bei der Unbestimmtheit des ältesten Begriffs der Sueven überhaupt, nur ein Dunkel durch ein anderes Dunkel erleuchten.

Jedenfalls werden die heutigen Pfälzer, stolz auf pfälzisches Sonderthum, mit Genugthuung zu jenen Stammvätern aufblicken, die einer so apparten, schwer unterzutheilenden Völkergruppe angehörten und für den Germanisten vom ächten Korn darum ganz besonders interessant sind, weil man eigentlich nichts von ihnen weiß.

Aeltere pfälzische Topographen zündeten ein Licht auf eigene Faust an und ließen es lustig in die Nacht der Nemeter hinein strahlen. Nemeter waren darnach die eigentlichen Urdeutschen, die Deutschen als solche von den Slaven also benannt. Denn heutzutage heißt der Slave die Deutschen ja noch Njemci, die Stummen, die Leute fremder Zunge, mit denen man nicht reden kann, während sie selber slowo, die Redenden sind. Der moderne „Pfälzer Krischer" wäre dann freilich das gerade Widerspiel zum alten Nemeter. Vielleicht hat man auch die Urahnen schon Stumme, Nemeter genannt, wie lucus a non lucendo.

Nach Andern waren Nemeter die Ur-Einwanderer, welche in die fröhliche Pfalz kamen, als nur erst Auerochsen daselbst hausten, und weil sie nun eine Landschaft betraten, die noch

Niemand gehörte, nannten sie diese Niemandsland und sich selber die Niemandsländer, Niemander — Nemeter.

Wieder Andere vermeinten, die Nemeter seyen sammt ihrem Namen griechischen Ursprungs. Denn wie ja auch Widukind erzählt, daß man die Urväter der Sachsen in dem zertrümmerten Heere Alexanders des Großen suche, welches nach seinem Tode über alle Welt verstreut worden, und wie nach Fredegars Bericht die Franken von den Trojanern abstammen und Priamus ihr erster König gewesen, so hat man den Ursprung auch der vorfränkischen Pfälzer von den Trojanern hergeleitet, und die Nemeter für das Volk der Nemesis erklärt, — die Schaar der Rache.

Im Kraichgau, welcher ja augenscheinlich der „Griechengau“ gewesen ist, fanden dann die Nemeter auch jenseit des Rheines griechisch-kurpfälzische Stammesbrüder. So hat die Rococozeit gesorgt, daß auch in der dürftigen Urgeschichte unserer Stämme der Humor nicht fehle.

Unter Cäsar dringen die Römer in das Land; unter Drusus und Tiberius beginnt die Romanisirung und zugleich eine weitere gründliche Volksmischung, die alle bisher in diesen Gauen gesiedelten Stämme durcheinander schüttelt. Wenn sogar im römischen Zehntlande des rechten Rheinufers nach der bekannten Stelle bei Tacitus „die Leichtfertigsten der Gallier, denen Armuth Muth gab,“ den Boden zweifelhaften Besitzes in Beschlag nahmen, so daß Tacitus sich besinnt, ob man selbst die Anwohner des rechten Ufers zu seiner Zeit eigentlich noch Germanen nennen könne; dann muß dieses Zurückströmen romanisirter Kelten auf dem linken Ufer in noch viel höherem Maße eingetreten seyn. So haben auch die Römer den Grund

legen helfen zu jenen der Pfalz so eigenthümlichen gebrochenen Tönen in der Farbenmischung der Volkspersönlichkeit. Indem Cäsar, den Ariovist besiegend, dem Vordringen des Germanenthums gegen das Keltenthum Schranken setzt, bewahrt er dem Westrich die längere Nachwirkung keltischer Stammesart. Indem dann später unter römischem Schutze Gallier wieder truppweise zurückkehren in das Rheinland, daraus ihre Vorfahren von den Germanen vertrieben worden, schwächt sich auch hierdurch die Basis rein germanischen Volksthumes gewiß ebensosehr, wie durch die unmittelbare kriegerische Colonisirung der Römer.

Dazu wollen auch die Juden schon im ersten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung im Gefolge der Römerherrschaft in die Pfalz gekommen seyn. Die Sage erzählt, daß das Volk Israel, nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus in alle Welt zerstreut, sofort auch in den römischen Rheinstädten der Pfalz sich niedergelassen habe, ja die Wormser Juden versichern schon ein halbes Jahrtausend vor Christi Geburt am Rheine gesessen zu haben, und waren darum als unschuldig an der Kreuzigung Christi im Mittelalter besonders begnadet unter des Kaisers Kammerknechten.

Mit dem Römerthum tritt auch das Christenthum frühe in unsern Gauen auf. Gestützt auf zwei Stellen der Kirchenväter Irenäus und Tertullian glaubt man schon im zweiten Jahrhundert Christen unter den Bewohnern der heutigen Pfalz vermuthen zu dürfen. Die christlichen Missionäre wirkten aber bekanntlich nicht minder gründlich als die römischen Soldaten zur Zerstörung urgermanischer Art und Sitte. Sachsen, Friesen und Skandinavier zeigen uns, wie die deutschen Stämme das

Altnationale um so reiner und dauernder bewahrten, je später sie Christen wurden.

Den Einfluß der langen und gründlichen Romanisirung bis in die Zustände der heutigen Pfalz hier zu verfolgen, würde der späteren Einzelschilderung vorgreifen, wo ich auf vielen Punkten des immer noch nicht ganz versunkenen Grundbaues altrömischer Cultur gedenken will.

Vangionen und Nemeter, Kelten und Römer verschmelzen zu einem Mischvolk, das römisch spricht, vorerst den römischen Göttern opfert und wohl gar auch Naturgebilde des deutschen Landes zu römischen Göttern gemacht hat. Wo jetzt eine Locomotive mit der Inschrift „Vogesus“ längs der Berge dahinbraust, da stand vor anderthalb Jahrtausenden ein Altar mit der Inschrift: Deo Vogeso sacrum.

Aber der Altar des „Gottes Vogesus“ ward gestürzt, als im Anfang des fünften Jahrhunderts Vandalen, Alanen, Sueven und Burgunder verwüstend durch das Land gingen. Die Römer verschwanden; doch in den Grundmauern der ältesten Städte und Burgen, in den Grundlinien der Heerstraßen lebte das Römerthum fort. Nie ist die historische Phantasie der Pfälzer glühender entbrannt, als wenn es galt, Römerspuren im Lande aufzuweisen. Romanistische Alterthümler weckten weiland hier die Liebe zur modernen Special-Geschichtsforschung, und wie im deutschen Norden die ältesten Geschlechter ihren fabelhaften Stammbaum auf die Cherusker, wohl gar auf Hermann selber, und den Sachsenherzog Widukind zurückzuführen liebten, so träumte hier das Volk wie die edelsten Häuser von römischen Urahnen. Es gibt fast kein Dorf im Lande, dessen Namen man nicht irgend einmal

römisch gedeutet hat, und selbst Käshofen, scheinbar des kleinsten und plebejischsten Namens in der ganzen Pfalz, konnte kraft der lateinischen Etymologie zum stolzesten Namen aufsteigen als aula Caesaris. Während die deutsche Landschaft so mächtig den Römern entgegentrat, daß ihnen der Berg Wasichen zu einem Gott Vogesus emporwuchs, sollten sie zugleich von den friedlichen Thälern des hügelichen Westrich so tief angeheimelt worden seyn, daß sie bei dem schönsten derselben, dem Glanthal, das heimische Flüßchen Glanius, welches zwischen Capua und Cumä zum Meere fließt, hätten Gevatter stehen lassen!

Schon längst brannte kein römischer Altar mehr den Schutzgöttern unsers Rheinlandes, da hielt der Aberglaube des inzwischen wieder deutsch gewordenen Volkes noch immer die nebelhaften Schatten versunkener römischer Götter fest. Noch im elften Jahrhundert fragt Bischof Burkhard von Worms in seinen libris Decretorum die Vorfahren der Rheinpfälzer, ob sie an die Göttin Diana als oberste Hexenmeisterin glaubten, ob sie dafür hielten, daß jene drei Schwestern, „die das Volk Parzen nenne,“ wirklich seyen, und der Menschen Geschick bestimmten, und ob sie jenen Dreien zu Zeiten einen Tisch mit Speise und Trank und drei Messern deckten?

Der Aberglaube ist des Volkes ältester Besitz, den es festhält, auch wenn es längst nicht dämmernd mehr ahnt, woher er gekommen und was er ihm bedeutet. Es geht den Pfälzern mit den geheimen Zügen altrömischer Cultur, die heute noch einige der leisesten aber eigensten Schwingungen ihres Volkslebens mitbestimmen helfen, wie jener schwäbischen

Bauernfamilie mit dem räthselhaften Steine Genlok. Es war ein großer Stein im Hause eingemauert als Eckstein des Heerdes. Seit unvordenklicher Zeit stand er dort, und es hatte sich die Sage von Geschlecht zu Geschlecht heraufgeerbt, solange der Stein den Heerd zusammenhalte, werde das Glück im Hause wohnen, und die Bauern nannten diesen Stein den Genlok und wußten nicht warum. Uneingedenk der überlieferten Warnung ließ endlich der jüngste Besitzer den Heerd umbauen und den Stein herauswerfen. Da kam eine Viehseuche und allerlei anderes bis dahin ungekanntes Unglück, und der Bauer klagte sein Leid dem Pfarrer und meinte jetzt, es habe ihm freilich heimlich gegraust als er den Genlok habe herausbrechen lassen; nun sey das Unheil da. Den Pfarrer befremdet die Sache, mehr noch der Name. Er läßt sich den Stein zeigen. Da steht der Name Genlok, von dessen Entstehung Keiner mehr Rechenschaft weiß, in scharfen römischen Lettern auf demselben ausgehauen, nämlich GEN. LOC. Es war ein Römerstein, geweiht dem Schutzgeiste des Ortes, und der Stein war zum Amulet des deutschen Bauernhauses geworden, der Aberglaube, des Volkes ältester Besitz, hatte von Geschlecht zu Geschlecht die Sage fortgepflanzt von der magischen Kraft im Genlok — Genio loci.

Alle bisherige Völkerkreuzung war nur Vorspiel. Die Hauptaktion gehört dem fünften Jahrhundert. Im Anfang desselben nehmen die Alemannen von unserem pfälzischen Rheinlande Besitz. Aber auch sie sind kein einfaches, reines Stammvolk, sondern ein Völkerbund. Als sie die Pfalz

gewinnen und gründlicher wieder germanisiren, reicht ihre Herrschaft vom Lech bis tief ins heutige Frankreich. Räthselhafte Steinsäulen im pfälzischen Westrich werden für alemannische Gränzsteine gehalten. Die Flußbezeichnung „alb" (Moosalb, Steinalb rc.) in der südwestlichen Hälfte des Westrich ist ein Denkmal alemannischer Siedler; nicht minder die Endung „ingen" bei den Ortsnamen, die in der südlichen, dem Elsaß zugewandten Vorderpfalz und im Bliesgebiet noch häufiger auftritt, dagegen nordwärts immer seltener wird und gegen Rheinhessen hinüber fast ganz verschwindet.

Noch entschiedener alemannisch aber erscheint die Bildung der Ortsnamen auf „weiler," die vom Elsaß, wo sie geradezu die herrschende ist, in die südliche Pfalz herüberzieht, dort mit der mehr mittelrheinischen Sylbe „heim" um den Rang streitet, in Rheinhessen aber der letzteren gänzlich das Feld räumt.

Die Alemannenherrschaft dauert nicht lange. Im Jahre 496 wird die Schlacht bei Zülpich geschlagen. Chlodwig besetzt mit seinen Franken das nördliche Alemannien und verleibt es unmittelbar dem Frankenreiche. Das südliche Alemannenland behält freieren politischen und nationalen Bestand unter fränkischer Herrschaft. Man nennt darum die Elsäßer noch heute ein alemannisches Volk, die Pfälzer aber zählt man zu den Franken. Denn nachdem Chlodwig das Land fränkisch gemacht, ergoß sich kein neuer großer Völkerstrom mehr über dasselbe. Auch im Gedächtniß des pfälzischen Volkes dämmert heute nur noch die Erinnerung des Frankenreiches; von den Alemannen weiß es nichts mehr. In der sagenhaften Gestalt des Königs Dagobert erblickt der pfälzische Bauer den ältesten

politischen Ordner deutscher Zunge, den ältesten wirthschaftlichen und kirchlichen Wohlthäter des Landes. Daß er, der Bauer selber, in Sprache und Sitten auch noch ein lebendiges Denkmal der alemannischen Vorgeschichte jenes Frankenreiches ist, ahnt er nicht. Denn die inneren Thatsachen der Volksgeschichte leben zwar fort im Volke, aber nur die äußeren singen und sagen sich fort.

Der Surbach schied alemannisches und fränkisches Land. Er ist kaum vier Stunden Wegs von der Südgränze der heutigen Rheinpfalz entfernt und bildet keine natürliche, sondern eine ganz zufällige Gränze in der freien, offenen Rheinebene. Die politischen Schicksale zweier Völker mag ein solcher Bach scheiden; den über ein Jahrtausend fortgesponnenen Zusammenhang der inneren Volksentwicklung hat er nicht zu scheiden vermocht.

Das Land, welches die Alemannen, als ein erobertes, Alisat, Elsaß — Fremdensitz nannten, ward ihr letztes Heimathsland. Und wie es weiter ein Fremdensitz der alten Alemannen im alten Frankenreiche ward, so ist es auch jetzt wieder ein Fremdensitz geworden der Deutschen im französischen Reiche. Der suevisch-alemannische Stamm, gerade ausgezeichnet durch tiefste Heimathsliebe, verfiel zugleich dem Geschick, daß Tausende seiner Söhne fort und fort in die Ferne ziehend, ein neues Vaterland sich suchen mußten, vom alten schweifenden Sueven bis zum modernen schwäbisch-alemannischen Auswanderer. Dieser Gegenzug von Naturanlage und äußerer Bestimmung schuf unendlich viel Dichterisches in dem scheinbar sich selbst widersprechenden Volkscharakter, wie ja auch zwiegeartete Naturen einzelner Menschen die dichterisch reichsten

sind. Die Auswanderungslust des modernen Pfälzers ist ein alemannisch-suevisches Erbstück. Der mitteldeutsche Franke wandert auch massenhaft — aus Noth; das ächte Auswandererfieber aber ist schwäbisch-alemannisch und pfälzisch. Darum hat es einen tiefen Sinn, wenn der friesische Bauer an der Unterweser jeden Auswanderer als solchen „Paalzer" nennt, nicht um damit dessen örtliche Herkunft als Pfälzer zu bezeichnen — denn was wissen diese Leute von der Pfalz? — sondern indem er „Paalzer" als ein reines Gattungswort gebraucht, entsprechend dem schriftdeutschen „Auswanderer."

Die Franken Chlodwigs waren so wenig wie die Alemannen ein reines und einheitliches Volk, sondern gleich jenen wiederum ein Völkerbund. Sie hatten dazu bereits auf dem langsamen Weg von der Schelde zum Oberrhein nicht wenige Volks- und Bildungselemente der Römer und romanisirten Kelten in sich aufgenommen. Man vermuthet sogar, daß wenigstens zwei Zweige des Frankenvolkes auf jetzt pfälzischem Boden örtlich unterschieden gewesen seyen, und gibt den Westrichern, namentlich den Bliesgauern, in den sogenannten „oberen Franken" andere fränkische Ahnherrn als den schlechtweg salisch fränkischen Vorderpfälzern.

Die Bestimmung der Pfalz, die Bühne eines Völker- und Stammesgemischs zu werden, welches seines Gleichen in Deutschland nicht wieder findet, vollendet sich also in dieser letzten alemannisch-fränkischen Mischung, die selber wieder aus so vielen andern Mischungen hervorgegangen ist.

Doch sind zu diesen großen Schichtenlagerungen der Hauptstämme immer noch eine Menge kleiner eingesprengter Volksbruchstücke nachzutragen. Denn dieses Wirrsal stellt sich uns

am anschaulichsten dar im Bilde des geognostischen Durchschnitts einer Bergkette, wo wir die großen Massen des Gesteines nach den verschiedenen Revolutionsepochen der Erdbildung bald übereinander gelagert, bald durcheinander geworfen sehen und oft auch mitten im Gestein kleine Enclaven von räthselhaft fremdartigem Ursprung.

Zur Ergänzung der pfälzischen Völkertafel vor der Frankenzeit wären zunächst hier noch die Burgunder zu nennen, die in Worms kurze Zeit ihre Hauptstadt besaßen und mit dem Wormsgau wohl auch in den nördlichsten Strich Rheinbayerns hereinragten. Ein mildes, schmiegsames, leicht zu romanisirendes Volk, bilden sie einen bestimmten Gegensatz zu den trotzigen Alemannen, und mögen so wohl auch als Vorläufer gelten für die Mission der Franken: aus hartem, alemannischem Holz, den weichen, geschmeidigen Pfälzer zu schnitzen.

Nach den Tagen der Völkerwanderung ziehen nicht mehr neue Stämme sondern nur noch Colonisten truppweise in die Pfalz. Slaven wurden hieher verpflanzt, friesische Kaufleute gründeten eine Colonie bei Worms, französische und holländische Flüchtlinge fanden eine Freistatt und bildeten ganze Gemeinden. Auch die Zigeuner fehlten nicht. Noch in unserem Jahrhundert wohnten Zigeunerfamilien als halbe Troglodyten in mehreren Burgruinen des Westrich; der Matzenberg und Eusserthal waren stark von Zigeunern bevölkert. Jetzt ist auch dort die selbständige Zigeunerbevölkerung untergegangen, und nur im Gesichtsgepräge einzelner Leute aus diesen Gemeinden mag man noch etwas vom Blute ihrer wanderlustigen Vorfahren spüren.

Zu den alten Einwanderungen gesellte sich in der Pfalz der tropfenweise aber stäte Zufluß fremder Leute durch die Lage des Landes an dem großen Kreuzweg des rheinisch-süd-norddeutschen und des französisch-mitteldeutschen Verkehrs. Nimmt man hiezu die frühere territoriale Zerstückelung und den häufigen Herrschaftswechsel in den kleinen Gebieten, ferner das Hinübergreifen der alten Kurpfalz in überrheinisch schwäbisches Land, bis in's heutige Württemberg, in mittelrheinisch fränkisches in's heutige Rheinpreußen, in alemannisches im Elsaß, die durch den nassauischen Besitz vermittelten Wechselbeziehungen zwischen dem Lahngau, der Donnersbergregion und dem Saargebiet; erwägt man endlich die moderne Leichtigkeit der Einwanderung und Ansäßigmachung, welche dem linken Rheinufer seit der französischen Zeit so viele fremde Elemente zugeführt hat: dann wird unser ethnographischer Durchschnitt der pfälzischen Schichtenlagerung so überreich an eingesprengtem Gestein und auf der Oberfläche dergestalt besät mit erratischen Blöcken daß man verzweifeln könnte, hier noch die Einheit der ursprünglichen Hauptmassen herauszufinden.

Schon die vergleichende Statistik von Bayern kommt zu dem Satz, daß die Pfalz gegenwärtig unter allen Kreisen des Königreichs nicht nur die stärkste Auswanderung, sondern auch die größte Einwanderung, d. h. die mindest stabile Bevölkerung habe.

Auch die bunte Mannichfaltigkeit der Familiennamen in der Pfalz ist ein Zeugniß des abundzuwogenden Volksstroms in den letzten Jahrhunderten. Französische, schwäbische, alemannische, fränkische, bayerische, niederdeutsche Familiennamen bestehen in Masse neben den altpfälzischen. Vom Herrschen

großer für das Volk charakteristischer Namengruppen, wie im Innern Schwabens und Bayerns oder im friesischen und niedersächsischen Land ist hier kaum eine Spur.

Ziehen wir die Summe unserer pfälzischen Völkertafel, so ist der erste Eindruck ein verwirrendes Gemisch: Kelten, Vangionen, Nemeter, Burgunder, Römer, Juden, — der verwüstend durchstreifenden Alanen, Vandalen, Hunnen ꝛc. gar nicht zu gedenken — Alemannen, zweierlei Franken, Slaven, Friesen, moderne Franzosen, Holländer, Zigeuner u. s. f.! Das ist doch ächtes „individualisirtes Mitteldeutschland!“

Aber dennoch lassen sich zwei Hauptgruppen ausscheiden, bestimmend für die Volkskunde der Gegenwart:

In der Urzeit germanische, zunächst wohl dem suevischen Stamme zuneigende Nationalität mit keltisch-römischer Grundmischung.

Dann Alemannen, die von den Franken besiegt, verdrängt, niedergehalten, umgebildet werden. Zusammenstoß und Kreuzung hermionischer Völker (der Franken) mit istävonischen (den Alemannen), niederdeutscher mit oberdeutschen zu einer ächt mitteldeutschen Neubildung. So sind denn in dieser zweiten Hauptperiode die Pfälzer Franken geworden, aber ohne die alemannische Basis gänzlich aufzugeben.

Diese Uebergangsstufe bestimmt heute noch den pfälzischen Volkscharakter. Den Zusatz alemannischer Natur in unserm fränkischen Volke nachzuweisen, ist eine Aufgabe, die sich durch alle Blätter dieses Buches zieht. Der unmittelbar folgende Abschnitt soll vorbereitend in den allgemeinen Zügen des Volksgeistes diese Doppelseitigkeit der Pfälzer beleuchten.

II. Der alemannische und fränkische Gegenzug im pfälzischen Charakter.

Wer von Schwaben oder dem Elsaß aus die Pfälzer betrachtet, der wird in ihnen fast reine Franken sehen. Wer dagegen vom fränkischen Mittelrhein oder aus dem Main-Frankenlande in die Pfalz herüberschaut, der erblickt schon bei Bingen und Mainz die ersten versprengten Vorposten schwäbisch-alemannischer Sitte und Sprache; mit der südlichen Grenze des Wormsgaues bei Frankenthal wird ihm der alemannische Zug im fränkischen Volksthum immer deutlicher erscheinen und südlich von Landau wird es ihm ebenso schwer werden, die Verwandtschaft zu seinem heimischen reiner fränkischen Wesen herauszufinden, wie der Schwabe das Schwabenthum der nördlichen Pfälzer nur schwer fassen kann.

So geht es bei allen Uebergangsgebieten. Wer von den Alpen zur Ebene steigt, dem hört bei zweitausend Fuß hohen Vorbergen schon das Gebirg auf; wer aber von der Ebene zum Hochgebirge wandert, der sieht sich bei fünfhundert Fuß tiefen Thalrinnen der Alpenströme mitten im flachen Vorlande schon in der Alpennatur.

Beide haben recht.

Die alten Alemannen werden uns als wilde, trotzige Gesellen geschildert. „Schwabentrotz" ist zwar bei ihren suevischen Stammesvettern heute noch sprüchwörtlich; bei den Pfälzern aber hat die schwäbische Starrheit des inwendigen Menschen meist der fränkischen Geschmeidigkeit weichen müssen. Dagegen ist der jenem Trotz nahe verwandte Drang nach

persönlicher Unabhängigkeit und Selbstherrlichkeit, der demokratische Zug, welcher den Alemannen weit entschiedener eignet als den Franken, bei den Pfälzern nicht verloren gegangen. Die mittelalterliche Geschichte des Elsaß und der alemannischen Schweiz zeigt uns, wie namentlich im Städteleben und in der religiösen Entwicklung dieser Demokratismus eigenthümlich streng und gediegen zu Tage kam. Die oberdeutsche Burg städtischer Freiheit in der Frühzeit des zwölften Jahrhunderts, Freiburg im Breisgau, das Vorbild so mancher freien Stadtverfassung stand auf alemannischem Boden, dazu das andere Freiburg im Uechtland und Zürich und Bern. Jeder Geschichtskundige weiß, wie in der Bundesgenossenschaft einzelner dieser alemannischen Städte der Gedanke des großen rheinischen Städtebundes von 1254 mit vorbereitet ward, und daß von jetzt rheinbayrischen Städten nicht nur Speyer und Neustadt an demselben theilnahmen, sondern daß auch der Pfalzgraf selber, Ludwig der Strenge, im Bunde saß.

Aus der alemannischen Südwestecke hat seit dem Bauernkriege schon öfters der Föhn der Revolution in das übrige Deutschland herein geblasen; die republikanische Verfassung fand in der alemannischen Schweiz ihre letzte feste Freistatt auf deutscher Erde; alemannischer Freiheitstrotz hat noch in der Zeit der jüngsten Umwälzungen das social so conservative Elsaß politisch sehr radical erscheinen lassen, und wenn im Südwesten der revolutionäre Thauwind losbrach, dann sind allemal auch in der Pfalz die Demokraten wild gewachsen. Weit spröder schon blieben dabei die reineren Franken des Mainthals und des Mittel- und Niederrheins. Die Franken sind viel beweglicher in der Sitte aber auch viel beharrender

im Staatsleben als die Alemannen. Da nun fränkisches und alemannisches Blut sich mischte in der Pfalz, so kommt am Ende heraus, daß die Pfälzer beweglich sind in der Sitte und in der Politik.

Auch durch die neuere Kirchengeschichte der Pfalz zieht sich der demokratisch alemannische Geist. In seiner republikanischen und puritanischen Strenge steht der pfälzische Reformirte dem Schweizer näher als dem Lutheraner des monarchischen Binnendeutschlands.

Der Drang jedes Einzelnen, sein eigener Herr zu seyn, geht in der Pfalz durch die ländlichen Besitzverhältnisse, durch das Familienleben, durch die gesellschaftliche Sitte. „Eines Andern Knecht soll Niemand seyn, der für sich selbst kann bleiben allein“ — war der Wahlspruch des Paracelsus, des alemannischen Schweizers. Es ist heute noch der Wahlspruch des Pfälzers, in dem sich der Alemanne regt.

Drüben im Vogelsberg sagt der altfränkische Bauer noch: „Wer mich ehrt, der Ihrt mich.“ Denn er hält es für Spott, wenn man ihn mit Herr anredet und statt Ihr mit Sie. Dagegen läßt sich auch der ärmste Westricher Bauer den Herrn recht gern gefallen, und der freie vorderpfälzische Staatsbürger fordert ihn.

Obgleich es ein ehrlich Stück Wegs von der Pfalz zum Meere ist, haben die Pfälzer doch einen fliegenden Holländer. Es ist eine Sage von Alemannentrotz und Alemannenstolz. Kurfürst Ottheinrich von der Pfalz hatte den Schultheiß Enderle, einen Bauer aus Ketsch bei Heidelberg, zum öftern stark wider sich aufgebracht. Enderle schwur, der Kurfürst solle ihn nicht ungestraft erzürnt haben. Inzwischen war

Ottheinrich ins gelobte Land gezogen und steuerte bereits auf glücklicher Heimfahrt, als sich eines Nachts mitten im griechischen Meer bei ganz heiterem Himmel plötzlich ein wüthendes Sturmgebraus, ein Stöhnen und Heulen in der Luft erhob, daß die Hofherren des Kurfürsten voll Schrecken auf's Verdeck eilten. Da sahen sie ein kleines schwarzes Schiff schattenhaft über die weite Fläche des Meeres herangleiten, und an dem einzigen kleinen Segel stand ein einziger Mann. Wie der dem kurfürstlichen Schiff endlich Bord an Bord gekommen war, da rief er mit dumpfer Stimme: „Weichet Herr Kurfürst, weichet, — der Enderle von Ketsch kommt!" — und flog vorbei und zerrann sammt seinem Kahn im Nebel. Die Hofherrn aber notirten Tag und Stunde und als sie nach Heidelberg heimkehrten, befand sich's richtig, daß Enderle von Ketsch in jener Nacht gestorben sey. Das war der Stolz und Trotz eines pfälzischen Bauern. Selbst im Tode hatte Enderle von Ketsch noch einmal schreien müssen — übrigens dem Kurfürsten weiter kein Leids gethan.

Mit jenem Trotz geht der sociale Conservatismus der Alemannen eben so gut zusammen wie ihr politischer Freisinn. Je näher dem Elsaß, desto mehr altväterliche Sitten bestehen noch in der Pfalz, je näher dem Rheinfrankenlande, desto weniger. Wenn der Rheinbayer trotz aller modernen Gleichmacherei doch noch viel zäher am Ueberlieferten hält als sein rheinhessischer Nachbar, so dankt er dieß gewiß der entschiedeneren alemannischen Grundlage seines Volksthums.

Heidnischer Glaube und Aberglaube hat sich in Alemannien erstaunlich lange und kräftig erhalten. Der heil. Pirminius, der ja auch ein Apostel der Pfälzer gewesen, der

Gründer von Pirmasenz, predigte in der Mitte des achten Jahrhunderts noch wider den heidnischen Naturdienst unter den Alemannen. Die Pfälzer sagen freilich, die französische Revolution habe allen Aberglauben aus dem Lande gespült; es ist aber doch noch vor wenigen Jahren in einer sehr „aufgeklärten“ Gegend der Pfalz eine alte Frau schwer mißhandelt worden, weil sie für eine Hexe galt, und Mancher, der vor nunmehr fünfundzwanzig Jahren zum Hambacher Feste zog, um dort seinen pfälzischen Freisinn hell leuchten zu lassen über das ganze Land, hat vielleicht unterwegs bei der damals weitberühmten Wahrsagerin von Frankenstein sich Raths erholt über die Dinge, die da kommen sollten. Wer mit schwäbischem Auge in die Pfalz hereinblickt, der wird wenig Schwaben-Aberglauben mehr entdecken, wer aber aus dem noch stärker nivellirten und fast ganz fränkischen Rheinhessen herübersieht, der nimmt doch noch allerlei alemannische Gespenster wahr.

Der Sitte ist die Sage verschwistert. Die Pfalz ist noch immer sagenreich, aber reicher an Sagen gegen die alemannische als gegen die fränkische Gränze. Auf die südliche Hälfte kommen gewiß gut drei Viertheile des pfälzischen Sagenschatzes. Die Sage lebt auch hier noch unmittelbarer im Volk als weiter nordwärts.

Will Jemand in der ausgezeichneten Familienhaftigkeit des Pfälzers einen alemannischen Zug erkennen, so läßt sich wenigstens kein Gegenbeweis führen. Bekanntlich ist das Ehe- und Familienrecht im alemannischen Gesetze besonders streng und die Stellung der Frau eine höhere als bei den Franken. Dem oberen Pfälzer ist die wortspielende Vertauschung von „ledig“ und „lüderlich“ ein geläufiger Witz. Man schließt

nicht bloß weit mehr Ehen als in den meisten andern deutschen Ländern, sondern man hält auch die Sitten des Familienlebens mit besonderem Eifer aufrecht. Auf Beachtung der Verwandtschaftsgrade wird in dem sonst so modernisirten Lande mit einer Strenge gesehen, die wir nur noch bei abgeschlossenen Naturvölkern zu suchen gewohnt sind. In religiösen Gemeinden gilt selbst die Gevatterschaft noch als eine Art adoptirter Verwandtschaft und als eine wirkliche Berufung zu ernster Pflicht. Nicht umsonst schmücken sich die Gevattersleute im Westrich noch mit einem großen Strauß, und trotz der Strafandrohungen in alten kurpfälzischen Polizeiordnungen konnte die Sitte der Pathengeschenke — altpfälzisch ist namentlich der „Petter- und Godenrock“ — nicht ausgerottet werden.

Die alten Franken gelten für biegsam, bildungsfähig, das Fremde leicht aufnehmend, zuweilen auch für wetterwendisch und unzuverlässig. Sie sind nächst den Gothen derjenige deutsche Stamm, welcher sich am innigsten römischem Wesen zu verschmelzen wußte. Sie werden weit leichter zu Christen bekehrt als die starrköpfigen Alemannen, sie geben aber mit dem Aberglauben zugleich den Glauben selbst auch wieder leichter auf. Die Alemannen sind heimathselig und wanderlustig zugleich; die Franken weder das eine so entschieden noch das andere. Aber unruhig sind sie, unstät.

„Den Franken und bös Geld
Führt der Teufel durch alle Welt.“

Fränkische Rührigkeit, Gewandtheit der Auffassung, Schlagfertigkeit hat bei den Pfälzern — namentlich nördlich der Queich — in hohem Grade das schwere alemannische Wesen verdrängt.

Licht und Schatten im Volkscharakter hängt recht augenfällig hiermit zusammen.

Zunächst im wirthschaftlichen Leben. Die Pfälzer gehören zu den fleißigsten Landwirthen Europa's; ein gesegneter Boden begünstigt diesen Fleiß. Doch genügt dieß nicht, die glänzenden Resultate der pfälzischen Wirthschaft zu erklären. Es kommt noch die fränkische glückliche Hand dazu, die Beweglichkeit, der Fortschrittstrieb, der Rationalismus des Franken. Der schwäbische Bauer ist nicht so hitzig, dagegen vielleicht noch zäher in seinem Fleiße wie der Pfälzer, aber er ist nicht so flink, nicht so gewürfelt, er hat jenen schlagfertigen fränkischen Mutterwitz nicht, für welchen der Pfälzer ein ganz eigenes Wort besitzt: er ist nicht so „schlitzöhrig." Andere sprechen „schlitzhärig" und meinen es bedeute einen Haarspalter. Das trifft aber den Sinn nicht, und der grübelnde Schwabe wäre viel mehr ein Haarspalter als der Pfälzer. Wer so praktisch pfiffig ist, wie Einer, dem der Büttel schon einmal die Ohren geschlitzt hat, ist schlitzöhrig, ein „durchtriebener" Schlaukopf. Kraft dieser angestammten Lebensklugheit hat sich der Franke in der Pfalz, am Mittelrhein und Untermain den Boden dienstbar gemacht wie kein anderer deutscher Stamm. „Dem Pfälzer kalbt selbst der Ochs." Der französische Marschall Grammont erzählt uns in seinen Memoiren, wie er zehn Jahre nach dem westphälischen Frieden durch die Pfalz gereist sey und das Land, welches er zwei Jahre vor dem Frieden als ein von Grund aus verwüstetes geschaut, nun wieder aufblühend und bevölkert gesehen habe, „als sey niemals Krieg gewesen." Wenn sich die Pfalz überhaupt nach so vielen und furchtbaren Kriegsnöthen immer so fabelhaft rasch

wieder erholt hat, so liegt das gewiß nicht bloß in der Ueppigkeit des Bodens, sondern mehr noch in der unvertilgbaren Frische, Raschheit und Schnellkraft der Bewohner. Denn auch in der Pfalz wachsen nur Dornen und Disteln von selber und nicht Brod und Wein. Zu der Notiz des Marschall Grammont muß man das Bild jenes Bauern fügen, der bei der Belagerung von Mainz im Bereich der Kanonen einen Schanzkorb auf Rädern vor sich herschob und hinter demselben seine Feldarbeit verrichtete. Hier hat man Ursache und Wirkung.

Ein glänzendes Beispiel fränkischer Regsamkeit und wirthschaftlichen Ingeniums aus unsern Tagen bietet die wunderbare Ausbreitung und Vervollkommung des pfälzischen Tabakbaues, der in wenigen Jahren von der Rheinebene bis in die äußersten Thäler des Westrich vordringend das ganze Land erobert hat.

Mit dieser rasch entzündeten wirthschaftlichen Thatkraft ist dann freilich auch der einseitige pfälzische Materialismus eng verkettet, und neben dem redlichen Fleiß stehen die betrügerischen Wucherprocesse. Doch soll das alemannische Elsaß auch nicht Mangel leiden an betrügerischem Wucher.

Thatsache ist es aber auch andererseits, daß in dem entschiedener fränkischen Rheinhessen die Gier des Erwerbs noch viel ausschließlicher das Landvolk gefangen hält, als in der bayerischen Pfalz. Der rheinhessische Dialektdichter Lennig hat auf diesen Charakterzug seiner Landsleute den rechten Vers gemacht:

„Mer is uff dare Welt (freilich aach Gott ze ehrn)
Jo doch for sunscht nix do, als for ze proffedeern.“

Die Pfälzer sind aber nicht bloß schlagfertig mit Karst und Spaten, wie ihre fränkischen Vorfahren schlagfertig waren

in der Politik und mit dem Schwert, sie sind es auch mit der Zunge. Hier unterscheidet sich der Franke von dem nachdenklicheren Alemannen und vollends von dem noch viel schweigsameren Schwaben, und die Pfälzer sind in der flinken und schneidigen Rede ganz und gar fränkisch geworden. Namentlich die Vorderpfälzer; minder die etwas langsameren Westricher. Auf jedes Wort muß ein Gegenwort fallen und zwar Schlag auf Schlag. Auf jede unbequeme Bemerkung muß man kräftig auftrumpfen, damit man nicht für einen Pinsel gelte. Besser du sagst eine Dummheit, als du sagst gar nichts. Sagst du die Dummheit nur recht nachdrücklich, so wiegt sie schon so schwer wie ein gescheides Wort. Andere Leute reden auch nicht lauter Weisheit, aber sie reden leiser als die Pfälzer.

Man braucht nur die Eisenbahnfahrt eines Tages durch Bayern, Schwaben und die Pfalz zu machen, um am Morgen, Mittag und Abend ein dreifach ansteigendes Crescendo des Redetones bei den drei Stämmen wahrzunehmen. Der Bayer verstummt, wenn ein Fremder neben ihm sitzt; der Schwabe spricht schon offener; der Pfälzer aber redet die wildfremde Reisegesellschaft am liebsten gleich im Ganzen an, jedes Eisenbahncoupée wird ihm zu einer Volksversammlung. Will man innerhalb des fränkischen Stammes eine ähnliche Stufenreihe des Redetons übersichtlich mit dem Eilzuge durchfahren, so nehme man die Linie Nürnberg-Frankfurt-Ludwigshafen. Der Obermain-Franke schlägt nur ein Mezzo-Forte an, bei Hanau und Frankfurt hebt sich der Discurs schon zum vollen Forte, sowie man aber bei Mainz den Rhein überschritten hat, schwillt der Redestrom zum Fortissimo.

Wenn wir uns am Sonntage einem pfälzischen Wirthshause nur von weitem nähern, so schallt uns häufig ein Wortgebraus entgegen, daß wir meinen, da drinnen zankten sich hundert Leute auf Mord und Todschlag. Treten wir ein, so sind es nicht zwanzig, die in friedlichen Gruppen mit all dem Getöse nur ein Plauderstündchen halten und von Wein und Wetter sprechen.

Goethe bemerkt einmal, daß in Frankfurt als einer Reichstadt ein gewisses barsches Wesen durchaus nicht für unliebenswürdig gegolten habe, ja mit Verstand im Hintergrunde sogar willkommen gewesen sey. Dieß trifft aber nicht bloß Frankfurt, sondern das ganze Frankenland im Winkel vom Rhein, Main, Neckar und Nahe bis zur Lahn. Die Franken des Obermains, namentlich wo sie sich in's Thüringische verlieren, sind schon milder und äußerlich höflicher in ihren Formen, deßgleichen die Niederrheiner von Koblenz abwärts, wie auch die Alemannen des Oberrheines. Jene liebenswürdige Barschheit, die allerdings in Frankfurt und weiter nordwärts culminirt, ist keineswegs Grobheit, sondern soll vielmehr ein frisches, ungenirtes, überlegenes Wesen ausdrücken. Im schlimmsten Falle steckt manchmal etwas Renommage dahinter. Das Volk nennt solches Aussprechen einer gewissen Kraftnatur auch nicht „barsch," sondern „forsch." Wer pfälzische Dialektpoesie charakteristisch vorlesen will, der muß vor allem diesen „forschen" Ton inne haben, während derselbe bei alemannischen Gedichten sehr übel angewandt wäre. Grüßt der Pfälzer recht volksthümlich liebenswürdig, dann wirft er seinen „Guten Morgen" gleichfalls im ächten Kraftton dem Andern entgegen und rückt nur ein wenig an der Kappe,

„als säßen Spatzen darunter.“ Das ist burschikos, nicht grob. Wir Rheinfranken kommen darum bei den Altbayern so leicht als mit Unrecht in den Ruf von Dünkel und Unart; denn der altbayerische Städter ist überreich an Höflichkeitsschnörkeln und zieht den Hut dreimal so tief wie der Pfälzer. Es fragt sich aber trotzdem sehr, wer von Beiden im Wesen höflicher und zugänglicher ist.

Daß einzelne Landstriche der Pfalz sich gegenseitig den Vorwurf der Grobheit machen, daß z. B. der Westricher die Vorderpfälzer „grobe Pfälzer“ nennt, dagegen der Vorderpfälzer die Leute von der Sickinger Höhe „grobe Sickinger“ u. s. f., gehört nicht hierher. Es zieht sich dieser gegenseitige Vorwurf der Grobheit, den Berg- und Flachlandsbewohner wider einander schleudern, durch ganz Deutschland und verdiente also bei der Vergleichung der Deutschen mit andern Nationen untersucht zu werden.

Dagegen ist der Uebermuth, mit welchem in der Pfalz, wie im ganzen Rheinfrankenland, die Straßenjugend so oft den Fremden verfolgt und verspottet, ein unerfreulicher Ausfluß jenes „forschen“ fränkischen Wesens. Schwaben und Alemannien kennt solche Unart viel weniger, Bayern fast gar nicht.

Den Genius der pfälzischen Sprache charakterisirt eine Ueberfülle von stehenden Schlag- und Kraftworten, Hyperbeln, von volksthümlichen Redewendungen voller Satyre und Komik. Im Wortwitz auftrumpfen bringt populären Ruhm, und die Schlagfertigkeit mit der Zunge ist oft größer als mit dem Geiste oder mit der Faust. Ganze Gemeinden haben den altüberlieferten Ruhm, in der Satyre stark zu seyn. So sagt z. B. ein Spruchvers aus dem rheinbayerischen Nahethal:

„Wer geht über den Lemberg und spürt keinen Wind,
Durch Oberhausen und sieht kein Kind,
Durch Duchrod und wird nicht gespott',
Der hat große Gnad' bei Gott."

Das so stark landesübliche Fluchen und Schwören ist auch ein Zug der pfälzischen Kraftnatur im Worte. Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts war ein Thürmer in Landau durch seine Kraft im Fluchen und Schwören besonders ausgezeichnet. Sein Thurm ward zuletzt vom Blitz, den er so oft beschworen, wirklich zusammengeschlagen. Das war aber doch selbst den Pfälzern zu stark. Als darum der Thurm neu aufgebaut war, ließen sie diesen Thürmer nicht wieder hinauf, weil ihn nicht einmal der Blitz curirt hatte, sondern nach wie vor „Donner und Hagel seine besten Wort seynd, so daß zu besorgen, wo er den Neuen Thurn beziehe, der allmechtige Gott noch ein schröcklicher Exempel als das vorige vber vnß schicken möchte."

Die kurpfälzische Polizeiordnung von 1684 enthält ein vorangestelltes besonders langes Kapitel vom Gotteslästern, Fluchen und Schwören. Wer seinem Nächsten aus Unbedacht Pestilenz, Franzosen und andere Krankheiten (die „Kränk" schlechtweg) oder Donner und Hagel an den Hals wünscht, soll stufenweise in Geld- und Thurmstrafe verfallen. Die Wirthe und ihre Hausknechte sollen gehalten seyn, Fremde, welche bei ihnen fluchen und schwören, der Polizei anzuzeigen! Auf absichtlichem Verschweigen einer solchen Angabe steht Geld- und Thurmstrafe für Wirth und Hausknecht. „Demnach auch heutigen Tags Fluchen und Schelten bei den Kindern auf den Gassen sehr gemein geworden" — sollen die Eltern, bei

Vermeidung von Geld- und Thurmstrafe, ihre fluchenden Kinder fleißig mit Ruthen streichen.

Vor etlichen Jahren gab eine Gerichtsverhandlung in einer pfälzischen Stadt Zeugniß, wie weit sich renommistische Burschikosität bei dem leichtblütigen Rheinfranken steigern kann. Ein Leinweber war angeklagt, in der Rolle des Wilhelm Tell folgendergestalt debütirt zu haben. Als vortrefflicher Pistolenschütze hatte er sich vermessen, seinem zwölfjährigen Kind eine Kartoffel auf 15 Schritt vom Kopfe zu schießen. Das frevelhafte Wagestück gelang. Die Nachbarn die es nicht gesehen, wollten es aber nicht glauben. Da legte der Vater seinem Kinde zum zweitenmale die Kartoffel auf den Kopf, und zwar dießmal in der Dämmerung, so daß der Knabe eine Laterne halten mußte, und schoß sie wiederum herunter. Auf die Frage des Richters, ob er ein Narr sey? antwortete der „forsche" Mann: „Bisweilen." Er ward zu einer Geldbuße und fünf Tagen Gefängniß verurtheilt.

Die fränkische Gewandtheit, Fremdes sich anzueignen, führt bei diesem Volk zum leichten Erfassen aller Bildungsstoffe. Die Pfälzer stehen hierin mit in der Vorderreihe unter den deutschen Stämmen. Namentlich rühmt man bei den Vorderpfälzern Geschmeidigkeit des Geistes. In den Waldschluchten des Westrich gibt es freilich Dörfer, — wie etwa Speyerbrunn — wo jetzt erst eine Schule gegründet wurde, und — wie das benachbarte Schwarzenbach, — wo vor noch nicht langer Zeit wohl nur je der Zwanzigste seinen Namen schreiben konnte, oder wie Elmstein, wo noch bei Menschengedenken ein Holzhauer im Winter die Schule hielt. Allein

mit den neuen Bildungsmitteln wird sich auch die natürliche Bildsamkeit des Volkes erproben.

In einem öffentlichen Ausschreiben begegnete mir als Vorname eines pfälzischen Tagelöhners: „Pompejus Alexander N. N.“ Wo Tagelöhner sich bereits Pompejus Alexander schreiben, darf man doch wohl an dem „Bildungseifer“ des Volkes nicht verzweifeln.

Wer die angestammte geistige Raschheit der Leute vor der Hart auf die alte halbstädtische Natur ihrer Gemeinden zurückführen will, der kommt im Cirkel doch wieder bei den Franken an. Denn daß die Franken so rasch auf die römische Stadtsiedelung eingingen und auf und neben den Trümmern der Römerstädte deutsche Städte und Stadtdörfer schufen, dieß ist eben auch wieder ein Ausfluß ihrer geschmeidigen Aneignungskraft. Wie im nördlichen Gallien geraume Zeit die Städte römisch waren, das Land fränkisch, so hielt sich, umgekehrt und doch auch entsprechend, in der Pfalz das Alemannenthum länger auf dem Land, während sich fränkisch-römische Cultur in den Städten centralisirte. Auf dem Lande gibt es heute noch manchen Zug alemannischer Sitte und Tracht, der in den Städten längst erloschen ist. So ist auch der Westricher noch immer etwas zäher und langsameren Geistes als der städtisch-bäuerliche Vorderpfälzer.

Die Pfälzer haben ein lebendiges Bewußtseyn ihrer raschen Fassungskraft. Es ist ein Ehrenpunkt des Volkes, gescheid und aufgeklärt zu seyn. An die reizbarste Seite des Menschen knüpft sich aber auch am leichtesten die Satyre. Die allerbekannteste Anekdote zur Charakteristik pfälzischer Art trifft darum satyrisch der Pfälzer Gescheidheit. Als ein franzö-

sischer General über List oder Verrath der Neustädter erzürnt die drei gescheidesten Leute zu hängen befahl, lief die ganze Stadt davon, weil Jeder glaubte, er sey Einer von den Dreien.

Ein leichter Verstand erzeugt Allgemeinheit der Bildung, seltener Tiefe. Grübelnder Tiefsinn ist im deutschen Süden vor Allen den Schwaben eigen; die zahlreichen Autodidakten der Religionsweisheit, welche hier unter Bauern und Schäfern erstehen, die Sektenstifter und Propheten mit ihrem starken Anhang im Volke beweisen uns, wie der schwäbischen Ungefügigkeit zugleich das Streben nach der Tiefe entspricht. Bei den Alemannen diesseit des Schwarzwaldes ist von solchen Dingen schon kaum die Rede, bei den Pfälzern gar nicht.

Die Breite der Bildung wird mit der Tiefe erkauft. Darum sind die Pfälzer kein unkünstlerisches Volk, aber sie haben kaum einen großen Künstler, kein unwissenschaftliches, aber sie haben nur wenige große Gelehrte. Als ein mächtiger Anstoß von Außen kam, erstand eine glänzende Epoche mittelaltriger Architektur in der Pfalz, und man muß viel mehr die deutsche Reichsgeschichte, wie sie damals auf pfälzischem Boden spielt, als die pfälzische Geschichte zu Hülfe nehmen, um diese Architekturblüthe zu würdigen.

Franken, Alemannien und Schwaben sind reich an schöpferischen Geistern ersten Ranges; man sollte meinen, die aus fränkischem und alemannischem Element gemischte Pfalz hätte auch hier Theil an dem Erbe Beider. Sie ist aber fast leer ausgegangen. Es ist das Schicksal fast jeden Mischvolkes, daß sich die Originalität und Schöpfungskraft der

Stammvölker in demselben nicht verbindet, sondern vielmehr gegenseitig aufhebt.

Es stimmt zu dem demokratischen Zuge des Rheinpfälzers, daß sein Land eine der bildsamsten und verständigsten deutschen Volksgruppen beherbergt, aber innerhalb derselben ragen seit Jahrhunderten nur wenige berühmte Männer hervor und kaum ein großer Name. Mitunter ist es als habe ein tückischer Dämon das heutige Rheinbayern um seine Celebritäten betrogen. In der kurpfälzischen Zeit gab es ja wirklich eine bedeutende Schule pfälzischer Kunst und Wissenschaft; aber sie fand so ausschließlich ihren Mittelpunkt auf dem rechten Rheinufer, in Heidelberg, daß die Ueberrheiner sich erst ganz in ihrer Armuth fühlen mußten. Manchmal hätten auch unsere bayerischen Pfälzer um ein Haar einen berühmten Mann besessen; er ist ihnen aber entgangen zum Nutzen der Franken oder Alemannen. So lebte und wirkte der Benedictiner Ottfried von Weißenburg nur eine halbe Stunde von der pfälzischen Gränze diesseit der alemannischen Sur-Linie auf alemannisch-fränkischem Uebergangsgebiet. Nur eine halbe Stunde hätte der Mönch weiter nordwärts gehen sollen, und die Pfälzer könnten sich rühmen, daß auf ihrem Boden die berühmte oberdeutsche Evangelienharmonie gewachsen sey, der älteste Canon deutscher Metrik, das älteste deutsche Reimwerk.

In Altripp, weiland dem Römercastell, jetzt dem unbedeutenden Fischerdorfe, ward Regino geboren, der lateinische Chronist, welcher im Wendepunkte des neunten und zehnten Jahrhunderts auf deutschem Boden die erste Weltgeschichte schrieb. Allein man nennt ihn bekanntlich nicht Regino von

Altripp, sondern von Prüm und zählt ihn nicht zu den Pfälzern, sondern zu den Franken. Denn wenn er auch durch seine Geburt ohne Zweifel Rheinbayern angehört, so ist doch sein Leben und Wirken so untrennbar mit dem Kloster Prüm an der Eifel verwachsen, daß uns Regino von Prüm immer als ein reiner Franke erscheinen wird.

Grünstadt, welches nach Angabe eines patriotischen Lokalchronisten gleich Trier lange vor Roms Erbauung durch einen Suevenfürsten Grunius gegründet worden seyn soll, wird von den Pfälzern als Geburtsort Hans Holbeins des jüngeren bezeichnet. Aber es ist in dieser kritischen Zeit fast so schwer für Hans Holbein von Grünstadt Glauben zu finden, wie für den alten Sueven Grunius. Dagegen ist Grünstadt ohne Zweifel die Wiege des praktischen, realistischen Historienmalers Seekatz, in der bösen Zeit des achtzehnten Jahrhunderts eine ganz ehrenwerthe Erscheinung, als künstlerischer Hausfreund von Goethes Vater jetzt freilich fast mehr bekannt durch „Wahrheit und Dichtung“ als durch seine Bilder.

Solcher tüchtiger praktischer Talente hat die Pfalz überhaupt nicht wenige aufzuweisen von den kecken naturalistischen Bildhauern des sechzehnten Jahrhunderts bis auf Seekatz und den Frankenthaler Thiermaler Melchior und weiter bis auf mehrere ausgezeichnete Landschafts- und Genremaler unserer Zeit, die, wie namentlich Bürkel aus Pirmasenz, den pfälzischen Namen in der Münchner Schule zu Ehren gebracht haben.

Die meisten berühmten Pfälzer sind Männer der Praxis gewesen, ächte Zeugen des fränkischen Realismus im Volke.

So im Mittelalter noch Peter Schöffer von Germersheim, der Miterfinder der Buchdruckerkunst, im sechzehnten Jahrhundert Franz von Sickingen und der praktisch verständige Mitarbeiter der Reformatoren, der Theologe Billikanus von Billigheim; im folgenden Jahrhundert der Chemiker Johann Joachim Becher von Speyer, mit seiner Verbrennungstheorie ein Vorläufer der Stahl'schen Lehre vom Phlogiston; in neuerer Zeit die Botaniker Koch und Bischoff von Dürkheim; die Aerzte Johann Peter Frank von Rothalben bei Pirmasenz und Walther von Burweiler, dann der mit so großem Erfolg gesegnete Vater der neueren pfälzischen Eisenindustrie, Freiherr von Gienanth; der politische Agitator und Schriftsteller Wirth; der Historiker, Theologe und Kirchenfürst Kardinal Erzbischof von Geißel aus Gimmeldingen; dazu endlich eine ganze Reihe zu hohen Stellen aufgestiegener Talente des modernen Staatsdienstes.

Bei diesen Vorzügen eines allgemein aufgeweckten und gebildeten Volkes, dessen Culturgeschichte durch eine Menge in praktischer Tüchtigkeit glänzender Namen geschmückt ist, können die Pfälzer eine mindere Fülle schöpferischer Originalität gar wohl verschmerzen. Daß es zu allen Zeiten so gewesen bestätigt eben den Charakter des Mischvolkes. Schon in Kaiser Julians Tagen wird den Deutschen auf dem rechten Rheinufer mehr Produktivität im Volksliede nachgerühmt als unsern pfälzischen Ueberrheinern. Während Franken, Schwaben und Alemannien einen wahren Ueberfluß von mittelalterigen Dichtern, namentlich von Minnesängern besitzen, hat die Pfalz kaum einen einzigen. So wüßte ich auch keinen nur halbwegs bedeutenden Musiker aus der

linksrheinischen Pfalz zu nennen, obgleich die Musik hier sehr volksbeliebt ist, und von einem Dorfe (Gerhardsbrunn) sogar erzählt wird, daß es in jedem Bauernhause ein Klavier aufweise. Es ist nicht die strenge Kunst, sondern die heitere Unterhaltung der Musik, die in der Pfalz blüht. Aber wenn nun auch diese Musikliebhaber nicht begeistert sind für Palestrina und Orlando Lasso, für Bach und Gluck und Händel, so sind sie es wenigstens auch nicht für Wagner und Liszt und Berlioz, sie sind also noch naiv und können sich rein bewahren für die Zukunft einer besseren Kunstbildung. So mag sich die Pfalz auch trösten, daß sie so wenige namhafte Literaten hegt; sie hegt dafür auch keine Litteratur- und Kunst-Juden, deren es bekanntlich getaufte und ungetaufte gibt. Man erzählt, das umfangreichste und fast das einzige litterarische Werk, welches einstmals in vollen zwei Jahren (1850 und 51) aus der pfälzischen Presse hervorgegangen, sey — die Anklageakte gegen Reichard und Genossen gewesen. Eine geringe litterarische Produktivität ist aber doch vielleicht besser als eine übertriebene, und gar keine besser als eine nichtsnutzige.

Das alte Alemannenland in seiner größten Ausdehnung umfaßte bekanntlich die ganze schwäbisch-alemannisch-fränkische Südwestecke des heutigen Deutschlands vom Lech bis zum Rhein- und Mainwinkel bei Mainz und zog am linken Rheinufer hinauf bis tief in die Schweiz, bis zum St. Gotthard. Alles schwäbische und fränkische Volk in diesen weiten Gauen trägt heute noch bald starke, bald nur ganz leise Spuren alemannischen Fundaments. Man kann darum auch alle Franken des Untermains, wie die Rheinhessen und Starken-

burger als alemannisch-fränkisches Mischvolk bezeichnen. So wie man dagegen die jenseit der Mainmündung gelegene Rheinbrücke bei Mainz überschreitet, hören die alemannischen Spuren völlig auf und wir treten am Taunus in das Gebiet des reineren hessisch-fränkischen Stammes. Das Volk ahnt heute noch diese Gränzlinie. Der Rheingauer nennt noch immer den Rheinhessen des linken Ufers von Mainz bis Bingen „Pfälzer" und fühlt dunkel das fremdartige, welches diesen in Mundart und Sitte von ihm unterscheidet. Es ist die dort ganz leise verschwindende Beimischung alemannischer Ureigenthümlichkeit, die jenes Fremdartige erzeugt.

Wenn ich nun unsre bayerischen Pfälzer im Gegensatz zu den Franken des Mittelrheins und Untermains vorzugsweise als ein alemannisch-fränkisches Mischvolk fasse, so rechtfertigt sich dieß in dem Auftauchen alemannischen Elementes in dem fränkischen im heutigen Volksleben, welches keineswegs bloß durch die Urgeschichte der Stämme, sondern viel mehr noch durch die politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse der späteren Jahrhunderte bedingt ist. Hier kommt der Verkehr in Betracht, der von Straßburg rheinabwärts durch die Pfalz zieht und zog, dazu die wechselseitige territoriale Verschlingung pfälzischen und elsäßischen deutschen und alemannisch-französischen Landes, endlich die so häufige Gemeinsamkeit der politischen Schicksale für den ganzen linken Oberrhein. Dieß alles hat gewisse Grundzüge des neueren Volkslebens erzeugt, die sich in stätigem Zusammenhang vom Elsaß zur Pfalz herüber ziehen und den modernen Ethnographen in noch viel höherem Maße als den ethnographischen Historiker berechtigen, die bayerische Pfalz als ein

Land der entschiedensten Mischung alemannischer und fränkischer Art zu fassen. Bei der Betrachtung der Mundart, Tracht, Nahrung, des Familienlebens, der Sitten und politischen Zustände werde ich immer wieder auf diese Mischung zurückkommen, so daß man nicht in diesem einleitenden Kapitel, sondern erst am Schlusse des ganzen Buchs die Summe der Belege wird überschauen und prüfen können.

In den dunklen Gefühlen von Abneigung und Zuneigung bekundet das Volk oft Stammesverbindungen und Gegensätze, die der wissenschaftlichen Forschung erst sehr spät zum klaren Bewußtseyn kommen. Ein solcher sympathetischer Bund besteht zwischen den Franken, Alemannen und Schwaben des deutschen Südwestens, die eben sämmtlich alemannisch fundamentirt sind. Dagegen ahnt das Volk die Kluft, durch welche es von den Bayern, als einem ganz verschiedenen, von alemannischem Beisatz völlig freien Stamme getrennt ist. In alten Spruchversen, so derb und cynisch, daß mir die modernen Anstandsbegriffe nicht wohl erlauben, sie hier mitzutheilen, spricht sich die Abneigung der Schwaben und Franken gegen die Bayern und im Gegenspruch, der Bayern gegen die Schwaben und Franken aus. Der ächte Pfälzer hält heute noch die Altbayern für ein sehr wenig begabtes, ihm keineswegs ebenbürtiges Volk, das Land für rauh, kahl und wüste. Er begreift nicht, wie man die Schönheit der bayerischen Alpen mit seinen rheinischen Bergen irgend vergleichen kann, und hält bei aller Belehrung vom Gegentheil wenigstens daran entschieden fest, daß es da drüben nicht so „romantisch" seyn könne wie in der Pfalz. Dagegen wird er dem schwäbischen und fränkischen Nachbar, als einem halben Vetter, sehr gerne

gerecht. Wenn pfälzische Bauernbuben im Streite sich in allen Schimpfwörtern erschöpft haben, dann schimpft zum höchsten Trumpf wohl noch Einer den Andern: „Du Altbayer!"

Der Pfälzer hat vorwiegend nur ein scharfes kritisches Organ für die ungehobelte Natur im Altbayern; was dann doch noch Tieferes hinter der rauhen Außenseite steckt, begreift der gemeine Mann am Rheine schwer. Er hat sich noch nicht zu jener Höhe kulturgeschichtlicher Objectivität erhoben, wie sie schon Paul Flemming geahnt, als er in Nowgorod zum erstenmal russisches Volksthum beobachtete und die sinnreichen Verse niederschrieb:

— „Doch hoffe dies dabei,
Daß in der Barbarei auch was zu finden sey,
Das nicht barbarisch ist!"

Es gibt wohl Uebergänge und Mischungen bayerischer und schwäbischer Art am Lech und an der Donau, bayerischer und fränkischer am Obermain; aber so eigenthümliche, innige und große Verbindungsgruppen, wie sie eben die Pfalz im Punkte alemannischer und fränkischer Natur zeigt, konnten sich zwischen Bayern einerseits und Franken oder Schwaben andererseits unmöglich bilden.

Um so wichtiger für die deutsche Einigung von Innen heraus, für die Volkseinigung, ist das politische Band, welches schon seit länger als sechs Jahrhunderten Bayern und die Rheinpfalz verknüpft hat und in den modernen Territorial- und Verfassungsverhältnissen Rheinbayerns mehr als je gefestigt worden ist.

Drittes Kapitel.

Die Kunstdenkmale

als Wahrzeichen des Volksgeistes.

I. Der Romanismus im pfälzischen Mittelalter.

Sonderliche Neuromantiker sind die Pfälzer niemals gewesen. Die Franzosen haben ihnen in zweifacher Weise die Lust versalzen an der Schwärmerei fürs Mittelalter: erstlich indem sie die altdeutschen Kunstdenkmale zusammenschossen, niederrissen und in die Luft sprengten, und darnach, indem sie den Geist des pfälzischen Volkes in den Zauberkreis ihrer Staatseinrichtungen bannten, die modern seyn mögen und antik, aber gewiß nicht mittelalterlich romantisch.

Anders war es am Niederrhein. Dort standen schon vor mehr als vierzig Jahren agitatorische Männer festgeschaart, so begierig auf die Entdeckung eines alten Bildes oder Mauerwerks wie der Teufel auf eine arme Seele. Der katholisch kirchliche Eifer verbrüderte sich hier dem künstlerischen zu Gunsten der heimischen Kunstalterthümer, während in der Pfalz der calvinische Rationalismus gleichgültig auf den Trümmerschmuck verfallener Kirchen blickte. Eine weiße Wand war ihm lieber als alle Ornamentwerke Adam Krafts und Peter Vischers.

Die romantische Schule zeigte sich von ihrer liebenswürdigsten und unschuldigsten Seite, indem sie das Kunststudium

des Mittelalters erneuerte. Begeisterung für die Vergangenheit gilt, namentlich bei der Baukunst, auch heute noch nicht für gleichen Sinnes mit Reaction für die Gegenwart, und ein Baumeister, der ein Eisenbahnhaus mit romanischen Schnörkeln schmückt, oder ein pennsylvanisches Gefängniß mit gothischen Strebepfeilern festigt, wird darum noch nicht für einen Reactionär angesehen. Die anfänglich dilettantischen Schwärmereien für die alten Dome führten zu einer neuen Wissenschaft der Geschichte der deutschen Baukunst. Diese gehört unserer Gegenwart als etwas wahrhaft neues und eigenes; die Fortschritte, welche wir hier seit zwei Jahrzehnten gemacht, können sich an Raschheit fast mit jenen der Naturforschung messen.

Es ging aber diese Bewegung, soweit sie wissenschaftlich war, wesentlich vom deutschen Norden aus, und die Pfalz hat noch wenig genossen von ihren Früchten. In den niederrheinischen Architekturzonen von Köln und Trier ist fast keine alte Dorfkirche, die nicht bereits bis zu einem Platz in Kuglers Kunstgeschichte avancirt wäre; in der bayerischen Rheinpfalz sind vollkommen ebenbürtige und bedeutendere Denkmale auch den fleißigsten deutschen Specialforschern nicht einmal dem Namen nach bekannt.

Um so eifriger ist in der Pfalz zu unserer Väter Zeit der archäologische Dilettantismus den römischen Alterthümern nachgegangen. Die noch nicht lang erstorbene Schwärmerei für römische Münzen, Denksteine und Sarkophage, Römerlager und Römerthürme war überhaupt provinciell charakteristisch für das linke Ufer des Oberrheins. Sie hat noch einen tieferen Grund als jenen, daß man da viel sucht, wo

man viel findet, und recht wie ein kulturgeschichtliches Wahrzeichen steht in Speyer dicht neben dem gewaltigsten altdeutschen Denkmal unseres Gaues, neben dem Kaiserdom, eine offene Halle mit römischen Alterthümern. Wenn man heute noch dem gemeinen Manne in der Vorderpfalz sich als einen Liebhaber römischer Antiquitäten zu erkennen gibt, so weiß er was wir wollen, kriegt Respect vor uns, und wird uns die Hauptfundorte seiner Gegend nennen; durchforschen wir aber die so viel augenfälligeren Kirchen und Burgen des Landes, so kann er nicht klug aus uns werden. Für den ächten, ungewaschenen vorderpfälzischen Bauer gibt es — von den gelehrten „Manschettenbauern" rede ich nicht — nur zwei Perioden pfälzischer Geschichte: Römerzeit und Franzosenzeit. Hiermit ist die ganze Vergangenheit ausgesprochen. Was alt ist, das war „vor der Franzosenzeit," was uralt, „zu Römerzeiten;" dazwischen liegt nichts als höchstens „König Dagobert," der mittelalterliche Heros des Pfälzervolkes, der aber wahrscheinlich auch noch „zu Römerzeiten" gelebt hat. Man sieht, hier ist in der That das Mittelalter sehr dunkel.

Diese naive Chronologie gewinnt einen tiefen Sinn, wenn man sie richtig zu deuten weiß. Das Volk mißt seine Vergangenheit viel seltener nach den Thaten der politischen Geschichte als nach den Thatsachen der Kulturgeschichte. Und da sind dann allerdings die Römer entscheidend für das Verständniß der pfälzischen Kulturalterthümer, wie die Franzosen nicht übersehen darf wer den heutigen Zustand des Volkes verstehen will.

Nirgends ist wohl jener Kampf des Germanismus und Romanismus, der das ganze Mittelalter bewegt, gründlicher

durchgefochten worden als auf dem linken Ufer des Oberrheins. Nirgends in Deutschland trat aber auch der Romanismus bestimmender und kulturmächtiger auf als hier. Städteanlagen, Straßenzüge, Burgenpositionen, der Anbau des Bodens, Volksbildung und Volksaberglauben — das alles wurde vorbestimmt durch die Römer. Die Berührung mit romanischen Colonisten und nachbarlichen romanischen Mischvölkern hat bis auf unsere Zeit dem Charakter der Pfälzer eigenthümliche Züge gegeben. Das Eindringen französischen Wesens im 18. und 19. Jahrhundert war hier nicht gewaltsam und zusammenhanglos, es war seit länger als einem Jahrtausend friedlich vorbereitet.

Und was die Geschichte verkündet, was die einfältige Volksmeinung sagt — gescheidt in ihrer Dummheit, und in ihrer Ignoranz dennoch das Rechte wissend — das predigt uns auch die mittelaltrige Architektur der Pfalz: die Macht und Glorie des Romanismus auf deutschem Boden.

Fast alle bedeutenderen mittelaltrigen Baudenkmale Rheinbayerns sind romanisch (byzantinisch). Scheinbar einsam steigt der Kaiserdom von Speyer aus der Rheinebene, als fänden seine einfach großen, gar oft an die römische Antike gemahnenden Formen nur in dem Wormser Dom einen ebenbürtigen Nachbar. Aber wie dieser gewaltige Bau in der Stadt Worms wiederum umringt ist von einer Gruppe kleinerer Baudenkmale der romanischen Zeit, so lagert sich um den Speyrer Dom durch ganz Rheinbayern bis tief ins Westrich hinüber eine wahre Saat von Kirchen und Kirchentrümmern, Ruinen von Burgen und Klöstern, die allesammt dem Dom zu Speyer stylverwandt sind, gleichaltrig, Vorläufer oder Nachfolger dieses

Hauptwerks, eine vielköpfige Familie, diesem Patriarchen der Pfälzer Architekturen zu Füßen sitzend, und gar wohl kenntlich am gemeinsamen Familiengesicht.

Den verschiedensten Zwecken bestimmt, bezeugen doch diese Gebäude gemeinsam, daß in dem romanischen Style die architektonische Signatur der Rheinpfalz gegeben ist.

Beim Bau der gothischen Katharinenkirche zu Oppenheim haben die alten Pfälzer ihre Pietät gegen das ursprüngliche romanische Werk so weit getrieben, daß sie die zwei alten Thürme mitten hinein packten zwischen Chor und Schiff, und sie trotz ihres Widerspruchs mit den Maßen des Neubaues und der ganzen Anlage einer doppelchörigen Kirche dennoch unversehrt stehen ließen. Obgleich die Pfalz überhaupt in der spätgothischen Zeit reich und baulustig war, hat sie doch damals die zahlreichen romanischen Denkmale auffallend geschont, unähnlich den meisten anderen deutschen Gauen, wo die Spätgothik zahllose romanische Bauten aufgefressen hat, wie nachgehends der Zopf die gothischen. Es ist als ob die alten Pfälzer geahnt hätten, daß jene romanischen Werke die charaktervollsten Stammesdenkmale ihrer Heimath seyen.

Die härtesten Gegensätze des mittelalterigen Lebens berühren sich in der Pfalz in der gemeinsamen Durchbildung des romanischen Styls. Ganz nahe dem Dom liegt in Speyer das sogenannte Judenbad, ein unterirdischer viereckiger Gewölbebau im alten Judenquartier, dessen Stufen zum Quellwasser des Rheinspiegels hinabführen, ein Denkmal der mittelalterigen Judenherrlichkeit der Rheinstädte. Gewölbe, Nischen und Säulen bewahren auch hier die romanische Spur. Selbst die Juden kultivirten unter der Erde den pfälzischen Roma-

nismus, den sie über der Erde nicht wohl architektonisch ausbilden konnten, und in den räthselhaften engen Räumen, die früher vielleicht orientalisch üppig ausgeschmückt waren, giengen ihre Frauen zu dem Reinigungsbad des mosaischen Gesetzes durch kerkerhafte Gewölbe verwandter Bauart, wie sie nachbarlich die Christen groß und lichtvoll zu den Hallen ihres Gottesdienstes wölbten. So steht unfern dem Dom von Worms die uralte Synagoge, in welcher die mittelalterige Judenschaft die Motive des romanischen Kirchenbaues auf den jüdischen Tempel übertragen hat. Auf Einer Säule ruht das Kreuzgewölbe des Hauptraumes; gleich dem Seitenarm eines Querschiffes schließt sich daran die den Frauen bestimmte Halle. Aeußerst fein und reich durchgearbeitetes Ornament von jener zierlichen romanischen Art, wie man sie eben nur am Rhein findet, schmückt Portal und Säulenknäufe; der Hörsaal eines alten weitberühmten Rabbi, wie eine Capelle an die Synagoge gelehnt, zeigt uns die basilikenartige Einfalt der ältesten pfälzischen Klosterkirchen, und der steinerne Katheder des Rabbinen erinnert an die steinernen Bischofstühle des frühesten christlichen Alterthums in Italien.

Juden und Christen, Ritter und Pfaffen, Kaiser und Städtebürger beuteten hier den romanischen Styl in gleicher Richtung aus. Bei Kaiserslautern steht auf einem Waldberg, die umliegenden Thalgründe königlich beherrschend, die Burg Hohenecken. Frei in die blaue Luft ragt das Mauerwerk des weiland gewiß prachtvollen romanischen Schloßbaues. Hoch oben, nur den Vögeln noch erreichbar, und darum unberührt und unverstümmelt, sehen wir ein romanisches gekuppeltes Fensterpaar, durch ein zierliches Säulchen mit dem Würfelcapitäl

verbunden, und daneben ein anderes Fenster von phantastisch origineller, doch keineswegs stylwidriger Form: es ist dieselbe Richtung des pfälzisch-romanischen Styls, die sich hier oben auf der luftigen Ritterburg, wie unten in den dunklen Winkeln der Wormser und Speyerer Judengasse ausspricht. Den Burgberg hinab liegt massenhaftes Trümmergeröll; hier und da schaut uns ein Bruchstück einer Säule, ein Steinblock mit Hohlkehlen und Rundstäben entgegen: es sind dieselben Formen des antikisirenden romanischen Styls, die wir am Dom zu Speyer jetzt wieder in ihrem Glanze bewundern, und hier in kleiner, dürftiger und doch charaktervoller Ausführung und in fast unkenntlich verstümmelten Fragmenten wiederfinden.

Nun mag man sich's freilich aus der Volksnatur und der allgemeinen Kulturentwickelung der Pfälzer erklären, daß sie den romanischen Baustyl mit besonderer Gunst aufnahmen, eigenthümlich ausbildeten und möglichst lange festhielten: so wird doch die Frage warum gleichzeitig so erstaunlich viel in der Pfalz gebaut wurde, daß das Land noch heute mehr Trümmer dieser frühesten als irgend einer späteren Periode zählt, damit noch nicht beantwortet seyn. Denn gerade durch ihre Massenhaftigkeit, die auf so kleinem Raum und in so früher Zeit vielleicht in ganz Deutschland ihres Gleichen nicht wieder findet, bestimmt diese romanische Gruppe so entschieden den architektonisch-historischen Charakter des ganzen Landes.

Die Zeit der salischen Kaiser und der Hohenstaufen war die mittelalterige Glanzperiode der Pfalz. Dieß ist aber auch die Blüthezeit der romanischen Architektur. Der Kaiser selber gieng voran, und schuf die Musterbauten für den Gau: Konrad

der Salier, der Erbauer des Klosters Limburg und des Domes zu Speyer. Und gleich als hätte er vordeuten wollen wie nun mit Einem Schlag und auf Einen Tag die monumentalen Prachtwerke der ganzen Pfalz aus dem Boden wachsen müßten, legte er früh morgens den Grundstein auf Limburg, und ritt dann spornstreichs acht Stunden Wegs nach Speyer hinüber, um dort am selben Vormittag und noch nüchtern den Grundstein zum Dom, und dann am Abend zum Stifte St. Johann zu legen. Kein Kaiser und kein Reiter hat ihm einen solchen Morgenritt nachgethan. Die Geschichte der Pfalz im elften und zwölften Jahrhundert ist zugleich deutsche Reichsgeschichte. Was damals Großes hier geschah, das knüpft sich an die Kaiser. Diesem universellen Zug der Landesgeschichte entspricht der universelle Geist der Architektur. Die pfälzische Romanik hat nichts von der trotzigen Originalität der sächsischen Bauten aus der Ottonischen Zeit; sie zeigt auch nicht jenes wunderbare Gemisch von Plumpheit, Rohheit und gewaltigen Blitzen des ringenden Genius wie die altbayerischen Werke dieses Styls, ja sie ist nicht einmal im engsten Sinn national, so wenig wie das römische Kaiserthum deutscher Nation. Aber sie ist harmonisch und klar im Einzelnen, maßvoll im Ganzen; sie zeigt uns den Styl in seiner größten Folgerichtigkeit und Durchbildung: so mußte man am Rhein bauen, wo die politische Macht und die allgemeinere Gesittung ihren Mittelpunkt gefunden, und wo Deutschland der Welt offen lag.

Heinrich V. erhebt Speyer zur freien Reichsstadt, er befreit die Einwohner von Hörigkeit, die Bürger von Zöllen und Abgaben, da will er aber auch, daß die Urkunde dieser

Gnaden in goldenen Buchstaben neben seinem Bild über dem Hauptportal des Domes eingegraben werde. Nun regt das freie Bürgerthum die Flügel in den Rheinstädten, und wo der Bürger sich gefühlt hat, da stiegen auch Werke der monumentalen Kunst aus dem Boden. In Worms, dessen Bürger damals die freisinnigsten hießen, steht heute noch die reichste Fülle romanischer Denkmale auf weit und breit, und die Liebfrauenkirche, in welcher sich die Gothik eben frei macht von den Banden des romanischen Styls, soll sogar von den Bürgern allein erbaut seyn, und als kluge Bürger wählten sie sich einen Platz, der auch für spätere, profanere Zeiten der Kirche noch einen guten Namen sichern mußte, denn gerade soweit die Thurmspitzen ihre Schatten werfen, quillt der goldene Born der Liebfrauenmilch am reinsten.

Begegnen wir nun schon den Saliern aller Wege in der Rheinpfalz — auf den Reichstagen, in der Kaiserburg und in der Kaisergruft — so kommt mit den Hohenstaufen vollends gar ein wahrer Sprühregen gewichtiger Ereignisse über dieß Land. Konrad der Hohenstaufe erhält die Pfalzgrafschaft bei Rhein. Damit ist der Grund gelegt zur selbständigen politischen Bedeutung der Pfalz. Eine hohenstaufische Kaiserpfalz erhebt sich in Kaiserslautern. Der Trifels als Reichsveste wird zugleich die Schatzkammer des Reichs. Im Thal unter der gewaltigen Reichsburg wählt sich Friedrich Rothbarts Gemahlin Anna ihren Lieblingssitz, sie schafft aus Annweiler eine Stadt, die auf ihren Namen getauft wird. Für ganze Striche der Pfalz geht uns jetzt erst die Sonne der beglaubigten Specialgeschichte auf. Mächtige Dynasten erstehen im Innern des Landes, um wie die Herren von Bolanden, die

Landeshauptleute am Donnersberg, neue politische und Kulturmittelpunkte für Jahrhunderte zu gründen. Aus Schwaben durch Herzog Friedrich den Hohenstaufen herübergezogen, verbindet dieses Geschlecht schwäbische Gesittung und schwäbischen Besitz mit pfälzischem. Wie schwäbisch-alemannisches Volksthum ursprünglich hier am Rhein heimisch war, dann aber zu der Merowinger Zeiten durch fränkisches überfluthet und großentheils aufgesogen wurde, so wird jetzt eine Kulturepoche schwäbischer Kaiser und Herren nach jener des fränkischen Kaiserhauses für den Gau entscheidend. Heute noch kreuzen sich in der Pfalz schwäbische und fränkische Volksalterthümer in verwirrendem Wechsel, und oft wird der Forscher beim Aufsuchen und Ordnen dieser Doppelzüge nicht bloß der alten Stammesvermischung, sondern auch des spätern Wechsels politischer Einflüsse aus dem Centrum der beiden Stämme heraus gedenken müssen.

Mit dem politischen Leben geht das künstlerische Hand in Hand. In der Mitte des zwölften Jahrhunderts wurde in der Pfalz mit Einem Schlag so viel gebaut, daß man kaum begreift, wo gleichzeitig alle die Geldmittel und Arbeitskräfte herkamen. Aber woher die Baulust kam, das erklärt uns der damalige politische und ökonomische Aufschwung des Landes. Das Jahr 1150 gibt in runder Ziffer die Gründungszeit der weitaus größten Mehrzahl der pfälzischen Klöster: Enkenbach, Otterberg, Ramsen, Hane, Rothkirchen, Seebach, Höningen, Marienthal, Wernersweiler, Eusserthal, zwei Klöster zu Frankenthal, das Mauchenheimer Kloster zum Paradies, gehören diesem Zeitpunkt an, und andere dazu, daß man sie nicht alle in einem Athem hersagen kann. Aeltere Werke

wurden damals prachtvoller neu gebaut, wie der Dom von Speyer, der nun erst seine gegenwärtige Gestalt erhielt, und die stolzen Architekturen des Klosters Dissibodenberg; zu Lautern erhebt sich die Kaiserburg, zahlreicher anderer Burgen und Schlösser nicht zu gedenken — alles im Verlauf von drei bis vier Jahrzehnten. Ich weiß nicht ob ein anderer deutscher Gau eine so ungeheure architektonische Produktivität in so kurzer Zeit und auf so engem Raume wird aufzuweisen haben wie die heutige bayerische Rheinpfalz im zwölften Jahrhundert. Und von allen diesen Bauwerken sind Trümmer auf uns gekommen; nur nicht, ominöser Weise, von den Kaiserpfalzen.

„Die Götterbilder Roms sind jetzt ebenso sehr Heiligenbilder des Künstlers geworden, wie sie vordem Heiligenbilder des Gläubigen waren“ — so sagt schon ein Autor vom Ausgange des elften Jahrhunderts. Die Denkmale der Pfalz bekräftigen sein Wort. Bei jedem Schritt erinnern sie uns daran, daß namentlich die Hohenstaufenzeit italienische und deutsche Bildung innig verschmolz, und daß man damals zu einer klareren Erkenntniß und doch auch wieder zu einer selbständigeren Anwendung der antiken Kunstprincipien kam als in früheren Perioden des Mittelalters.

Wenn für irgend einen altdeutschen Bau das Wort „Classicität“ doppelsinnig bedeutsam ist, so ist es für den Speyerer Dom. Die Verhältnisse der römischen Basilika sprechen sich in dem Grundriß mit voller Entschiedenheit aus. So mächtig das Chor mit den beiden Querschiffen ist, so tritt dieser Theil des Baues, dessen selbständigste Entwickelung dem Germanismus vorbehalten blieb, doch zurück gegen die riesigen

Maße des Hauptschiffes mit seiner tiefen Vorhalle. Nicht einseitig in die Tiefe und Höhe, sondern in die Länge strebt der Bau, antiker Art gemäß. Die gewaltige Höhe des Langhauses selber begünstigt diese Tendenz, weil dadurch das Aufstreben des Chors und der Thürme wieder niedergehalten wird. Das Außenbild des Domes hat darum nicht den malerisch imponirenden Aufbau wie die fünf- und siebenthürmigen, mächtig in die Höhe wachsenden romanischen Kirchen des Niederrheins. Aber nicht blos zu Speyer sind die Thürme, obgleich schlank und schön, dem Ganzen wesentlich untergeordnet: es zieht sich dieser Typus durch die romanische Architektur der ganzen Rheinpfalz. Bei den vielen hierher zählenden Denkmalen ist nicht ein einziger entschieden charakteristischer Thurmbau zu erwähnen. Dieß hat eine weitere Folge. Der alte rein handwerksmäßige Dorfkirchenbau nimmt sich ein herrschendes Meisterwerk des Gaues zum Muster, und schlägt dann oft Jahrhunderte lang namentlich die Kirchthürme über denselben Leisten. So schaut z. B. am Niederrhein die Schablone der romanischen Thürme des Klosters Laach, der Kölner Apostelkirche &c. aus zahllosen Dorfkirchthürmen selbst noch des späten Mittelalters hervor, und in Altbayern hat sich sogar eine eigene Thurmform eingebürgert, die man geradezu den „altbayerischen Thurm" nennt, der roheste und einfachste Thurmbau, welcher ganz wie ein in die Höhe ausgerecktes vierseitiges Haus erscheint, mit zwei Giebeln, die durch zwei schräg absteigende Dachflächen verbunden sind. Dieser altbayerische Thurm findet sich künstlerisch durchgebildet bei der Heiligengeist-Kirche in Landshut; er ragt aber auch in schlichtester Figur über die Dächer von hundert Dörfern, und gibt nicht

nur der Landschaft eine ganz provinciell charakteristische Staffage, sondern in seiner rohen, trotzigen Breite und Festigkeit gehört er zugleich zu den ächten Volksalterthümern des Gaues, und seine Bauart ist für den Ethnographen nicht minder wichtig wie jene des Bauernhauses.

Ich sage, von solchem Einfluß des sonst dominirenden romanischen Styls auf die Dorfkirchthürme findet sich in der bayerischen Pfalz kaum eine Spur, weil eben hier der antikisirende Geist des Romanismus so hoch aufstrebte, daß darüber die Thürme nicht recht in die Höhe kommen konnten.

Trotz vieler Unregelmäßigkeit im Einzelwerk herrscht beim Speyerer Dom eine Symmetrie, wie sie im deutschen Mittelalter selten vorkommt. Symmetrisch in diesem Sinn war aber wiederum die Antike; die Romantik beugt sich der Symmetrie, wo sie muß, aber gleich daneben spottet sie ihrer wiederum, indem sie sie ehrt. Unter den versteckten Monumenten der Pfalz befindet sich eines, welches jene dem ganzen Gau eigenthümliche Neigung zur Symmetrie in beispielloser Consequenz verwirklicht zeigt: die Säulenbasilika des ehemaligen Klosters Rothkirchen bei Kirchheimbolanden. Hier sind sogar im Schiffe alle Säulenknäufe nach gleichem Muster geformt in einer nicht geistlosen Nachahmung des korinthischen Capitäls, und die geringen Ueberreste von Halbsäulen des zerstörten Kreuzganges zeigen, daß man auch dort die Symmetrie gleichsam einer eigenen Säulenordnung einheitlich für das ganze Gebäude durchgeführt hat. Nach Aussage des jetzigen Besitzers soll sogar eine unter dem ganzen Schiff herlaufende Krypta, die aber vor einiger Zeit zugeschüttet wurde, wiederum genau dem obern Bau entsprechen. Da wir in Schwarzrheindorf

bei Bonn eine zweistöckige romanische Doppelkirche über der Erde haben, so wäre eine ähnliche Anlage, halb über, halb unter dem Boden, immerhin denkbar.

Von dem gemeinsamen Zuge zur Symmetrie geben alle romanischen Denkmale der Pfalz Zeugniß, und selbst viele gothische Kirchen. Indem die Kunst hier den Ton der Antike anschlug, berührte sie zugleich eine mitklingende Saite des pfälzischen Volksgeistes; denn der rationalistische Pfälzer hat auch seine Dörfer nach möglichst symmetrischem Grundriß angelegt und die regelmäßige französische Häuserfaçade gar rasch und allgemein gegen die malerische Unordnung des altpfälzischen Bauernhauses eingetauscht.

Unzähligemal begegnen wir bei den romanischen Architekturen der Pfalz den wunderlichsten Umbildungen des korinthischen Capitäls, unzähligemal andern Ornamentstücken, welche den Römern nachgeformt sind. In Enkenbach, auf dem rauhen Höhenplateau der Vogesen, erhebt sich eine romanische Klosterkirche recht inmitten der berufenen Westricher Nüchternheit und Dürftigkeit; es mag uns frösteln beim Anblick der rauhen Höhe — aber aus alten Trümmern und modernem Schmutz steigt ein Portal empor mit so zierlichem reichem Ranken- und Blätterwerk geschmückt, ein so ausgesuchtes Cabinetsstück fein und geistvoll stylisirter Bildhauerei, daß wir träumen können, der kalte Enkenbacher Wind sey ein Frühlingshauch Italiens aus jener dichterischen Hohenstaufenzeit, wo die Götterbilder Roms zuerst wieder ebenso sehr Heiligenbilder des Künstlers geworden waren wie vordem des Gläubigen.

Und wenn es auch erst ein Bischof des fünfzehnten Jahrhunderts gewesen, der die Außenwände des Speyerer Domes

nach italienischer Weise mit Parallelstreifen gelben und rothen Sandsteines bekleiden ließ, so that er doch nur was zu dem Geist des ganzen Baues stimmte, und mit gleichem Recht haben die modernen Vollender des Domes diesen heitern italienischen Schmuck auch an der vordern Façade wieder frisch aufgetragen, wie der symmetrische Gleichbau der neuen vorderen Thürme mit den beiden alten des Chores dem allgemeinen, der Symmetrie abholden, Charakter altdeutscher Architektur vielleicht wenig entsprechen mag, um so mehr aber dem besondern des pfälzischen Romanismus.

Ganz nachbarlich von der bayerischen Pfalz steht auf dem rechten Ufer die Klosterkirche von Lorsch, die älteste Kirche weit und breit: die ist das rechte Sinnbild des pfälzischen Romanismus. Deutscher Art zum Trotz zeigt sie nur die Langseite als geschmückte Façade, die Giebelseiten sind kahl und leer. Die korinthischen Säulen des untern Geschosses sind so sauber gearbeitet, daß man meinen sollte sie seyen, wie ja öfter in der Karolinger Zeit geschah, von einem antiken Werk geborgt und hier eingeflickt. Die Pilaster des obern Stocks mit ihren Voluten und Eierstäben schauen darein wie eine recht unverdaute Nachahmung antiker Motive in der romanischen Frühzeit. Der Baldachin des Altars zeigt uns Blättercapitäle, in welchen der romanisch-deutsche Styl die antike Form noch nicht vergessen, aber selbständig verarbeitet hat. Und die Gelehrten streiten sich ob dieser Bau altrömisch, karolingisch oder hohenstaufisch sey. Italienisch ist seine Außenseite mit buntem Sandsteinplatten geschmückt, wie beim Speyerer Dom. Um das nüchterne Dorf lagert sich jetzt nüchternes Ackerland in weiter Fläche; die dreißig Fuß lange „bunte

Kirche" ist der einzige Denkstein der alten Glorie von „Lorse." Sie ist nicht mehr eine Scheuer wie vor Jahren, sie ist so zu sagen restaurirt, und die praktischen Männer von Lorse trocknen jetzt Tabak in den obern Räumen, dessen Aroma den alten Karolingerbau so kräftig durchzieht, daß man niesen muß, wenn man vor den Altar tritt. Aber keiner soll darum lächeln an dieser Stätte; denn die Sage erzählt, daß unter dem Altar, vor dem man niesen muß, der erste deutsche König begraben liege, Ludwig der Deutsche, und Frau Ute mit ihm, und Siegfried der kühne Held „in einem langen Sarg." Das ist alte und neue Pfalz.

II. Kirchenruinen und Volksschicksale.

Wahrlich, die Trümmerweise dieser Werke ist ebenso lehrreich für die Volkskunde wie die ursprünglichen Ideen ihres Aufbaues. Ich sagte oben, von allen den vielen romanischen Denkmalen sind Ruinen auf uns gekommen — aber in welcher Verfassung!

Von den beiden Klöstern zu Frankenthal steht nur noch ein einziger Portalbogen inmitten einer durchaus modernen Stadt. Die höchst merkwürdigen Sandsteinsculpturen, welche das vereinsamte Denkmal schmücken, werden vom Wetter bald ganz abgewaschen und zerbröckelt seyn, falls man sie nicht nächstens unter Fuchs'sches Wasserglas setzt.

Von dem herrlichen Kirchenbau Konrad des Saliers auf der Limburg stehen nur noch die Außenmauern, worüber der

Himmel sein Dach spannt. Nur der Rumpf eines einzigen Säulenschaftes ragt noch aufrecht im Innern; andere gestürzte und zerbrochene Schäfte liegen daneben, fast wie die Trümmerstaffage einer römischen Ruinenlandschaft anzuschauen; heitere Gartenanlagen durchkreuzen und umringen das alte Mauerwerk. Aus der Seitenthür am Chor geht man — in die Sacristei? — in das Büffet einer Gartenwirthschaft. Der gothische Kreuzgang ist, grün überrankt, ein herrlicher Epheulaubengang geworden, um dessen herbstliche Blüthen zahllose Bienen schwärmen, das Recht der ewig jungen Natur über alterndes Menschenwerk predigend.

Ganz anders sieht es aus in der verwandten Säulenbasilica des Klosters Rothkirchen. Das wohlerhaltene Schiff ist dermalen ein Kuhstall. Wie dort die Bienen vom Recht der Natur, so predigen hier die Kühe von den modernen Siegen der Oekonomie über die Kunst. Zwischen die Säulenknäufe und das schöne, wohlerhaltene Deckengewölbe hat man eine Holzdecke geschoben, und solchergestalt einen Heuspeicher gewonnen; die hohen Hallen einer Kirche würden zudem auch zu kalt gewesen seyn für Kühe, die durchs ganze Jahr auf Stallfütterung angewiesen sind. Die Säulen, welche des Schiffs Gewölbe tragen, sind recht bequem, um den Gang zwischen den Ständen des Rindviehs rechts und links abzusondern, um Misthaufen und Stallbesen daran zu lehnen. Der Bauer, der den Hof besitzt, meinte dagegen: ein Kirchenbau sey eben doch nimmer ein ganz gerechter Stall. Ich bat ihn bei etwaigen Verbesserungen wenigstens die Säulen und das zierliche Ornamentwerk zu schonen, und den eigenthümlichen Werth zu bedenken, den diese Alterthümer seinem Besitzthum verleihen. „Ja wohl,"

erwiderte er, „die Kirche ist sehr schön — und wissen Sie, was ich thäte, wenn ich noch einmal den Stall einzurichten hätte?“ — er machte eine lange Pause, und ich vermuthete schon er würde dann die Kirche unversehrt lassen und den Stall nebenan bauen — „ich würde dann,“ fuhr er mit erhobener Stimme fort, „die ganze Kirche zusammenschmeißen und auf den Platz einen ganz neuen Stall bauen.“ Hätte er mir den Melkkübel über den Kopf gegossen, ich wäre nicht verblüffter gewesen als bei diesem Nachsatz. Das ist auch ein Zug zur Ethnographie der Pfalz.

Eine der seltsamsten Ruinen der Welt ist das Kloster Dissibodenberg. Die Gebäude sind glatt wegrasirt, nur die Sockel und Grundmauern hat man stehen lassen, diese aber so vollständig und sauber bloßgelegt, daß der flache Bergrücken wie eine große Tafel erscheint, worauf der Grundriß der alten Bauwerke mit massiven Steinlinien verzeichnet steht. So ist von den Trümmern gerade so viel übrig geblieben, daß man auf die Harmonie der Gesammtanlage und aus der einfach schönen antikisirenden Profilirung der Sockel auf den Einklang auch dieser Architekturen mit dem classischen Geist des Pfälzer Romanismus schließen kann — und andererseits gerade so wenig, daß über den besondern Charakter dieser Denkmale gar nichts mehr zu ermitteln ist. In einem Gewölbe finden wir noch ein kleines Museum der ausgegrabenen Sculpturtrümmer. Sie lassen uns abermals ahnen, welch bedeutenden Ranges die Kunstwerke hier gewesen seyn mögen, und sicher wissen, daß doch die ganze alte Herrlichkeit für ewig im Grab liegt. So geht es hier dem Kunstforscher wie den Schatzgräbern des Dissibodenbergs — denn obgleich die Pfälzer

nicht mehr mystisch genug sind für den Gespensterglauben, so sind etliche doch materiell genug um an Schätze zu glauben — sie können sich die Größe des Schatzes wohl austräumen, der hier gestanden, aber er ist versunken und keiner holt ihn wieder.

In der Art und Weise wie die Denkmale eines Landes ruinirt sind, reden die Steine von den Geschicken und der Gesittung des Volks, und erzählen uns manches was die Geschichtsbücher verschweigen.

In Altbayern, südlich der Donau, hat die Verschönerungswuth der Zopfzeit mehr Mittelalterthümer zerstört, als anderwärts Krieg und Brand und die Barbarei des modernen Materialismus zusammengenommen. Die nachträglich verschnörkelten, mit gleißendem Prunk überladenen Kirchen, die fürwitzige Verbesserung ehrwürdiger Gothik durch den sogenannten Jesuitenstyl, zeugt hier von dem Wohlstand des Volks, zugleich aber auch von der Herrschermacht des Klerus im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert. In der Pfalz sieht es ganz anders aus. Die Rococozeit hat hier bekanntlich nicht gebaut, sondern demolirt. Das Zeitalter Ludwigs XIV. brachte anderwärts Paläste, hier Ruinen. Kriegswuth, nicht Verschönerungswuth verstümmelte die Denkmale des Landes.

Obgleich die Franzosen der Revolutionszeit so groß thaten mit ihrem Römerthum, schonten sie doch nicht einmal die römischen Alterthümer. Sie verkauften die große Sammlung pfälzisch-römischer Denkmale, welche der zweibrückische Herzog Karl II. auf dem Karlsberg aufgestellt hatte, als Baumaterial. Diese Steine waren freilich wohl allesammt nicht mehr republikanisch, sondern kaiserlich römisch gewesen und daher mit einigem Grund verdächtig, wie ja auch dazumal die heiligen

Dreikönige über dem Kirchenportal zu Landau ohne Gnade hinweggemeiselt wurden, weil sie Kronen trugen.

Bei den meisten alten Dorfkirchen der Pfalz findet man den Chor noch wohlerhalten, ebenso den massiven Steinbau des Thurms, dagegen das ganze Schiff, oder mindestens seine Decke zerstört und dürftig in späterer Bauweise wiederhergestellt. Dieses ist das Denkzeichen der Brandfackel des Orleansschen Kriegs. Die Flammen fraßen das Dachwerk; im Zusammensturz schlug es die leichter gebauten Wölbungen des Schiffes ein, während die straffere Gewölbspannung des Chores Widerstand leistete; so ward das Schiff der Herd des Feuers, es brannte aus und fiel in Trümmer; das Mauerwerk von Chor und Thurm blieb stehen. So ergieng es beim Dombrand in Speyer, so ergieng es im ganzen Land.

Da alle mittelalterigen Bauwerke der Pfalz ohne Ausnahme ein- oder mehreremal ausgebrannt oder sonstwie im Kriege verheert wurden, so ist fast alles was nicht mauerfest war spurlos verschwunden. Dieses aber ist reiner erhalten als anderwärts, weil man in all dem Elend der Zopfzeit doch wenigstens auch nicht Geld und Muße hatte zum „Verschönern.“ Nach freistehenden Sculpturen, Gemälden und vollends gar nach Glasmalereien sucht man vergebens. Von selbständiger Bildhauerarbeit der romanischen Zeit ist so gut wie nichts übrig geblieben. Dieß ist um so mehr zu bedauern, als die antikisirende Richtung der Periode, die sich in der Pfalz so reich, rein und glänzend ausgeprägt, gerade in der Sculptur manchmal mit einer ganz wunderbaren Glückshand gearbeitet und oft wie in augenblicklicher Inspiration einen wahren Apoll neben rohe Steinmetzenmänner gestellt hat. Aus

spätgothischer Zeit bewahrt die Pfalz wohl noch manchen über seinem Grabe betenden Ritter mit seiner Ehefrau, manches Heiligenbild, manche Oelbergscene. Unverstümmelt freilich nur wenige Figuren. Hier zeigt sich abermals ein Zug der Volksgeschichte. Was die Barbarei fremder Soldaten nicht zertrümmerte, das schlug das Volk selber im wüsten Rausch der französischen Revolution in Stücke. Wo man den alten Statuen in bübischem Muthwillen nur die Nase oder die Finger abgeschlagen, oder Gesicht und Gewand beschmiert und verkratzt hat, da sind sie, wie man zu sagen pflegt, noch glücklich mit einem blauen Auge davon gekommen. Wahre Mustergalerien raffinirter Schändung der Denkmale zeigen die Kirchen von Oppenheim und Meisenheim. Es gab in den neunziger Jahren eine Zeit, wo man sich am linken Rheinufer nicht glänzender als „freien Neufranken" kundgeben konnte, als indem man irgend ein Denkmal der mittelalterigen Finsterniß und Gewaltherrschaft vom Boden vertilgte. Burgen, die tief im Wald und Gebirg auf hohen Gipfeln lagen, und deren Abbruch in einer bruchsteinreichen Gegend ebensowenig nützen konnte als ihr Fortbestand schaden, wurden von Einzelnen mit Mühe und Kosten abgebrochen, lediglich auf daß der Göttin der Vernunft und Freiheit eine weitere Hekatombe falle. Es war dieß zur selben Zeit wo die Franzosen auf der Stätte des wegzurasirenden Speyerer Doms anfänglich einen Exercierplatz, dann bei noch höher aufflammender Begeisterung einen Saumarkt anlegen wollten, und, weil die Mauern gar zu widerspänstig waren, den Dom für einen Steinbruch erklärten, und jeden Einwohner mit Strafe bedrohten, der anderswo Bausteine brechen werde — dieselben

Franzosen, welche hundert Jahre früher in Landau verfügten, daß jeder Einwohner in Stadt und Land, der nicht seine pfälzische Volkstracht ablege, und sich statt ihrer einen französischen Rock „à la mode“ anschaffe, um fünfzig Livres gestraft werden solle.

Nachdem die Franzosen und die Freiheitsmänner am Rhein die Hauptернte in der Zerstörung alterthümlicher Denkmale gethan, hielt die Bureaukratie in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts noch die Aehrenlese zwischen den Stoppeln. Es gibt Gegenden des Mittelrheins, wo in vorgedachter Zeit die Gleichgültigkeit und Superklugheit der Verwaltungsbeamten, in deren Dienstreglement ja nichts vorgeschrieben stand über Gothik und Romanismus, mehr alte Kunstwerke hat in Trümmer sinken lassen als der Bauernkrieg und der dreißigjährige zusammen. Von der Pfalz mag dieß weniger gelten — weil hier schon vorher alles genugsam ruinirt worden war.

Man kann sagen, es sind viele Kunstdenkmale der Pfalz vernichtet, viele geschändet und dennoch nur wenige verdorben. Denn da sie höchstens vandalisch zerstört, nicht aber vandalisch verschönert sind, so bleiben sie immer noch zauberhafte Ruinen. In Offenbach am Glan, hart an der bayerischen Grenze auf preußischem Gebiet liegt eine Klosterkirche, die zu den edelsten Kunstwerken unserer Architekturzone zählt. Wenn man sich auf der Meisenheimer Straße dem Orte nähert, so verkündet eine Weinbergsmauer, aus den Trümmern gothischer Pfeilerbündel aufgebaut, bereits das Bild der Zerstörung. Von der Kirche steht nur noch der Chor mit dem Querschiffe und zwei kleinen kapellenartigen Seitenchören; der dreischiffige

Langbau ist verschwunden. Das Werk zeigt den vollen Uebergang vom spätromanischen zum gothischen Style. In der Ausführung herrscht bereits der Spitzbogen, die Grundanlage ist noch stark romanisch. Die Pfälzer hatten eben ihren Romanismus so lieb, daß selbst bei der schon entschieden gothischen Stiftskirche zu Kaiserslautern die Gesammtverhältnisse noch immer den Eindruck eines ächt romanischen Baues machen. Pfeilerbündel aus romanischen Halbsäulchen mit gekuppelten Capitälen tragen in Offenbach das kühne Deckengewölbe. Die feine Ornamentik der Knäufe — Adler mit ausgebreiteten Flügeln, Weinlaub, Palmblätter, die sich mitunter dem korinthischen Akanthus nähern — athmet jenen antikisirenden Geist, der durch alle Pfälzer Architekturen der Periode zieht. Aber so klassisch diese Formen sind, so klassisch ist auch der gegenwärtige Zustand des alten Prachtbaues. Keine Stucco-Schmiererei verdeckt die feine Steinmetzenarbeit, keine moderne Weißbindertünche tödtet das Leben in den scharfen Profilen der Sandsteinquadern; die Naturtünche grünen Schimmels und Moders ist der einzige neuere Farbenschmuck. Von den Kreuzgewölben hernieder schaut der Stolz des alten Reichthums und aus dem rohen Bretter- und Lattenwerk der Kirchenstühle, aus dem mehr als nüchternen Altar, der überzwerch mitten in die Perspective des Kreuzes gestellten kleinen Orgel lugt die moderne Armuth demüthig hervor. Es ist nicht als ob eine neue Generation, sondern als ob ein ganz anderes Volk diese Kirche in Besitz genommen hätte. Wie Beduinenzelte in ägyptischen Tempelhallen steht die neue Einrichtung im alten Bau, und obgleich kaum die Hälfte der ehemaligen Klosterkirche, ist doch auch dieses Bruchstück für die heutige Gemeinde

noch so viel zu groß, daß das eine Querschiff ganz leer steht, in dem andern aber Feuereimer und sonstige Löschgeräthschaften aufgespeichert sind. Aber dies Alles stört nicht; es ist eine höchst malerische Confusion, ein Genrebild moderner Volkskultur mit historischem Hintergrund. Wenn man rohe Baumstämme wider einen griechischen Tempel lehnt, dann ärgert uns dies nicht, wohl aber, wenn wir manierirte Säulen anspruchsvoll daneben gepflanzt sehen.

III. Die Spätgothik und der moderne Pfälzer.

Unsere heutigen Pfälzer sind in der That andere Leute geworden als ihre hohenstaufischen Vorfahren, und die romanischen Kirchen- und Klosterruinen stehen wahrlich als rechte Fremdlinge in der modernen Pfalz, nur durch versteckte ideale Züge zusammenhängend mit dem heutigen Volkthum. Es gibt aber auch eine pfälzische Baukunst, die uns den neuen Pfälzer zeigt, wie er sich derb, frisch und keck vor uns pflanzt, praktisch und verständig, vielleicht auch etwas fürwitzig, ein Glückskind von Natur, ein Unglückskind durch seine Geschichte — und dieß ist hier die Kunst der Spätgothik und der Renaissance.

Da stechen dann dem Ethnographen vor allen Dingen die vielen stolzen Rathhäuser der Vorderpfalz ins Auge, dazu die stattlichen Bürger- und Bauernhäuser aus dem sechzehnten Jahrhundert. Trotz aller Verwüstungen ist die Vorderpfalz noch immer eine Fundgrube ohne Gleichen für die kleinere

bürgerliche Architektur der Reformationszeit. Wo sieht man anderwärts so alte Bauernhäuser, die sich bereits anschließen an die höheren monumentalen Formen der bürgerlichen Baukunst? In den Dörfern vor der Hart prangen sie, wenigstens in ihren Trümmern, zu ganzen Schaaren. Hier war der Bauer aber auch damals schon ein halber Stadtbürger geworden, wenn nicht politisch, so doch social. Diese Dörfer haben dazu fast allesammt ihr altes charakteristisches Rathhaus, als bildeten sie eine kleine Stadt. Die vorderpfälzischen Rathhäuser des sechzehnten Jahrhunderts zeichnen sich durch gemeinsame Grundformen aus, die auch später meist beibehalten und nachgebildet wurden. Das Haus ruht auf massiven Pfeilern, letztere oft noch mit Spitzbogen verbunden. Hierdurch wird das Erdgeschoß zu einer offenen Halle, wohlgeeignet, um eine Gemeindeversammlung gleichsam auf freiem Markt abzuhalten und dennoch geschützt vor Regen und Sonnenbrand. Wo das Rathhaus besonders reich angelegt ist, da führt eine doppelte Freitreppe an der Außenseite der Hauptfronte unmittelbar zum ersten Stock in den Saal. Die obere Fläche der Treppe ist mit einer Steinballustrade geschmückt, und über derselben springt ein schützendes Vordach aus der Wandfläche. Dadurch erscheint die Plattform der Treppe wie eine Rednerbühne, auf die man unmittelbar aus der Gemeindestube treten konnte, um das auf dem Markt wogende Volk anzureden. Die Pfälzer scheinen eben schon in alter Zeit Geschmack an Volksversammlungen und politischer Beredsamkeit gehabt zu haben. Ein besonders anmuthiges Beispiel eines solchen Rathhauses mit einer wie zur Rednerbühne angelegten Freitreppe steht in Freinsheim. Es ist im Renaissancestyl ausgeführt,

nicht groß und nichts weniger als ein architektonisches Kunstwerk, aber um so malerischer profilirt, ein rechter Vorwurf zu einer charaktervollen Skizze für einen Architekturmaler. Zahlreiche Muster der offenen Rathhaushallen im Erdgeschoß finden sich namentlich in den Dörfern vor dem Gebirg bei Edenkoben und Landau. Durch ihr Alter, durch die Gleichartigkeit der Anlage und die allgemeine Verbreitung über eine ganze Gegend werden diese Rathhäuser zu wahren Kulturdenkmalen. Im Westrich und in der eigentlichen Rheinebene herrschen sie nicht mehr, wenn auch noch ähnliche Bauten vereinzelt vorkommen mögen.

Während so unzählbar vieles von den Alterthümern der Kirche wie der Fürsten- und Adelsherrschaft in der Pfalz zerstört ist, sind diese Alterthümer der Gemeinden zahlreich und gut erhalten. Oft zeigt auch eine alte Inschrift, eine Gedenktafel an den Rathhäusern, daß man sie selbst auf dem Bauerndorf in ihrer monumentalen Bedeutung erkannte. Und hier kommen wir auf einen auch noch für unsere Tage wichtigen Charakterzug des pfälzischen Volkes. Der Pfälzer hat monumentalen und historischen Sinn, obgleich er so gern für den Tag lebt, obgleich die herrliche Trümmerwelt seines Landes zur Zeit noch mehr einer Rumpelkammer als einem Museum gleicht; er hat monumentalen und historischen Sinn — nur eben auch nach seiner eigenen Façon. Für Kunstdenkmale um der Kunst willen und für historische um der Geschichte willen, interessirt sich der gemeine Mann in der Pfalz so wenig wie anderswo. Freilich gibt es deutsche Stämme, welche einen Instinkt der Pietät gegen die Denkmale der Vorzeit besitzen, und wissen selbst nicht warum. Zu diesen Stämmen

zählt das pfälzische Volk nicht; es würde einen solchen Instinkt eher für Dummheit halten als für etwas anderes. Aber so wie ihr den Pfälzer bei seinem Localpatriotismus packt und bei seinem Eifer für das Praktische und Nützliche, wird er ein ganz anderer Mann, ein Mann, der nicht nur mit Stolz und Eifersucht wacht über den Denkmalen seiner Heimath, sondern der auch heute noch neue gründet.

Zu Otterberg steht ein altes Rathhaus und an dessen Schauseite prangt als Wahrzeichen eine riesige Pflugschar. Niemand wußte mir zu sagen wie sie dahin gekommen und was sie bedeute. Die Pflugschar am Rathhause: das ist das Symbol des monumentalen Sinnes der Pfälzer. Seine Oekonomiegebäude legt der reiche Gutsbesitzer mit einer fast monumentalen Schönheit und Dauerhaftigkeit an und schmückt seinen Garten lieber als den Kirchhof; seine Heerstraßen und Eisenbahnen hat er mit wahrhaft monumentaler Kühnheit und als ein für Jahrhunderte schwer zu verwüstendes Denkmal durch die Felsenberge der Vogesen gebrochen. Schulhäuser, Kirchen und Rathhäuser sind seit zwei Jahrzehnten in großer Zahl von den pfälzischen Gemeinden gebaut worden. Ihr stattlicher, oft auch schmuckreicher Bau, der es wohl mit den vorgedachten alten Rathhäusern aufnehmen kann, ist der Stolz der Gemeinden. Hier zeigen die Pfälzer ihren historischen und monumentalen Sinn — freilich nach eigener Façon.

In Annweiler steht eines der schönsten neuen Rathhäuser der Pfalz, ein Prachtbau romanischen Styles, von Voit entworfen. Die Männer von Annweiler haben sich durch diesen Bau glänzend gerächt an den Nachbarstädten, die sie mit einem alten Volkswitz aufzuziehen pflegten. Die Stadt soll nämlich

in alten Zeiten so reich gewesen seyn, daß alle Rathsherren Sammtmäntel trugen; allein sie verarmte und die magistratischen Sammtmäntel waren nicht mehr aufzubringen. Da faßte der Rath den geheimen Beschluß, einen Sammtmantel machen zu lassen, den sollte immer derjenige Rathsherr anziehen, welcher am Fenster des Rathhauses sitze, daß man glaube, der ganze Rath tage in Sammt. Allein auch dieser eine Mantel ging ab und die Stadt ward immer ärmer. Da ließ man insgeheim einen Sammtärmel machen, den je ein Rathsherr anlegen und keck in das offene Fenster stützen mußte. Wer daher vordem in Annweiler mit der Hand über den Aermel strich, der konnte auf Prügel gefaßt seyn. Höhnt aber jetzt ein Fremder mit dem alten Spottzeichen, dann brauchen ihm die Männer von Annweiler nur ihr monumentales Rathhaus zu weisen, das wiegt schwerer als hundert Sammtmäntel und hundert Aermel dazu.

Mit Friedrich dem Siegreichen, in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, beginnt das moderne pfälzische Volksleben sich zu regen, mit diesem Friedrich beginnen die vorderpfälzischen Bauwerke, welche uns jetzt als Denkmale der Gemeinden erscheinen. Nicht Kaiser, nicht Mönche und Ritter machten von da an das Land mächtig, sondern der Kurfürst mit seinem Volk. Friedrich trotzt dem Kaiser, er baut den „Trutzkaiser" bei Heidelberg, er verficht sieghaft seine particularistisch pfälzische Politik, er macht sogar seine Pfälzer zu berühmten Soldaten, was sie selten gewesen sind. Das Land wird verwüstet, das Volk geschädigt in den endlosen Fehden dieses Fürsten, und dennoch wird Land und Volk reich und groß. Denn eine starke äußere Politik, auch wenn sie

einherzieht über brennende Städte und blutströmende Schlachtfelder im eigenen Lande, hat doch meist den wunderbaren Segen, daß zwischen den Ruinen der Wohlstand seine Wurzeln nur um so fester schlägt, während eine schwache Politik unter der Hülle friedlichen Gedeihens Entartung und Verarmung aufwuchern läßt. Das Volk nimmt mächtig zu nach der furchtbaren Landesverheerung unter Friedrich dem Siegreichen. Häusser hat in seiner Geschichte der Pfalz diesen Friedrich als einen „ächt pfälzischen Charakter“ bezeichnet, der besonders darum die Liebe und Bewunderung seines Landes gewonnen, „weil das Volk seine eigene Natur in ihm vollendeter und glänzender wiederfand.“ Aber, wenn nicht alle Zeichen trügen, dann hat das pfälzische Volk von da auch selber erst sich recht gefunden in seiner eigensten Natur, und das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert, wo die Architektur hier ihre populärste Form gewann, ist zugleich die entscheidende Zeit für die volle Entwickelung des specifisch pfälzischen Volkscharakters.

Es gibt drei Haupt- und Stammdenkmale, welche maßgebend wurden für die typischen Formen der ganzen pfälzischen Architekturzone: der Speyerer Dom für den romanischen Kloster- und Burgbau; die Katharinenkirche zu Oppenheim für die spätgothischen Dorf- und Stadtkirchen und das Heidelberger Schloß für die pfälzischen Paläste der Renaissancezeit.

Es geht die Sage, der Ottheinrichsbau des Heidelberger Schlosses mit seiner phantastischen Ornamentenpracht sey nach Entwürfen Michelangelo's ausgeführt, und die Möglichkeit der bloßen Sage ist bei dem Namen eines solchen Gewaltigen schon ein glänzendes Zeugniß. Es weist aber diese Sage

wiederum dahin, wohin uns der pfälzische Romanismus immerfort gewiesen hat — nach Italien. Die deutsche Architektur hat sich bis zur neueren Zeit stets nach provinciellen Gruppen entwickelt, und so ist denn nichts natürlicher, als daß die ganze Landschaft weit und breit bis tief ins siebzehnte Jahrhundert unter der ästhetischen Herrschaft des Heidelberger Schlosses stand. Die Leiningische Hartenburg ist heute noch in ihren Ruinen ein nicht unwürdiges verkleinertes Nachbild der fürstlichen Prachthallen am Neckar. Die Dalbergische Kropsburg verkündet in ihren Portalen und Thürmen wie mächtig der Musterbau der pfälzischen Kurfürsten auch die kleineren Herren gepackt und zur Nachahmung gestachelt hatte. Selbst die ehemalige Reichsveste Landskron über Oppenheim scheint in ihrer letzten Umgestaltung nicht unberührt geblieben zu seyn von den Einflüssen des Heidelberger Modells.

Ich weiß nicht, ob man je von einer eigenen pfälzischen Kunstschule der Bildnerei gesprochen hat. Eine große Schule der Art gibt es auch nicht, wohl aber einen volkthümlich charakteristischen Zweig rheinischer Kunstthätigkeit, den man immerhin eine kleine Schule nennen mag. Und dieser spricht sich am Heidelberger Schloß so stolz und reich und nachdrücklich aus, daß wir ebenso gut an den Charakter des Volks wie seiner Fürsten gemahnt werden. Die spätgothischen und Renaissance-Sculpturen der Pfalz haben den gemeinsamen Zug eines so frischen, kecken und anmuthigen Naturalismus, wie er sich in gleicher Consequenz anderwärts kaum wiederfinden dürfte. Dieser Geschmack sitzt den Pfälzern heute noch auf ihrer ästhetischen Zunge. Man betrachte nur die Bilder, womit die Leute hier zu Land ihre Zimmer schmücken. In

hundert Fällen auf einen sind es grelle Effectbilder naturalistischer Technik, Genrebilder der handgreiflichsten Art. Die idealere oder gar die spiritualistische Kunst ist wohl nirgends minder populär wie hier. Davon wissen auch die rheinischen Kunstausstellungen zu erzählen. Vor Jahren machte in diesen Gegenden ein rheinischer Genremaler großes Glück, der neben impertinent ähnlichen Porträts, namentlich Meerschaumpfeifenköpfe, gefüllte Biergläser, Mücken, die an der Wand laufen und ähnliche „Kunstobjecte" mit furchtbarer Naturwahrheit darzustellen wußte. Der künstlerische Naturalismus ist seit alten Tagen am Rhein zu Hause, bald in seiner edelsten und anmuthigsten, bald in seiner abgeschmacktesten Gestalt. Er folgt dem Stromlauf. Von der feinen spätgothischen Sculptur der Pfälzer zu der alten niederrheinischen Malerschule mit ihrem hohen und reinen Naturgefühl, zu der holländischen Genremalerei mit ihrem Volkshumor und ihrem Scharfblick der Beobachtung, und wieder zurück zu den modernen Düsseldorfern, zieht der Rhein sein geheimnißvoll einigendes Band.

Treten wir dem Naturalismus der alten pfälzischen Sculptur etwas näher. Da steht z. B. in Speyer die Ruine eines weiland als ein Wunderwerk gepriesenen gothischen Oelbergs. Kein architektonisch conventioneller Unterbau trägt die Figuren Christi und der schlafenden Jünger: der Künstler hat einen wirklichen kleinen Berg gethürmt, überwölbt von einem Tabernakel, und damit der kunstreich nachgeahmte Fels ja recht natürlich erscheine, rankt sich der zierlichst gemeiselte Epheu daran empor und allerlei Gethier in Relief kriecht zwischen dem steinernen Laub. Die naivste Naturnachahmung gibt dem Werk seine Originalität.

So steht im Dom zu Worms der Stammbaum der Mutter Gottes, ein abenteuerlich phantastisches Steinmetzenwerk: es ist ein wirklicher Baum mit hundert verschlungenen Aesten und Zweigen, die so frei und lustig hervorwachsen als es nur irgend die Tradition des gothischen Styls gestatten mag. Man sieht dem seltsamen Werk wohl an, daß dem Künstler der Baum als Baum näher lag als die Mutter Gottes.

In der Kirche des Dorfs St. Martin bei Edenkoben steht eine Grablegung, eine treffliche Steinsculptur des fünfzehnten Jahrhunderts; bei weitem das vortrefflichste daran sind aber die drei Wächter, leibhaftige Wächter, als ob man sie vor vierhundert Jahren von einem Stadtthor weggenommen und hierhergesetzt hätte, kein gemeines, dickwanstiges Volk, wie man's auf alten Historienbildern sieht, sondern saubere, herrschaftliche Wächter, die vor des Kaisers Thronsaal mit Ehren die Hellebarden kreuzen könnten. Denn diese pfälzische Kunst war genrehaft natürlich, aber nicht plump, nicht einmal humoristisch gemein; sie liebt das Zierliche und über ihr schwebt noch ein Hauch jener antiken Harmonie, der für die romanische Architektur des Gaues so charakteristisch ward, und beim Heidelberger Schloß die Sage von Michelangelo möglich machte.

St. Martin ist gleich den meisten Städtchen und Dörfern vor der Hart eine wahre Fundgrube kleiner, handwerklicher, aber dennoch schöner Spätgothik. In der Dorfkirche von St. Martin steht außer der gedachten Grablegung noch ein reizendes, höchst maßvolles Sacramenthäuschen und ein Grabmal mit zwei naturalistisch vortrefflichen Porträtfiguren des Renaissancestyls. Es war die Familie Dalberg, durch welche

Kirche und Dorf sammt der darüber thronenden Kropsburg so manchen künstlerischen Schmuck erhalten hat. Vor einigen Jahren ließ der ehemalige englische Minister Lord Granville, dessen Frau eine Dalberg, ein Album der Denkmale dieses alten Geschlechtes an der Bergstraße, in Mainz, Worms, Oppenheim, Gernsheim, St. Martin und Essingen durch einen tüchtigen pfälzischen Künstler ausarbeiten. Aehnlich verfährt ein fränkischer Standesherr, der schon seit Jahren einen der gewandtesten Münchener Zeichner mit der Aufnahme und Lithographirung aller noch irgend aufzufindenden architektonischen und plastischen Geschichts- und Kunstdenkmale seines Hauses beschäftigt und bereits ein umfangreiches Album von ästhetischem und geschichtlichem Interesse zu Stande gebracht hat. Dies möchten wir dem gesammten reichen deutschen Adel zur Nachahmung empfehlen als eine gesunde und sehr zeitgemäße Bethätigung historischen Standesgeistes. Das Gebiet der deutschen Special-Kunstgeschichte ist so unermeßlich, daß nur durch ein förmlich organisirtes Zusammenwirken der verschiedensten Kräfte die ganze Fülle bedeutender Denkmale an's Licht gezogen werden kann.

Auf seinem Gipfel zeigt sich der zierliche Pfälzer Naturalismus in den Grabsteinen der Fürstengruft zu Meisenheim. Wir sehen hier reich durchgearbeitete Werke der frühen, noch edlen und maßvollen Renaissance. Architektur und Ornament dieser recht eigentlich „pompösen" Epitaphien erinnern wieder an das gemeinsame Muster aller tüchtigen pfälzischen Prunkwerke der Zeit, an den Ottheinrichsbau. Harnische, kunstvoll gekettelte Panzerhemden, Faltenröcke und Spitzenkrägen, dazu das heraldische Gethier auf großen und kleinen Wappen, kann

man in Meisenheim mit einer Naturwahrheit gemeißelt sehen, um derentwillen heute noch der glätteste Techniker den Hut vor den alten Steinmetzen abziehen wird. Ja, diese Miniaturarbeit in Stein geht hier so weit, daß man bei einem Denkmal bezweifelt hat, ob es wirklich mit dem Meißel gehauen, und nicht vielmehr mit dem Messer aus einer ganz besondern halbweichen Masse geschnitzt sey, die sich allmählich erst zum vollkommenen Stein verhärtet habe. Diese geleckte Holzschnitzarbeit in sprödem Stein macht dann ungefähr den Eindruck, wie wenn man heutzutage Musiker hört, die ein Flötensolo auf der Baßgeige spielen. Aber anmuthig sind diese Werke doch, und schmückte solche Arbeit einen Festsaal, statt einer Grabcapelle, man würde sie höchlich preisen müssen. Und nebenan in derselben Capelle stehen, recht wie zur Versöhnung des Kunstrigoristen, die Steinplatten einer alten Kanzel mit spätgothischen Reliefs, mehrere Kirchenväter darstellend. Da haben wir wieder den pfälzischen Naturalismus in seiner ganzen Kraft, aber auch in seiner ganzen Schönheit und Würde.

Nicht leicht erinnere ich mich jedoch eines tieferen Eindrucks, den mir diese Richtung pfälzischer Kunst gemacht, als bei einem Grabmal der Katharinenkirche zu Oppenheim. Es ist das Grab einer adeligen Jungfrau. Der Name ist mir entfallen, aber des Namens bedarf es auch nicht; jeder wird den Stein finden, denn er ist einzig in seiner Art, und wer ihn gesehen, der vergißt ihn nicht wieder. Der Künstler hat nichts dargestellt als die einfache Porträtfigur der Verstorbenen; in langfaltigem Gewand steht ein zartes, züchtiges Mädchen vor uns. Nichts weiter. Aber die Unschuld und Innigkeit

des jungfräulichen Wesens ist mit so naiver Treue und, bei unbedeutender Technik, in so anmuthiger Einfalt wiedergegeben, daß wir uns seltsam bewegt fühlen und die Jungfrau vor uns sehen, als ob sie lebe, doch mit verklärtem Leib wie eine Abgeschiedene. Das ist auch pfälzischer Naturalismus — freilich aus vergangener Zeit.

Nun mag einer einwenden dergleichen Züge finde man bei den bessern spätgothischen und Renaissancewerken überall, und sey das eben nichts besonders Pfälzisches. Wohl. Aber die Consequenz, mit welcher dieser anmuthige Naturalismus in der ganzen Architekturzone der Pfalz herrscht, bei hohen wie bei geringen Werken der Zeit, diese ist doch besonders pfälzisch. Man vergleiche einmal die vielen kleinen spätgothischen Kirchen des Landes. Eine ausgesprochene Originalität haben sie selten. Sie stehen in diesem Punkt weit zurück hinter den romanischen Bauten. In kunstgeschichtlicher Bedeutung hat sich die Pfalz nie wieder zu der Höhe des zwölften Jahrhunderts aufgeschwungen. Aber trotz aller Manierirtheit, die bei jenen spätern Werken bereits hereinbricht, bleibt doch ein Geist der Harmonie und des Maßes, der mit dem frischen Naturalismus des Ornaments anmuthig zusammengeht, und solche Abenteuerlichkeiten und Abgeschmacktheiten wie sie anderwärts dieselbe Periode gebar, trifft man hier kaum. Eine wahre Perle der spätesten Gothik ist in diesem Sinn die Kirche zu Meisenheim. Hier sind schon alle Motive des entarteten Spitzbogens und des verderbten Gewölbebaues zu schauen; Damenschuh, Eselssattel, Fischblase, und wie die Verbildungen der reinen gothischen Form sonst noch von den alten Werkmeistern genannt worden sind, dominiren durchaus;

bei der Vorhalle ist der Architekt sogar auf den übermüthigen Einfall gerathen die Gewölbgurten als eine Art Gitterwerk frei in der Luft stehen zu lassen, und erst etliche Fuß darüber das wirkliche Gewölb zu mauern: dennoch ist das alles zierlich, harmonisch, ein höchst malerisches Gesammtbild. Es ist der gute Geschmack nicht mehr des Genius, sondern einer gewissen allgemeinen Bildung, der die Pfälzer schon vor dreihundert Jahren sehr selten etwas ganz schlechtes, aber auch sehr selten etwas epochemachend gutes bauen ließ. Dazu paßt dann gar wohl ihre Neigung zur Symmetrie und Schablonenarbeit, die selbst in der pfälzischen Gothik unverkennbar waltet.

Man kann sich keine symmetrischer gebaute gothische Kirche denken als z. B. die von St. Lambrecht. An diesem einfachen, fast capellenartigen Bau, so eng und bescheiden, daß er selbst der Pfeiler im Innern entbehren konnte, läßt sich im Einzelnen ein förmliches Schulexempel der regelmäßigen Gothik demonstriren. Die Symmetrie aber ist dem ächt gothischen Geiste zum Trotz hier fast wieder eben so entschieden ausgeprägt wie in der Basilika zu Rothkirchen. Das schöne Maßwerk der Fenster zeigt die rechte pfälzische Gleichförmigkeit. Mit dieser einfachen, fast nüchternen Schönheit, die der Originalität und Fülle entbehrt, stimmt dann ganz wohl die moderne Restauration des Innern, welche den Bau möglichst sauber gemacht hat, freundlich, kahl, mit reiner, heller Tünche bedeckt. Was bei einem reicheren Kunstwerk stören würde, das paßt hier gar nicht übel und der das Reine, Nette, Ebenmäßige und Verständige liebende Pfälzer schaut ebensowohl aus dem ursprünglichen Werk des fünfzehnten Jahrhunderts wie aus der Erneuerung des neunzehnten.

Daß conventionelles Gleichmaß und frischer Naturalismus sich verbrüdert, dies eben ist das Charakterzeichen pfälzischer Kunst am Schluß des Mittelalters — es ist derselbe Naturalismus, der jetzt auf andern Gebieten dem Rationalismus in der Pfalz die Hand reicht.

Und spricht sich nicht in dem Genius der pfälzischen Sprache, in dem Ueberfluß an grellen Bildern und schlagenden Vergleichungen, womit der ächte Pfälzer fast in jedem Satz um sich wirft, in den saftigen Sprüchwörtern der gleiche Geist des Naturalismus aus wie in den alten Bildwerken? Und doch waltet auch in derselben Mundart ein verständiger, conventioneller Zug, der sich in der Rede eines vorzugsweise wirthschaftlichen Volkes gar wohl mit derber Naturkraft zu verbinden weiß.

Der Geist eines Volks schafft als e i n i g e r, mag er Steine behauen oder Redensarten und Sprüche schmieden. Da steht z. B. — weil wir doch einmal bei den Grabsteinen sind — in der gothischen Kirche zu Burweiler das Renaissancedenkmal eines Hrn. v. Gaisberg, mit den allegorischen Figuren des Glaubens, der Hoffnung, Tapferkeit und Großmuth. Die Großmuth ist personificirt — durch einen Türken. So stellt also der aufgeklärte und tolerante Pfälzer schon im sechzehnten Jahrhundert den Türken in seine Kirche und schreibt magnanimitas darunter, gleich als habe er damals schon Lessings Nathan gelesen und für den Sultan Saladin geschwärmt.

In den rauhen Bergen des Westrich wohnt ein rauheres, ärmeres Volk als in der goldenen Aue der Vorderpfalz; da sind denn auch natürlich die alten Westricher Kirchlein dünner

gesäet und roher und magerer gebaut als die Prunkgebäude des Landes vor der Haardt. Der dicke topographische und ethnographische Strich welcher, gleichlaufend den Vorhöhen der Vogesen, das pfälzische Volk in zwei Hauptgruppen theilt, wird auch eine architektonische Gränzlinie. Aber rührend ist es zu sehen, wie selbst in den armen alten Bauernkirchen des Westrich bald ein kleines Tabernakel, bald ein paar Chorfenster oder ein Portal in zierlicher Steinmetzenarbeit inmitten massiv plumpen Mauerwerks dem heitern Schönheitssinn der alten Pfälzer wenigstens ein kleines Genüge zu leisten suchte. Denn wenn ein Volk ja bewiesen hat, daß es in Armuth und Elend so wenig wie im Uebermuth des Glücks sein höchst ausgeprägtes Naturell verläugnete, so sind dies die Pfälzer gewesen.

Die Pfalz ist mehrmals verbrannt worden, unzähligemal verwüstet, zerrissen in allerlei Herrschaften, und dann in der Regel etwas schief wieder zusammengeflickt, losgetrennt von Deutschland und wieder verbunden; und sieht einer mit einem rechten Spinnengesicht drein, so sagt man gar er hat die Pfalz vergiftet; und dennoch ist die Pfalz nicht umzubringen gewesen. Eine Fahrt durch ihre Trümmer ist eine Lustfahrt; denn auch in den rauchgeschwärzten Ruinen erzählen uns die verwitternden Steine immer noch von der „fröhlichen Pfalz.“

Viertes Kapitel.

Siedelung und Wohnung.

I. Die Dörfer im Grundriß.

Wer von der Knielinger Rheinbrücke nach Weißenburg im Elsaß wandert, der kommt auf einer Strecke von vier Stunden Wegs durch eine Kette wunderlich gebauter Ortschaften. Es sind dies „die sieben langen Dörfer," die sich von Langenkandel bis zur französischen Grenze ziehen, ähnlicher einer unabsehbaren Allee von Bauernhäusern, als einer Dörfergruppe. Das längste dieser langen Dörfer, Langenkandel, ist genau eine bayerische Poststunde lang, und die Kinder, welche von den Enden des Ortes zu der in der Mitte gelegenen Schule gehen, müssen dort über Tisch bleiben, weil es sich nicht lohnen würde, zur Mittagsstunde nach Hause und wieder zurück zu laufen. Das erzählt der Langenkandeler nicht ohne Stolz dem Fremden, als Wahrzeichen von der Länge seiner Heimath. Aber das Dorf ist auch so schmal, daß meist nur je zwei Häuser seine ganze Breite bilden, ja auf eine gute Strecke ist es nur je ein Haus breit, einseitig im Wortsinne, was sich der Volkswitz gleichfalls versinnbildet, indem er sagt, die Pfannkuchen würden hier nur „auf einer Seite" gebacken und kämen dennoch ganz ausgebacken aus der Pfanne.

Dem Anscheine nach ist der Plan dieser Dörfer höchst unpraktisch, und der Eigensinn, womit man ihn durchführte, um so befremdender, als wir uns im Flachlande befinden, wo ein unbedingtes Bodenhinderniß nirgends entgegenstand, die Straßen bequem ins Geviert zusammenzulegen.

Doch mag uns ein Blick auf die Landkarte schon stutzig machen über solch rasches Urtheil. Denn auf der elsässischen Seite entspricht dieser Kette der sieben langen Dörfer eine Parallelzeile in den drei gleichgebauten Gemeinden Schleithal, Salmbach und Niederlauterbach. Weit und breit liegt kein ähnliches Dorf. Zwischen den beiden Linien der langen Dörfer aber streckt sich die von menschlichen Siedelungen fast ganz entblößte weite Niederung des „Bienwaldes", ein Seebecken der vorgeschichtlichen Zeit, jetzt der üppigste Waldgrund. So sind es also die Uferränder dieses urweltlichen See's, an welchen sich die langen Dörfer lagern, und deckte dieses Becken noch der grüne Wasserspiegel statt des grünen Waldes, so würde Jedermann die langen Häuserzeilen am Ufer für höchst naturgemäß erklären.

Der Uferrand erhebt sich aber hinter Langenkandel zu einer Hügelwelle, unter deren Südabhang unsere sieben langen Dörfer Schutz vor rauhen Winden gefunden haben. In jedem der sieben Dörfer liegt die Kirche auf der Anhöhe, das Dorf beherrschend, die Citadelle des Dorfes. Neben der Kirche lag in mehreren dieser Dörfer ein festes Schloß; in Langenkandel war die Kirche selbst befestigt, so daß sie 1460 von den Kurpfälzern mit stürmender Hand den Bauern abgenommen werden mußte. In Steinfeld stand neben der militärisch dominirenden Kirche das Schloß und auf dem Kirchhofe liegt der

große Stein, welcher dem Orte den Namen gab, der Stein, wo die alten Dingtage gehalten wurden, der Stein, auf den der Stiftsschaffner von Weißenburg sich setzen mußte, um die Gefälle der Leute entgegenzunehmen, die „auf den Stein zinsten.“ Es ist also historisch nichts Zufälliges, daß diese Dörfer nicht hinaufgewachsen sind über die Hügelwelle: am Rande der Höhe hatten sie einen natürlichen Abschluß; auf der weiten Fläche, die dahinter liegt, hätten sie keinen gehabt.

Das Natürliche, ja das Nothwendige des Grundrisses dieser langen Dörfer wird uns aber noch einleuchtender, wenn wir die Dörferkette in ihrer Gesammtheit betrachten. Sie beschreibt eine gerade Linie von Rheinzabern nach Altenstadt bei Weißenburg. Rheinzabern aber war ein römisches Standquartier; Altenstadt war das Römerkastell Concordia; zwischen beiden Punkten ist vernünftigerweise gar keine andere unmittelbare Straße denkbar, als auf dem schmalen Strich binnen den Hügeln und dem parallelen Wiesensaume der Bienwaldniederung, der jetzt von einem Gewirr träger Bäche durchschnitten, vordem ein unzugängliches Sumpfland war. Für den Krieg wie für den friedlichen Verkehr war dieser lange, schmale Paß gleich wichtig, derselbe Paß, der sich jetzt als die Häuser-Allee der sieben langen Dörfer darstellt.

Der unwegsame Sumpf ist verschwunden, keine große Verkehrslinie zieht mehr von Rheinzabern nach Altenstadt, die Schlösser über den Dörfern sind dem Boden gleichgemacht, die Kirchen sind keine Citadellen mehr, die Bollwerke der Kirchhöfe sind zerstört, man zinst auf dem Bureau des Steuereinnehmers, und der Stein, „auf dem man zinste,“ ist ein

so gleichgültiger Stein geworden, wie jeder andere; kein Hinderniß waltet fürder, die schmalen Dörfer über den Hügelrand hinauf in's Breite zu bauen, und in der That entschloß man sich in Langenkandel vor zwei bis drei Jahrzehnten zu der Neuerung, durch den Bau einer Seitenstraße die uralte Grundform des längsten der langen Dörfer ein wenig zu alteriren: und dennoch entspricht diese Grundform, die allen Schein gegen sich hat, heute noch der Bodenplastik, den wirthschaftlichen und Verkehrsinteressen, wie vordem den Rücksichten der Vertheidigung.

In einem berühmten Lehrbuche der Polizeiwissenschaft steht geschrieben, daß eine vernünftige Baupolizei alle neueren Ortstheile in geraden, rechtwinkelig sich durchkreuzenden Straßen und dem entsprechenden Häuserquadraten anlegen solle. In Rheinbayern stellen sich den sieben langen Dörfern sechs breite Dörfer gegenüber: Haßloch, Iggelheim, Böhl, Lachen, Meckenheim und Schifferstadt. Diese breiten Dörfer beweisen durch ihren Grundriß, daß jener Polizeilehrer in abstracto Recht hat; allein zugleich, daß seine Regel nur als Ausnahme praktisch seyn wird. Es liegen diese breiten Dörfer nämlich in der Sandebene von Speyer, die hier flach ist wie ein Teller, kaum durch eine nennenswerthe Wasserrinne gegliedert und nur in einem dieser Orte von einer großen Straße durchschnitten. Wir haben also hier einen der seltenen Fälle, wo Dörfer auf einem Boden entstanden sind, der sich ganz neutral zu deren Anlage verhielt und geduldig wie ein Blatt Papier jedweden Grundplan gestattete. Und hier zeigt sich denn allerdings das entschiedene Streben, die Dörfer in's Quadrat zu bauen mit rechtwinkelig gekreuzten Straßen, am

reinsten bei Haßloch und Böhl. Haßloch besteht aus einem großen Quadrat, an welches zwei schmalere Seitenflügel als mehr oder minder vollkommene Rechtecke angebaut sind; Böhl ist ein einziges Quadrat, jedoch auf der Westseite etwas schief gerathen. Denn diese Dörfer sind keineswegs modern und planmäßig gebaut, sie sind „entstanden.“ In Böhl liegt eine Kirche in der Mitte des Quadrats, die zweite an einer Außenlinie; in Haßloch sind die drei Kirchen der Gemeinde in das mittlere Quadrat eingeschlossen. Haßloch wird von dem pfälzischen Localpatriotismus für das größte Dorf in Deutschland erklärt, wie Langenkandel für das längste, wie das Mannheimer Schloß für das umfangreichste und der Leininger Brunnen für den wasserreichsten in allen deutschen Gauen. Die Pfälzer lieben überhaupt den Superlativ. Merkwürdig ist es allerdings, daß ein so großes Dorf, von beiläufig fünftausend Einwohnern, so regelmäßig entstanden ist, mit so breiten Straßen, stattlichen offenen Plätzen, jedes Haus von seinem Hof umgeben, jeder Hof mit einem Rebengang, einer Rebenlaube oder wenigstens einem Rebenspalier an der Sonnenseite des Hauses geschmückt, so daß die Haßlocher sagen, es wachse bei ihnen im Sandland mehr Wein an den Häusern, als droben im Weinland der Hart in den Weinbergen mancher ganzen Gemarkung. Wo der Boden nicht vorbestimmend war, wo keine historische Thatsache, keine wirthschaftliche zur Unregelmäßigkeit in der Dorfanlage trieb, da hat also der rationelle pfälzische Bauer in der That so gebaut, wie's im Polizeicompendium geschrieben steht.

Allein andererseits ist dies gerade das Anziehende und Lehrreiche beim Studium der Grundrisse der Dörfer, daß das

Volk dem leisesten Anstoß zur Abweichung von der geraden Linie sofort gefolgt ist und die einmal gegebene Unregelmäßigkeit wunderbar zäh durch Jahrhunderte festgehalten hat, auch wenn die bestimmende Ursache inzwischen längst weggefallen ist, und Brand und Verwüstung zu Dutzend Malen Gelegenheit gaben, einen ganz neuen Plan an die Stelle des alten zu setzen.

Eines unserer sechs breiten Dörfer, Schifferstadt, lag vor tausend Jahren an der Mündung des Rehbachs in den Rhein; der Strom hat sich inzwischen eine neue Bahn gebrochen, Schifferstadt liegt anderthalb Wegstunden vom Rhein entfernt mitten in der Fläche. Allein mit seinem Namen, mit seinem alten Wahrzeichen, — einem Schiff — hat es auch den Grundriß eines auf dem Mündungsdreieck zweier Gewässer belegenen Dorfes behalten. Wüßten wir's nicht aus Urkunden, so würde uns jetzt kaum eine Spur des Bodens mehr verrathen, daß Schifferstadt vordem ein Rheindorf gewesen ist: der Grundplan des Dorfes ist ein treuerer Zeuge des alten Rheinlaufs geblieben, als der wandelbare Boden.

Eine vergleichende Untersuchung der deutschen Dörfer aller Gaue im Grundriß müßte zu den wichtigsten Ergebnissen für die moderne Volkskunde führen. Dieser Grundriß ist ein ebenso entscheidendes Document der Volkseigenthümlichkeit wie Bauerntracht und Häuserbauart. Es gehörte freilich ein großer Apparat volkswirthschaftlicher und ortsgeschichtlicher Specialstudien dazu, die Grundrisse mit den rechten Motiven zu begleiten.

Zwei Züge sind für die Dörferbildungen der Pfalz charakteristisch: das Streben nach *geschlossenen, eng zusammen gebauten Ortschaften* und die vorwiegende Neigung,

das Dorf wo möglich in das Thal, nicht aber an den Abhang oder gar auf die Höhe zu legen.

Es ist bekannt, daß Mitteldeutschland überhaupt ein Land der geschlossenen Dörfer ist, und daß diese Bauart mit den dortigen Bauernverhältnissen und deren historischer Entwickelung aufs engste zusammenhängt, während in vielen Gegenden des deutschen Nordens wie des hochgebirgigen Südens zerstreute Dörfer, eng gesäete Weilergruppen und Einzelsiedelungen aus der alten Hofbauernwirthschaft hervorgewachsen sind.

Zerstreute Häuserlage ohne eigentliche Straßen und Gassen gibt in der Pfalz das Vorurtheil, daß das Dorf verkommen, verarmt, auf ungünstigem Boden gegründet oder gar ein künstlich gemachtes und verunglücktes Experiment einer neuen Dorfanlage sey.

Das wunderlichste Beispiel eines zerstreuten Dorfes in der Pfalz ist Karlsberg, oder, wie das Volk sagt, der Matzenberg, im Leininger Thal. Ein breiter Hügelrücken, dessen magerer Boden vor anderthalb hundert Jahren einen großen Wald trug, ist jetzt auf eine Stunde Wegs mit kleinen Häuschen besäet, statt mit Waldbäumen. Ein Graf aus der Zopfzeit kam auf den barocken Einfall dieser Häuser-Plantage; die Bauern wären schon vor tausend Jahren zu gescheidt dafür gewesen. Die Pflanzung gedieh, — ungefähr so, wie die Weinstöcke in einer Sanddüne gedeihen. Gleich Wachholderbüschen über eine steinige Heide liegen die Häuschen über das weite Feld zerstreut, bald auf einer Hebung, bald in einer Schlucht, hier zu Gruppen und Paaren, dort vereinzelt, Häuschen mit einem Geschoß, oft nur mit einem einzigen Fenster, manchmal mit Stallung für eine Kuh, häufiger für gar keine.

Bei vielen dieser Häuser ist der einzige Laden des einzigen Fensters im ganzen Sommer geschlossen; sie sind ein Winterlandaufenthalt für Hausirer, die mit Papier, Brillen, Käse, Stiefelwichse, Knöpfen, Nadeln, dürrem Gemüse, Wagenschmiere, irdenen und Glaswaaren, Feuerzeugen, Flechtwerk, alten Lumpen und neuen Bändern in die weite Welt auf den Handel gehen. Ein Matzenberger Savoyarde von vierzehn Jahren, der sein Glück mit Zündhölzchen probirt, kann bei günstigen Sternen fünfhundert Schachteln in der Woche verkaufen; das gibt ihm auf den Tag eine baare Einnahme von $2^6/_7$ Kreuzern. Davon reist und lebt er. Wer's nachmachen kann, der soll ein Meister heißen.

Der Matzenberg ist social anziehend, wirthschaftlich anziehend, seine unter Bäumen versteckten Hütten haben selbst malerischen Reiz; dennoch würde es besser seyn, wenn er minder anziehend und reizend wäre, am besten vielleicht, wenn auch heute nur Tannen und Buchen waldeinsam auf den Höhen rauschten.

Vor sechzig Jahren war der Name eines „Matzenbergers" ein Schimpfname, fast eine Injurie, denn von dem Gesindel, welches damals auf dem Berge hauste, boten Viele ebenso stark dem Criminalgesetze Trotz, wie das verstreute Dorf dem Grundgesetz der pfälzischen Ortsanlage. Jetzt sind die Matzenberger ehrliche, wenn auch unstäte und arme Leute, und man kann am hellen Tage durch ihr Dorf gehen, ohne Prügel zu bekommen. Ja man erzählt sich bewegende Züge von der Heimathsliebe, die den Matzenberger, wenn er sein ganzes Leben lang auf der Heerstraße gelegen hat, doch immer wieder nach seinem armen Dorfe, als dem wahren Himmel auf

Erden, treibt. Und wenn wir im Sommer an so vielen verlassenen Hütten mit der verschlossenen Thür und dem verschlossenen einzigen Laden vorüberwandern, dann mag es uns fast tiefer noch berühren, zu wissen, daß dieser arme Besitz doch nicht ganz verlassen steht: denn der Gedanke des Ortsverbandes ist mächtiger unter diesen verstreuten Leuten, als in mancher festgefugten Stadt, die Nachbarn bauen dem Hausirer das Feld, und wenn er im Herbste heimkehrt, dann findet er auf seinem kleinen Acker neben dem Häuschen die reife Ernte vor, welche ihm freundnachbarliche Hülfe behütet hat.

Dennoch wird dieses Dorf nicht gedeihen, es wird absterben müssen, oder es muß seinen Grundriß ändern, d. h. zugleich seinen ganzen socialen und wirthschaftlichen Bestand; denn so wie es ist, wird es immer fremd auf pfälzischem Boden stehen, wie seine umherschweifenden Insassen fremd in der Welt.

Ausnahmszustände sind im bäuerlichen Leben immer verdächtig. Im Lande der Hofbauern würde ein Hausirerdorf wahrscheinlich eng und stadtmäßig sich aufbauen. In jenen Schweizer Thälern, wo die Ziegenwirthschaft lauter Duodezbauern geschafft hat, die auf stundenweit zerstreut in kleinen Häuschen wohnen, aus deren Kellergeschoß der Handwebstuhl über die stillen Matten hinaus knarrt und schlägt, — in jenen Thälern sieht man manchmal neben den vereinzelten Hütten als seltsame Ausnahme eine geschlossene Häuser-Colonie eng zusammengebaut, Mauer an Mauer, wie in einer mittelalterigen Judengasse. Platz zu freien Wohnungen ist im Uebermaße vorhanden, keine Straße hat die starre Frontlinie

bestimmt, die sich quer über den weglosen steilen Wiesenhang zieht. Eine solche Häusergruppe erregt durch ihren Grundriß sofort den Verdacht, von ganz besonders proletarischen Leuten bewohnt zu seyn, von den ärmsten Leuten, die aus äußerster Noth ein Haus an das andere leimen, um eine Außenwand zu sparen. Denn aus bloßer Laune verläßt der Bauer gewiß nicht den überlieferten Plan seiner Ortsanlage, und nur wer social selber eine Ausnahme ist, baut auch sein Haus als eine Ausnahme in den Grundriß der Gemeinde.

Bei manchen pfälzischen Rheinstädten und großen, ehemals städtischen Dörfern sieht man neue Straßen und Quartiere in ganz fremdartiger Weise aus dem alten Kern des Ortes hervorwachsen. Das Innere besteht aus lauter geschlossenen, stattlichen Häuserreihen, der neue Anbau dagegen aus kleinen Tagelöhnerhäuschen, die vereinzelt, nach allen Seiten dem Straßenzuge folgend, die Stadt auf's Feld hinausziehen. Diese Rheinorte gleichen den alten gipfeldürren Eichbäumen in den Uferwäldern des Stromes, die im Stamm noch kräftig sind, indeß die jüngeren Aeste und Zweige laublos in die Luft starren. Der Baum, dessen Wurzeln durch die Rheindurchstiche das Rheinwasser verloren haben, stirbt ab von Außen nach Innen.

Dem Rationalismus der Pfälzer sagt das geschlossene Dorf zu, das möglichst geradlinige Häuser-Geviert. Keine deutsche Gegend hat im Durchschnitt regelmäßigere Dörfer als die Vorderpfalz. Aus ihren Grundrissen sieht man, daß sie fast allesammt Städte im Kleinen sind. Schon in sehr früher Zeit, sicherlich schon im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, muß man auch hier in den Dörfern nach einem

viel schärfer bestimmten und auf das Ganze berechneten Plane gebaut haben, als anderswo. Die Häuserzeilen der reichen Weindörfer vor der Hart sind vor dreihundert Jahren schon neugebaut worden mit einer meist jetzt noch genau erkennbaren Regelmäßigkeit, wie sie z. B. in Oberdeutschland erst ein volles Jahrhundert später in den Städten durchdrang, in den Dörfern aber bis auf diesen Tag noch unbekannt ist. Das wirkte derselbe Geist rein praktischer Verständigkeit und Nüchternheit, der sich in dem pfälzischen Calvinismus kundgibt, der die Pfalz dem modernen politischen Liberalismus so leicht gewonnen hat, der die Pfälzer Bauern zu den rationellsten Landwirthen machte. Ein verstreutes Dorf mag der Laune des Einzelnen freieren Spielraum lassen; ein geschlossenes ist für Alle zusammen bequemer und polizeilich ohne Vergleich leichter zu entwickeln und in Ordnung zu halten.

Aus Römerstädten wuchsen die ältesten Städte der Rheinfranken auf. Die Kultur des Stadtvolkes, der Römer, verschlang ein gutes Stück der Kultur des Landvolkes, der Franken. Der römische Städteplan geht in den deutschen über, wie die ältesten Burgen am Rhein dem Grundriß der Römercastelle folgten. So geht auch der mittelrheinische Dorfplan aus dem römischen Stadtplan hervor, und das Land der ältesten deutschen Städte wird zugleich das Land der städtischen Dörfer. Im Sachsenlande waren ursprünglich deutsche Burgen und die altdeutsche Hofsiedelung behauptete ihr Recht auch in der späteren Gemeindeverfassung. Durch anderthalb Jahrtausende bewegte man sich hier wie dort in der Linie des ursprünglichen Anstoßes; und die scheinbar modernsten Dörfer am Rhein gehören in ihrem Grundriß eben so gut zu

den ältesten Kulturalterthümern unseres Vaterlandes, wie die Hofbauerngemeinden der Nordseemarschen oder Westphalens.

Wenn nun den Pfälzern die römisch-fränkische Vermischung von Stadt und Land so tief ins Fleisch gewachsen ist, so darf man sich nicht wundern, daß sie die neue französische Gemeindeverfassung, die ja wesentlich dem gleichen Ziele zusteuert, so willig aufgenommen haben. Dorf und Stadt, Weiler und Marktflecken ist heute noch in Rheinbayern politisch nivellirt in dem französischen Begriff der „Gemeinde.“ Der ächte Pfälzer setzt einen gewissen Stolz darin, vergessen zu haben, welche Gemeinde hier „im Mittelalter,“ d. h. vor der französischen Revolution Stadt oder Dorf gewesen. Es ist politisch aufgeklärt, dies nicht mehr zu wissen. Ein Blick auf den stadtmäßig geschlossenen Grundriß der pfälzischen Dörfer gibt einen Commentar auch zu dieser Volksauffassung.

Man muß übrigens nicht meinen, daß die pfälzischen Dörfer gleichförmig angelegt seyen, weil sie in der Regel einig sind in diesem Grundzug. Im Gegentheil: man wird selten eine so reiche Mannigfaltigkeit der Dorfpläne auf so engem Raume beisammen finden, wie hier. Individuelle Abwechslung bei geringem Wechsel der Gattung ist überhaupt mitteldeutscher Natur eigenthümlich. So besitzen wir selbst die zerstreut angelegten Dörfer, obgleich sie nur als Ausnahme wichtig sind in der Pfalz, dennoch wieder in allerlei Form und nach allerlei Ursprung.

Der Matzenberg z. B. zeigte uns ein zerstreutes Dorf als modernes, übel gelungenes Experiment. Bei Zweibrücken liegt ein armes, zerstreutes Höhendorf, Beeden, welches als ein naturwüchsiges, aber unfertiges Dorf erscheint, als ein

Conglomerat ganz kleiner Höfe, die in ungünstiger Lage nicht zu einem vollgültigen Dorfe zusammenwachsen konnten, aber auch zu elend waren, um je für sich die Existenz eines selbständigen Hofes zu behaupten. Andere benachbarte Dörfer im hügeligen Westrich sind jetzt zerstreute Ortschaften, weil der rauhe Strich in seiner Kultur zurückgegangen ist gegen eine frühere Zeit, und heute noch gar manches Haus eines Auswanderers herrenlos verfällt und neue Lücken in die weiland geschlossene Gasse bricht. Noch andere Dörfer endlich sind geschlossene „Straßendörfer" und darum wider die Regel gebaut, wie z. B. Neuhäusel und Vogelbach an der Kaiserstraße von Mainz nach Paris und andere. Auch die Einwohnerschaft solcher Dörfer, als wesentlich aus Fuhrleuten, Gastwirthen und dergleichen zusammengesetzt, steht oder stand häufig social wider die Regel angesichts der gesammten Landbevölkerung. Nicht alle Dörfer an einer großen Straße, und sey es eine Straße des Weltverkehrs, sind darum „Straßendörfer." Es gibt nämlich Dörfer, denen die Straße nachzieht und Dörfer, die der Straße nachgezogen sind. Nur die letzteren sind ächte „Straßendörfer." War die Ortssiedelung das Ursprüngliche und wurde die Straßenlinie nur durch das Dorf geführt in Rücksicht auf dessen bereits anerkannte Bedeutung, dann wird jene Linie wenig Einfluß auch auf den späteren Grundriß des Dorfes erhalten haben. Sie beugt sich, krumm und eckig, dem alten Ortsplane. Lockte dagegen die Straße erst das Dorf hervor, dann wird natürlich auch dessen Plan durch den Zug der Straße bestimmt. Es entstehen dann meist jene einzeiligen, geradlinigen, langgestreckten Dörfer, deren Grundriß sich wenig um die allgemeine örtliche

Regel des Dorfbaus kümmert. Solche Straßendörfer blühen und verfallen dann auch zumeist mit dem auflebenden und ersterbenden Verkehr der Straße; sie sind die langschwänzigen Kometen, die Wandelsterne an dem Firmament unserer Dorfgemeinden. Es ist für den Socialpolitiker wie für den Volkswirth durchaus nicht unwichtig, solche Straßendörfer aus dem Grundriß und der Geschichte der Gemeinden zu erkennen und entsprechend zu würdigen.

Als einen zweiten Hauptzug der pfälzischen Dörferbildung bezeichnete ich neben der Neigung zu geschlossenen Ortschaften die Vorliebe für Thaldörfer.

Da Wasser und Wege den Thälern folgen, so baut man natürlich in aller Welt lieber in das milde Thal als auf den rauhen Berg. Trotzdem zeigt Deutschland weite Landstriche, denen das Höhendorf ebenso eigenthümlich ist, wie der Pfalz das Thaldorf. In der Seenzone der südbayerischen Hochflächen z. B., wo die Thäler selten als Flußrinnen erscheinen, sondern als Tausende von ausgetrockneten, versumpften, oder auch noch mit Wasser erfüllten Seebecken jeglicher Größe, sind die Dörfer äußerst selten in die, wenn auch seit unvordenklicher Zeit trockenen Thalkessel gelegt, sparsam selbst an die Ufer der quellklaren Seen: die meisten und besten Dörfer liegen auf Hügelköpfen und Höhenrücken. Im mittelgebirgigen Deutschland gehört zu jedem ordentlichen Dorf ein fließendes Wasser; im Vorlande des Hochgebirges dagegen ist es bedenklich, an fließendes Wasser zu bauen, denn die meisten Flüsse würden Haus und Acker und Garten zusammenreißen, und Thal und Weg geht dort selten einträchtig zusammen. In München, mitten im Lande der Höhendörfer,

herrscht das Vorurtheil, daß es überhaupt ungesund sey, im engen Thale zu wohnen; in Mitteldeutschland dagegen liegen die meisten Orte, in welche man gesundheitshalber aus den großen Städten flieht, in engen Thälern. Sicherlich hängt der Zug und die örtliche Festsetzung bestimmter Krankheiten neben anderen Ursachen auch mit der Herrschaft von Thal- oder Höhendörfern zusammen, und die Aerzte beginnen ja bereits dem Gange der Epidemien nicht bloß in der Streichung der Bodenarten, sondern auch in den Lagen und Grundrissen der Städte und Dörfer nachzuspüren.

In der bayerischen Rheinpfalz gibt es nur eine einzige Stadt mit entschiedener Höhenlage, Pirmasenz; diese aber ist wiederum ein unglückliches modernes Experiment, jünger noch als der Matzenberg.

Wo die Höhendörfer in der Pfalz zahlreicher auftreten, da sind die ärmsten Gegenden. Die rauhen Berge und Hügel des südlichen Westrich sind mit diesen abnormen Ortsbildungen vorzugsweise gesegnet. Wenn der Vorderpfälzer im Allgemeinen das Westrich unterschätzt, so wurzelt dieses Vorurtheil eben darin, daß er im Westrich zahllose Gegensätze zu seiner heimischen Natur sich nahe gerückt sieht. So nimmt sich denn auch das Westrich die Freiheit, Höhendörfer zu besitzen neben einer lehrreichen Sammlung von zerstreuten Dörfern, der vorderpfälzischen Regel zum Trotz.

Viele dieser Höhendörfer werden im früheren Mittelalter nirgends genannt. Erst als die engen umliegenden Thalgründe besetzt waren, begann man auf den Bergen zu siedeln. Knopp, Heltersberg, Dansenberg und ähnliche Höhendörfer zwischen Zweibrücken und Kaiserslautern sind neuern Ursprungs,

und wenn weiland pfälzische Zopfetymologen meinten, das benachbarte Weselberg sey der „Berg der Vesta,“ Zeselberg der „Berg des Zeus“ und Hermersberg der „Berg des Hermes,“ dann haben sie den Stammbaum dieser höchst plebejischen Dörfer doch etwas zu hoch hinaufgetrieben. Manche solcher Höhendörfer sind sogar erst nach dem dreißigjährigen Krieg entstanden, wo die naturgemäßere Siedelung im Thale zerstört worden war und die Ueberlebenden sich auf dem unwegsamen Berge sicherer fühlen mochten. So wanderte z. B. damals das Thaldorf Tiefenthal bei Waldfischbach aus dem Thale auf die Höhe des Geiselbergs und besteht dort fort als das Dorf Geiselberg, während das Gedächtniß des Stammortes Tiefenthal nur noch in dem Namen eines Waldbezirkes lebt. Ueberhaupt scheint der dreißigjährige Krieg zu dem Ausnahmecharakter in dem Grundriß dieser Westricher Dörfer mannichfach beigetragen zu haben. Die zerstreute Anlage mancher Höhendörfer erklärt sich hier durch die beglaubigte Thatsache, daß nach den Kriegsstürmen, die gerade diese rauhe Landschaft auf's furchtbarste entvölkerten, der zurückkehrende kleine Rest der Einwohner in die Hofstätten der dreifach zahlreicher Entflohenen eingewiesen wurden. Ein ähnliches Schicksal hat noch im achtzehnten Jahrhundert einzelne Stadttheile Augsburgs weitspurig gemacht und mit leeren Plätzen und Gärten durchwebt, die wir auf den alten Stadtplänen dicht mit Häusern bedeckt sehen.

Fast für alle Höhendörfer des Westrich lassen sich ganz besondere Gründe anführen, die das Volk zum Bau auf dem Berge trieben. Denn aus freien Stücken zieht der Pfälzer nicht auf den Berg.

Häufig sind es alte, längst eingegangene Straßenzüge gewesen, welche Dörfer auf der Höhe hervorlockten, die heute als ganz in die Ecke geschobene Orte erscheinen, während sie ursprünglich ächte Straßendörfer waren. So Trippstadt, über einen Höhenrücken schmal und langzeilig hingelagert, an der alten Straße von Landau nach Kaiserslautern, Feil und Bingart an der alten Straße von Kreuznach nach Meisenheim. Auch Weselberg, Zeselberg und Hermersberg sind Straßendörfer des ehemaligen Heerwegs von Landstuhl nach Straßburg, so daß sich ihre abenteuerliche Lage auch ohne den Beistand von Zeus, Vesta und Hermes erklären läßt.

Hart an der französischen Grenze gegen Bitsch liegt Hilst auf rauhem Bergrücken, nach drei Seiten durch steile Thalhänge fast wie auf einer Halbinsel abgeschnitten. Man begreift nicht, wie sich auf dieser ungünstigen Lage inmitten eines höchst undankbaren Landstrichs ein Dorf festnisten konnte. Allein auch Hilst war gewiß ursprünglich ein Straßendorf. Die uralte Straße von Landstuhl nach Bitsch strich dort vorüber, und inmitten dieser einsamen Wildniß, wo man heute nur Zeugnisse modernen Elends und gewiß nicht alter Kultur sucht, steht auf jäher Felswand ein Römerdenkmal, der Diana, dem Herkules und Apollo geweiht. Römische Grabhügel bezeichnen uns auch weiterhin den Zug der Straße über die Höhe und lassen uns ahnen, warum auch in späterer Zeit hier noch Dörfer entstehen mochten.

Die Bodenplastik zwang zur Führung der alten Hochstraßen. Denn diese Berge sind äußerst steilrandige, aber breite, langgestreckte Höhenrücken, die Thäler eng, oft in den wunderlichsten Krümmungen auslaufend. Daher ist der Berg

hier wegsamer und kulturfähiger als das Thal. Denn auch für Ackerland ist auf dem breiten Rücken meist eine bessere Statt als an den jähen Thalwänden. Wie sich der Grundriß der pfälzischen Dörfer hier verkehrt, daß wir zerstreute Höhendörfer finden statt geschlossener Thaldörfer, so schaut selbst der Boden den Vorderpfälzer wie eine verkehrte Welt an, indem die Berge auch wirthschaftlich auf den Kopf gestellt sind, oben mit Feld bedeckt und unten mit Wald. So muß denn natürlich auch die Bevölkerung eine eigenartige werden, und Bodenplastik, Straßenzug, Dörferpläne, Bodenbau und Volksthum schlingen sich ineinander zu unlösbarer Verkettung.

Hier also trieb das enge, unwirthliche Thal die Bewohner auf den rauhen und dennoch dankbareren Bergrücken. Im Innern Siciliens gibt es Landstriche, wo der entgegengesetzte Grund die ersten Siedler zur Anlage von Höhendörfern verlockte. Dort ist der Boden der Niederung von so wunderbarer Fruchtbarkeit, daß man keine Scholle dieses üppigsten Ackerlandes verloren geben wollte und darum die Dörfer auf öde felsige Kuppen legte.

Seit uralten Tagen ist Brod aus Getreide das allgemeinste menschliche Nahrungsmittel, und ein Jeder sagt, daß der tägliche Genuß jeglicher Speise uns endlich zum Ekel werde, nur nicht des Brodes. Daß wir also zu jeder Mahlzeit Brod essen, ist etwas selbstverständliches und höchst triviales. Aber unmittelbar an diese Kleinkinderweisheit schließt sich die Frage, warum wir denn solche Gunst dem Brode geben? Und so alt und allgemein die Thatsache des Brodessens ist, so neu ist die Ergründung der Ursache. Es gehört

zu den größten Triumphen der modernen Naturforschung, nachgewiesen zu haben, warum eben dieses Allertrivialste so ganz trivial ist. Das Resultat weiß jedes Kind; aber den Weg der Untersuchung konnte nur ein Meister der Wissenschaft finden.

Aehnliche Aufgaben begegnen der modernen Wissenschaft der Volkskunde auf Tritt und Schritt. Daß man die Dörfer lieber in's Thal baut als auf den Berg, ist eine so triviale Thatsache, wie daß man sich an Brod satt essen kann, nicht an Speck. Die Untersuchung aber, warum man im einzelnen Fall in's Thal oder auf den Berg gebaut hat, wird häufig zu den speciellsten geschichtlichen und geographischen Forschungen führen und, durch diese beleuchtet, doch auch wieder ein neues Spiegellicht auf Geschichte und Geographie des Landes zurückwerfen. Nicht in äußeren Thatsachen wird Neues finden, wer dem Studium des Grundrisses der Dörfer nachgeht, wohl aber in der Erkenntniß der Ursachen, der bewegenden Kräfte des Volkslebens.

Und dazu haben diese friedlichen Untersuchungen die Eigenschaft, daß sie uns weiter und immer weiter ziehen und nicht dulden, daß wir irgendwo abschließen. So wird die Erörterung über den Grundriß der Dörfer erst zu einem farbenvolleren Bilde werden, wenn wir die Häuserbauart hinzunehmen, die für die einzelnen Gauen noch immer ebenso charakteristisch ist, wie die Volkstracht. Damit betreten wir aber ein fast noch wüst liegendes Feld, dessen verlockende Seitenwege wieder abführen in heimlich versteckte Schluchten der Specialkulturgeschichte. Und so ist des Suchens und Wanderns kein Ende in dieser Wissenschaft, die ja auch

buchstäblich noch vor Allen „erwandert" werden muß, und wer den Wanderstab nicht so sicher führt wie die Feder und in der Landschaft nicht so sicher zu lesen weiß wie im Buch, der wird schwerlich weit kommen im Studium des Grundrisses der Dörfer wie im Studium der gesammten Volkskunde.

II. Das Haus.

Bei den Kunstdenkmalen der Pfalz habe ich mehr den Ethnographen als den Kunsthistoriker reden lassen. Bei den Bauernhäusern bin ich versucht, zuerst den Eindruck auf das künstlerische Auge auszusprechen. Die rheinische Landschaft dankt ja überhaupt die Hälfte ihrer Schönheit dem malerischen Charakter der Dörfer.

Worin liegt dieses „Malerische" der rheinischen Häuserstaffage? Vorab darin, daß alle die tausendmal abkonterfeiten Rheindörfer gar keine ächten Dörfer sind, sondern alterthümliche Städtchen der mannichfaltigsten und individuellsten Bauart, voll großer und kleiner Häuser, herrschaftlich, bürgerlich und bäuerlich, ein Erkerbau neben einer Scheuer, eine Proletarierhütte auf dem Rumpf eines Festungsthurmes, eng und weit angelegte Viertel, Häusergruppen und Straßenzeilen — alles in anmuthigster Unordnung durcheinander. Diese Dörfer sind wie gewachsen. Sie vereinigen die Romantik von Stadt und Dorf.

Aber darum sind sie eben keine Dörfer mehr. Der Bürger baut sein Haus individuell; der Bauer baut es gattungs-

mäßig — standesmäßig. Und der Socialpolitiker, mißtrauisch gegen alles halbe und unfertige, wird jene anmuthige Unordnung doch vielleicht nicht ganz so anmuthig finden, wie der Maler.

Dieses weltkundige Bild der malerischen Rheindörfer geben in der Pfalz nicht die unmittelbar am Rheine gelegenen Ortschaften, sondern vielmehr die am Saume des Gebirgs, „vor der Hart" sich hinziehende reiche Stadt- und Dörfer-Zeile.

Es liegt mir hier nicht ob, den künstlerischen Reiz eines Hartdorfes zu schildern, dessen wechselvolle Straßenperspectiven uns fast bei jeder Ecke verlocken möchten, zum Skizzenbuch zu greifen; aber einige Originalzüge des Häuserbaues dieser ächten gewachsenen Stadtdörfer will ich doch hervorheben, um zu zeigen, daß im Volksleben wie in der Kunst der freieste Schmuck zugleich dem nothwendigsten Bedürfniß entspricht.

Die Weindörfer vor der Hart zeichnen sich aus durch zwei besonders ausgebildete Theile des Hauses: das Hochparterre als die äußere Folge des hochgewölbten Kellers, und das freie, hochgewölbte Hofthor.

Der mächtige Keller ist hier mit Fug das halbe Haus. Dem innerlich Bedeutsamsten gibt aber das Volk wie der ächte Künstler auch nach Außen den originellsten Schmuck. Darum hat der alte pfälzer Weinbauer seinen Keller da geziert, wo er sozusagen an's Licht tritt — im Kellerloch; er hat sich ein Ornamentstück geschaffen, welches sich vielleicht in dem Volksbau der ganzen Welt nicht wiederfindet: ornamentirte Kellerlöcher. Statt eines Ladens wird das Kellerloch durch einen massiven steinernen Schieber verschlossen. Selten ist dieser schmucklos: als Griffe sind Kreuze, Rosetten, Blumen,

Kreise, Sterne, Vielecke rc. im Hochrelief darauf ausgehauen. Beim ersten Blick begreift man, daß dieser ungewöhnliche Schmuck dennoch kein willkürlicher ist; denn er zeigt uns den Schwerpunkt des Hauses an. Könnten wir doch alle mit schönen Formen ziellos umher tastenden Architekten vor diese ornamentirten Kellerlöcher führen! Oder auch in die Ställe mancher modernen großen Oekonomen der Pfalz, Ställe, die wahre Prachthallen sind, massiv aus Stein, mit Pfeilern und Kreuzgewölben.

Die gleiche ästhetische Wirkung des Wahren und Nothwendigen spricht aus den großen monumentalen Hofthoren des pfälzischen Frucht- und Weinlandes. Diese gewaltigen, freien steinernen Rundbogen sind die Triumphbogen des Landmannes, durch welche er mit dem hochbeladenen Erntewagen als Triumphator einzieht. Und wie Jeder gern den mächtigst gethürmten Wagen heimführen möchte, so hat auch Jeder nach dem höchstgewölbten Bogen gestrebt, als dem eigentlichen Steindenkmal seines Reichthums. Die Hochparterre mit den ornamentirten Kellerlöchern und die hochgewölbten schmuckreichen Hofthore stellen uns W e i n u n d B r o d dar als den Grundschatz dieser Weindörfer. Wäre ich ein reicher pfälzischer Gutsbesitzer, der, wie es ja hier vorkommt, so beiläufig für 100,000 Gulden selbstgezogenen Wein jährlich verkaufte, so würde ich das hohe Erdgeschoß und den hohen Thorbogen meines Hauses in noch sprechenderer Weise ausschmücken lassen, als es die alten Bauern gethan. Aber ich bliebe mit ihnen bei dem Texte von Brod und Wein. Längs des ganzen Erdgeschosses müßte, die Kellerlöcher bekränzend, ein figurenreiches Relief-Fries laufen: der Weinbau, der Weinhandel und das Zechen

im Weine. Am hohen Portal wäre Raum für plastische Gruppen, welche die Ernte des Bodens und den Segen des Brodes versinnbildeten. Am Mittelgeschoß der Fronte könnte eine kleine historisch-symbolische Darstellung — Relief oder Fresco — angebracht werden. Als nämlich die Franzosen die Pfalz verbrannten, blieb in den meisten Weindörfern nichts übrig als die Grundmauern mit den ornamentirten Kellerlöchern und die massiven monumentalen Hofthore, wie sie heute noch stehen, überbaut und umringt von neuem Häuserwerk: Brod und Wein, den Segen des goldenen Bodens konnte man den Pfälzern nicht ausbrennen, und kraft dieses von Gott geschenkten Brodes und Weines sind die Pfälzer immer rasch wieder reich geworden, so oft man sie auch arm gemacht hat. Dies sollte mir ein Bild im Mittelraum verkünden. Ganz oben im Giebeldreieck aber wäre in Stein zu hauen die mystisch-religiöse Weihe von Brod und Wein im Mahle des Herrn; und den alle vier Momente ausdeutenden Hausspruch schriebe ich unter dieses letzte Bild, sobald er sich von ungefähr gefunden hätte.

Der pfälzische Bauer schmückt übrigens nicht blos seine Kellerlöcher, er schmückt auch seine Fenster, nur nicht so monumental wie jene. So wenig er sich an angeborenem Trieb für das Kunstschöne mit dem oberdeutschen Landvolke messen kann, so weit überragt er die meisten deutschen Bauerschaften im Sinne für das Naturschöne. Das Auge für landschaftliche Reize, welches uns in der Pfalz beim gemeinen Manne oft genug überrascht, mag vielleicht erst durch die allgemeinere moderne Bildung des ganzen Volkes erwacht seyn. Viel deutlicher spricht sich ein angestammter, durch die

Sitte überlieferter Natursinn in dem Blumenschmuck der Häuser und Gärten aus. Es gibt fast kein pfälzisches Bauernhaus, an dessen Fenstern nicht einige wohlgepflegte Blumenstöcke prangen. In manchen reichen Hartdörfern geht man auf der Straße durch eine förmliche Ausstellung von Raritäten und Prachtstücken der Topfblumenzucht. Aber auch das ärmste Dörfchen im Westrich entbehrt dieser Zierde nicht ganz. Bei Häusern, die mit Ginstern gedeckt sind, oder wo die losen Ziegel am Dachrande wie eine Fransengarnitur herabhangen, an Häusern, deren Fenster statt der zerbrochenen Scheiben mit Holzspähnen und alten Schürzen und Strümpfen ausgestopft werden, steht doch noch oft ein reicher Blumenflor auf dem rohen Fensterbrett. Freiwillig bietet die Natur auch dem Aermsten den Labetrunk der Schönheit, und auch der Aermste versteht ihn hier noch dankbar anzunehmen. Im übrigen Rheinland erfreut sich wohl auch der gemeine Mann am Blumenschmuck seines Hauses, aber so allgemein wie auf dem linken Ufer der Pfalz nirgends. Ein Antiquar könnte diese schöne, örtlich originale Sitte hoch hinaufleiten bis zur römischen Grundlage pfälzischer Kultur und pfälzischer Dorf- und Stadtsiedelung. Denn bekanntlich galten Blumen für eine besonders nationale Zierde der römischen Häuser, und namentlich den Fenstern seines Hauses wußte der alte Römer kein besseres Ornament als Blumenstöcke. Und soweit wenigstens meine vergleichenden Beobachtungen im deutschen Norden reichen, ist in den Strichen der reinsten germanischen Bevölkerung unserer Tiefebene diese Sitte keineswegs allgemein gangbar.

Noch ein anderer Zug überrascht den Ethnographen bei

den Blumenstöcken an den pfälzischen Häusern. In der bäuerlichen Blumenmode findet man eine schlagende principielle Parallele zu den Gesetzen der Bewegung in der Volkstracht. Das Bauernhaus unserer Gaue ist fast regelmäßig mit Zierpflanzen geschmückt, die in der Stadt bereits altmodisch geworden sind, als Nelken, Hortensien, Tulpen, Balsaminen, Goldlack, Levkoien u. dgl. In den Höfen der reichen Bauernhäuser vor der Hart sieht man wohl auch Taxusbäume, noch immer nach den Grundsätzen der ars topiaria sauber zugeschnitten, Kugelakazien, symmetrisch im Pflaster aufgepflanzt, und kugelrunde Orangenbäume in Reih und Glied dazwischen gestellt, Riesenkürbisse zum Schmuck der Hofmauer und wohlgepflegte Hauswurz als Krone der steinernen Pfeiler des Hofthores. Auch die Blumenliebhaberei bewegt sich auf dem Dorfe schwerfälligeren Schrittes als in der Stadt; sie folgt der vornehmen Mode auf etliche Generationen Entfernung, ganz wie der abgelegte städtische Rock erst nach einer Reihe von Jahrzehnten Volkstracht wird.

Eine andere lustige Zierde des pfälzischen Hauses ist der Weinstock. „In vite vitae“ — „in Reben blüht das Leben.“ Dieser alte Spruch sollte dem Pfälzer als Hausspruch beifallen, wenn er aus dem rebenumrankten Fenster auf die Straße schaut, oder zur Hausthüre eingeht, deren Deckbalken mit einem natürlichen Feston niederhängender großer blauer Trauben ornamentirt ist. Nun liebt bekanntlich der Bauer in ganz Mittel- und Süddeutschland, soweit es irgend das Klima gestattet, den Rebstock am Hause; dennoch läßt sich auch hier wieder manches eigenthümlich pfälzische aufspüren.

Wo in der obern Pfalz der Rebbau auf Kammern jeden

Weinberg in eine Gruppe kleiner Laubengänge verwandelt, da breitet auch der alte, knorrige Weinstock am Hause sein Gezweig zur mächtigen Laube in den Hof hinein, ja auf starken Balken und Pfählen ruhend, überschattet die Rebe oft den ganzen Hof. Diese traulichen Lauben dienen gar wohl der schönen pfälzischen Sitte, den warmen Sommerabend im Gespräch mit Nachbarn und Freunden vor dem Hause im Freien zu verbringen. Um so merkwürdiger ist aber, daß die Lauben in ihrer breitesten Ausbildung und als durchaus herrschend doch nur der Region des Kammer-Rebbaues zufallen, daß also auch hier der Schmuck des Hauses durch ein wirthschaftliches Herkommen seine besondere Form gewonnen hat.

Allein auch manche Dörfer der angrenzenden Ebene (z. B. Haßloch), die schon nicht mehr von eigentlichen Weinbauern bewohnt sind, setzen noch einen ganz besondern Stolz in die Rebstöcke und Lauben an den Häusern. Der Sinn des Volkes für Naturschönheit, der in dem gestaltlosen Flachland schon weniger Befriedigung fand, hat sich den Hof des Hauses um so malerischer ausgeschmückt. Es ist als hätten's die Bauern empfunden, daß sie selber einige Zuthat zu den kargen natürlichen Reizen ihres Dorfes schaffen müßten; drum halten sie hier auch die größten Stücke auf ihre Lauben.

Und darum meine ich, daß man mit dem Auge des Künstlers die pfälzischen Dörfer — selbst die höchst unromantischen der Ebene — anschauen müsse: der Geist des Volkes hat überall seine Feinheiten und Tiefen und läßt sich nicht so leicht, wie manche Touristen glauben, vom Blatt lesen. Und hätte das Volk nicht diesen naiven, dämmernden Sinn

für die Schönheit, wo wäre die Wurzel des Kunstsinnes und der Kunstbegabung der Gebildeten, die dann doch immer nichts weiteres sind als dasselbe zu hellerem Bewußtseyn erwachte Volk?

Selten hält das Volk aus purem Eigensinn an einer altüberlieferten Absonderlichkeit fest. Ein tieferer Grund, ihm selber unbewußt, steckt meist dahinter. Ein Beispiel knüpft sich leicht an das Vorgesagte. Die alte gemüthliche Einrichtung, daß die Hausthüre nicht der Länge nach in zwei Flügel, sondern quer durch in ein Ober- und Untertheil sich öffnet, besteht noch in vielen älteren Häusern der Pfalz. Man findet diese ächt mittelalterliche Thüre wohl auch anderwärts, nur nimmt es Wunder, daß gerade die neuerungslustigen und rationellen Pfälzer das vielfach unbequeme Ding nicht längst durchaus abgeschafft haben. Allein diese altfränkische Thür hat einen Vortheil, der sie noch lange in der Pfalz retten wird: man kann sie beliebig in ein Fenster verwandeln, indem man den untern Theil einklinkt, den obern aber offen hält. Zu der Neigung der Pfälzer, in Mußestunden fleißig im offenen Fenster zu liegen und mit den Vorübergehenden zu plaudern, paßt eine solche Halbthüre vortrefflich. Genremaler haben sie in dieser Art hundertmal als ein gar anmuthiges Motiv benützt. Die Hausflur — oft zugleich die Küche — des geringen Mannes würde gar kein Straßenfenster haben ohne diese Thür. Wer aber sehen will, was das Straßenfenster im pfälzischen Volksleben bedeutet, der braucht nur an einem schönen Sommerabend durch Mannheim zu gehen, wo überall die Fenster offen stehen, und Männer und Frauen plaudernd in denselben sitzen und die Gruppen der vorüber-

gehenden Freunde vor den Fenstern sich sammeln — ein Bild gemüthlicher Häuslichkeit auf der Gasse, wie man es wohl in ganz Deutschland nicht wieder findet. Und dieses Bild wiederholt sich in allen Städten und Dörfern der Pfalz bis zu dem kleinsten hinab.

Schwärmen wir noch eine Weile durch die Straßen, um an dem äußeren Beiwerk der Häuser sociale Physiognomik zu entziffern, bevor wir die pfälzischen Häusergattungen zu bestimmen und zu ordnen suchen.

Das ältere pfälzische Haus zeichnet sich noch durch Spruch und Marke aus. Dieser Schmuck herrscht hier durchweg, während er wenige Meilen weiter nordwärts am eigentlichen Mittelrhein verschwindet. Er ist ein tröstliches Wahrzeichen des conservativen Geistes der alten Pfälzer. Man muß ein Volk nicht verloren geben, dessen Väter noch solche Sprüche über ihre Thüren setzten. Die Enkel oder Urenkel machen's ihnen vielleicht wieder nach.

Bäuerliche Wappen wie an der Meeresküste des deutschen Nordens oder räthselhafte uralte Runen, wie selbst noch im nördlichen Mitteldeutschland, sieht man hier freilich nicht. Eher schmückt ein verwittertes Ritterwappen ein Haus, das jetzt dem Bauern gehört; denn der Bauer ist in der Pfalz über den Baron gekommen. Die Hausmarke des Pfälzers muß klar und selbstredend seyn. Darum wählt er nur allgemein verständliche Gewerbzeichen. Der Weinbauer läßt eine Traube in den Schlußstein seines Hofthors meißeln oder zwei gekreuzte Rebmesser, oder ein Faß mit gekreuzten Wingertshacken; der Metzger einen Ochsen, der Bäcker eine Bretzel.

Für Spruchverse wirthschaftlichen Bezugs neben diesen

Berufszeichen hatte nur die alte Zeit — namentlich das sechzehnte Jahrhundert — noch Naivetät genug. Ein Beispiel aus Edenkoben möge für Viele gelten:

„Als man 74 zalt,
Hans Hauenstein mich bawet hat;
Da galt der Wein 84 Güllen
Und das Korn 5 mit Willen."
1574.

Am allgemeinsten über die ganze Pfalz verbreitet ist die Namensinschrift oder Chiffre des Erbauers und die Jahrszahl auf einer Tafel über der Hausthür. Und selbst in den ärmsten Dörfern des Westrich hat man dabei noch genug Galanterie, um den Namen der Ehefrau neben jenen des Mannes zu stellen. Der Pfälzer, dem man so wenig monumentalen Sinn zutraut, hält so viel auf Verewigung von Namenszug und Baujahr am Hause, daß er beides wohl auch an der Scheuer anbringt, ja in die Wetterfahne einschneidet. Am Glan steht mitunter selbst das Geburtsjahr des Erbauers am Hause zu lesen. Selten wird dagegen dem Namen Stand und Beruf des Erbauers beigefügt; ein ergötzlich doppelsinniges Beispiel kommt in einem Dorfe bei Landau vor, wo sich der Erbauer angeschrieben hat als „Burger und retirirter Militär 1811."

Haussprüche waren vordem in der Pfalz so volksthümlich, daß sie selbst an der Burg und am Fürstenschloß nicht fehlten. Die förmliche Erläuterung eines Wappens als Hausspruch ließ Herzog Johann I. von Zweibrücken über das Portal der Burg Kirkel setzen. Er selber faßte dabei die Wappensage von der Entstehung des pfälzischen Löwen in gute, gedrungene Verse. Dieser fürstliche Hausspruch unter dem Wappen war

bis zur neuesten Zeit erhalten worden, während die Burg längst gebrochen lag.

Ueber das Portal des Schlosses Katharinenburg bei Birlenbach setzte die Pfalzgräfin Katharine, Gemahlin des Pfalzgrafen Johann Kasimir von Zweibrücken, in ächt pfälzischer Weise ihren Namenszug mit der Jahrzahl 1622 und darunter den Hausspruch: „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut.“

Dieser Spruch gibt den Grundton an, auf den die große Mehrzahl der pfälzischen Haussprüche gestimmt ist. Wer, von Außen kommend, immer nur von der Unkirchlichkeit und religiösen Zersetzung dieser Rheinlande gehört hat, der traut seinen Augen kaum, wenn er an unzähligen Häusern die frommsten Sprüche angeschrieben liest. Freilich sind es alte Häuser und alte Sprüche; aber man läßt sie doch wenigstens unangetastet. Das Kapitel vom „kirchlichen Volksleben“ wird nachgehends Winke zur Lösung dieses scheinbaren Widerspruches geben. Historisch merkwürdig ist dazu Folgendes bei jenen geistlichen Sprüchen: Aus dem religiös so mächtig produktiven sechzehnten Jahrhundert finden sie sich kaum an pfälzischen Häusern, da schrieb man noch von Korn- und Weinpreisen und ähnlichen weltlichen Dingen. Dagegen bringt das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert — hier die Zeit des härtesten äußeren Kampfes und Duldens für den Glauben — fast nur erbauliche Verse. Der protestantisch-reformirte Charakter spricht ganz entschieden aus diesen Sentenzen. Einen Spruch von bestimmt und ausschließend katholischem Gepräge erinnere ich mich an keinem Hause gesehen zu haben; desto mehr Bibelsprüche und Strophen aus dem protestantischen Gesangbuche. Wie gesangbuchfest die Altvordern auch in der Pfalz waren

und die Kirchenlieder als ächte Volkslieder stets auswendig wußten, daran mag uns ein Hausspruch in Theisbergstegen erinnern. Er ist, gleichsam stenographisch, fast nur aus Anfangsbuchstaben zusammengesetzt, die sich aber nach der ausgeschriebenen ersten Zeile in den bekannten Vers entziffern: „Unsern Eingang segne Gott, Unsern Ausgang gleichermaßen 2c." Jedermann wußte die ganze sechszeilige Strophe, wenn einmal die Anfangsworte gegeben waren, darum schrieb man nur diese aus. Uebrigens sind auch Inschriften aus dem neunzehnten Jahrhundert, die von frommem Sinn zeugen, und die man in der mit Unrecht als irreligiös berufenen Pfalz nicht sucht, keineswegs ganz selten.

In Oberdeutschland liest man mitunter Hausverse, in denen sich der trübe Gedanke an das Eitle alles Irdischen ausspricht, Dissonanzen ohne Auflösung, wie das schneidende Wort: „All Ding a Weil!" oder den etwas breiter gefaßten, in Bayern verbreiteten Hausspruch:

„Ich hab dies Haus gebaut, doch ist's nicht mein,
Und deß, der nach mir kommt, wird's auch nicht seyn,
Den Dritten trägt man wie uns Beid' hinaus:
Nun ist die Frag', wem g'hört das Haus?"

In der fröhlichen Pfalz habe ich solche Sprüche nicht gefunden. Weit eher sieht man neben den gangbarsten geistlichen Versen einen ganz weltlich lustigen. Zum Exempel an einem Dorfwirthshause bei Kaiserslautern:

„Lieber Gast komm g'schwind herein,
Hast du Geld, hab ich guten Wein,
Hast du keins, kannst du drüben einkehren,
Dort ist ein guter Brunn mit zwei Röhren."

Als Beleg, wie scharf der Geist eines Volkes in einem solchen

Hausspruch sich bekunden kann, möge eine Wirthshausinschrift gleicher Tendenz daneben stehen, die ich in einer noch rein und ganz naiv katholischen Gegend, in Schöftlding bei Landsberg am Lech gelesen. Es ist daselbst lebensgroß in Fresco Christus mit der Samariterin am Brunnen abgemalt und darunter stehen groß und lakonisch die Worte:

„Und Jesus sprach:
Gib mir zu trinken!"

Diese originelle Art, ein Wirthshaus durch unsern Herrn Christum ankündigen zu lassen, Erbauungsbild und Wirthshausschild in Einer Figur, in Einem Spruch zusammenzufassen, ist in Altbayern bei allem Humor doch noch ganz naiv und ohne Frivolität gedacht, so naiv, wie das Frescobild gemalt ist, so naiv, wie die Bauern jenes Landes Christum in ihren Passionsspielen selber noch darstellen.

Da ich nun doch einmal beim Wirthshause angekommen bin, so möge der Leser mit mir in einem kleinem Excurs über pfälzische Wirthsschilder, die ja auch Hauszeichen sind, von ernsteren Dingen ein wenig rasten.

So alterthümlich noch häufig das pfälzische Haus, so modern ist das Wirthshaus. Die oft noch ganz mittelalterlich eingerichteten schwäbischen und alemannischen Wirthshäuser, die uns namentlich in württembergischen und schweizerischen Landstädten mit so origineller äußerer Anlage entgegentreten, kommen hier nicht mehr vor. Dies wirkt der rastlos fluthende rheinische Verkehr, die Grenzlage der Pfalz, die Nachbarschaft der großen Rheinstädte, nicht minder auch die pfälzische Gewerbefreiheit und die Abwesenheit aller Realrechte. Das Dorfwirthshaus bleibt nur da von Innen und Außen originell

und alterthümlich solid und gemüthlich, wo es auf einem die Concurrenz ausschließenden Realrechte ruht.

Wie nun die alte Herberge und Schenke in der Pfalz verschwunden ist, so findet sich auch von jenen abenteuerlich altväterlichen Wirthshauszeichen, die uns in oberdeutschen Städten einen glanzlosen, altmodisch hausbackenen Comfort bei billiger Zeche ankünden, kaum mehr eine Spur. Die fabelhaften Unthiere der Wirthshausheraldik, welche noch einen halben Breitegrad weiter südwärts vereinzelt ihr Leben fristen, sind hier ganz der nüchternen Menagerie der Löwen, Adler, Bären, Schwäne ꝛc. gewichen, aber auch diese haben großentheils schon wieder den nichtssagenden Territorialnamen der Pfälzischen, Rheinischen, Bayerischen ꝛc. „Höfe" Platz gemacht, oder gar dem Namen des Wirthes schlechtweg. Der dem Bild und Symbol abholde moderne Pfälzer weiß überhaupt meist den Gasthof nur nach dem Namen des Besitzers zu nennen, auch wenn die Firma eines Bildes vorhanden wäre. Sonst theilte man in der Pfalz die Wirthe in Schild- und Kranzwirthe. Der Kranz oder das Buchsbüschel an langer Stange oder der grüne Tannenbaum ist aber auch bei denen, die blos eigenes Gewächs ausschenken, meist der beschriebenen Tafel unterlegen. Auch das ächte Schild, das an reich verschnörkelter Eisenstange ausgehängte buntfarbige Zeichen, existirt fast nur noch in abgelegenen altmodischen Dörfern und Städtchen. Das Bild hat dem nüchternen Worte Platz gemacht, die kunstvolle Schnörkelplastik der beschriebenen glatten Tafel. Das uralte Symbol der zwei ineinandergelegten Dreiecke, das Pentagramma, welches dem Mephisto Pein macht, der Drudenfuß, der leichten Eingang ins Haus schafft, aber den einmal

Hineingebannten oft schwerer einen Ausgang finden läßt, als jenen höllischen Gast, der dazu blos eines Rattenzahnes bedurfte, während der Zecher oft nur mit einer ganzen „Ratte“ wieder herauskommt — dieses alte Wirthszeichen ist in der Pfalz nur noch an einzelnen ganz kleinen Schenken zu sehen. Doch verkündet sein Vorkommen bereits den entschiedenen Uebertritt auf mitteldeutsches Gebiet. Denn das eigentliche hochgebirgige Oberdeutschland hat dieses sogenannte „Bierzeichen“ gar nicht. Dafür ist ihm der glockenförmige bayerische „Bierboschen“ eigenthümlich.

So sind die deutschen Stammesgränzen sogar auf den Wirthshausschildern noch zu verfolgen; aber auch politische Schicksale des Volks stehen auf denselben geschrieben. Bei Landau werden die Schildaufschriften selbst in den Dörfern doppelt: zuerst deutsch, dann französisch; geht man bei Weißenburg über die elsäßische Gränze, so kehrt sich der Spieß um; die französische Schrift steht voran und die deutsche schleicht als Uebersetzung hinterdrein. Auf einem Dorfe bei Landau gab es wenigstens vor kurzer Zeit noch ein Wirthshaus „zum General Melac.“ Sonst pflegt man die Hunde in der Pfalz „Melac“ zu nennen, nach dem Mordbrenner des Landes. Wie man ein deutsches Haus ihm zu Ehren taufen konnte, ist schwer zu begreifen und doch charakteristisch. Es gibt auch eine Burg in der südlichen Pfalz, die seit alten Tagen „Klein-Frankreich“ heißt; sie liegt ominöser Weise nicht weit von dem Waldberge „Eselseck.“

Daß die Jahre 1848 und 49 in der Pfalz manche tendenziöse Wirthshausinschrift auf's Brett brachten, ist natürlich; sie sind aber allesammt rasch wieder ausgelöscht worden.

Am längsten wohl erhielt sich eine solche Schrift im benachbarten Worms; dort gab es 1853 noch ein „Gasthaus zur Barrikade." In Steinfeld (bei Weißenburg), dessen Einwohner sich 1849 durch ihre muthvolle Loyalität einen guten Namen gewonnen, stehet aber auch an der neuen, vordem von den Freischärlern niedergebrannten Scheuer einer Ziegelhütte mahnend der Hausspruch: „Fürchtet Gott, ehret den König!"

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß in der fränkisch-alemannischen Wohnungsanlage Wohnhaus und Wirthschaftsgebäude getrennt sind. Die Niedersachsen des Küstenlandes dagegen und die Bayern des Hochgebirgs fügen Haus, Scheuer und Stall unter ein gemeinsames großes Dach. Nur wo die Armuth oder Beschränkung des Bodens zwingt, weicht der Pfälzer von der Grundregel seines Stammes ab und verlegt die Scheuer auf den Speicher, den Stall in das Erdgeschoß des Wohnhauses. Da es in der Pfalz sehr viele Leute gibt, die ein Häuschen besitzen und doch nur als Tagelöhner, wohl gar als Hausirer, von der Hand zum Mund leben, Hausbesitzer und Proletarier zugleich, so sind auch jene der Landessitte ganz fremden Häuser mit Wohnung, Stall und Scheuer unter Einem Dache neuerdings immer zahlreicher geworden und es ist auch in diesem Stücke dafür gesorgt, daß die Pfalz die encyklopädische mitteldeutsche Mannichfaltigkeit vollständig im kleinen Bilde darstellt. Die originellsten Häuser aus Einem Stück sieht man neben andern auf dem Matzenberg bei Altleiningen. Die Hausthüre führt unmittelbar in einen Raum,

welcher Hausflur, Wohn- und Schlafzimmer und Küche zugleich ist, und das Bett steht wohl gar in dem winzigen Geviert unmittelbar der Hausthüre gegenüber; das einzige Fenster des ganzen Häuschens erhellt diese compendiöse Stube; die andere Hälfte der Hütte ist dann Stall, der Dachraum Scheuer.

Sonst gilt im Allgemeinen, daß der wohlhabendere Pfälzer geräumig und bequem wohnt, ja luxuriös, und der gegenwärtige äußerst niedrige Stand der Häuserwerthe auf dem Lande — großentheils eine Folge der massenhaften Auswanderung — begünstigt die Neigung für den Erwerb eines eigenen bequemen Herdes. Wenn irgendwo, so gilt jetzt hier der alte Spruch, daß die Narren die Häuser bauen und die gescheidten Leute dieselben kaufen. In manchen der gesegneteren Thäler des Westrich ist ein kleines Haus mit Stube, Kammer, Keller, Speicher, Stall, einem kleinen Gärtchen und Hof mit 150 Gulden nicht zu schlecht bezahlt; in den öden Hochstrichen des Landcommissariats Pirmasenz dagegen würde dasselbe Anwesen für 50 Gulden kaum einen Käufer finden, in einem Landstädtchen der Provinz für 600, in einem andern für 1000 und mehr Gulden leicht zu verwerthen seyn. Die ärmste Südwestecke des Westrich hat darum Dörfer, die nicht blos durch ihre Häuser, sondern leider auch durch ihre Häuserruinen originell sind. Man sieht da gar manchmal verlassene Bauernhäuser, weiland die Herberge eines Ausgewanderten, für die sich kein Käufer fand und die nun herrenlos in sich zerfallen. Da im günstigeren Falle ein solches Haus schon verkauft worden ist für beispielsweise 20 Gulden, gegen 18 Batzen Baarerlag, so wird man glaublich finden, daß bei der abnehmenden Bevölkerung viele solcher Häuser auch ganz unverkauft

bleiben. Mitten im Dorfe sieht man dann wohl Häuser, deren Sockelmauern nur noch stehen — ganz wie nach dem Franzosenbrand — oder deren dachlose Giebelwände wie bei einer alten Burg malerisch in die Luft starren, neben minder verwüsteten Häusern, die, vorerst nur des halben Dachs und der Fenster entbehrend, erst in einigen Jahren jenes Bild der vollendet malerischen Ruine bieten werden. Es kommt auch wohl vor, daß ein Haus durch eine Innenwand in zwei kleinere Häuser abgetheilt ist. Der eine Besitzer wandert aus, ohne seine Hälfte verkaufen zu können; sie zerfällt, indeß die andere Hälfte bewohnt bleibt. Da der zurückgebliebene Besitzer aber den herrenlosen Theil natürlich nicht auch aus seinem Beutel repariren lassen will, so führt er nur den nothdürftigsten Vertheidigungskrieg gegen die von dem zusammenstürzenden Dach- und Mauerwerk auch auf sein Eigenthum eindringende Zerstörung, und zuletzt treibt der in den anhängenden Trümmern hinterbliebene unselige Dämon des Ausgewanderten auch ihn zur Auswanderung. Solche Doppelhäuser, halb dachlos, halb bedacht, halb Ruine, halb Wohnung, sprechen noch viel melancholischer zu uns als die vollständigen Häuserruinen.

Neben diesen Häuserruinen zeigt das Westrich aber auch Ruinenhäuser. In der Burg Kirkel z. B. haben sich im halbzerfallenen Mauerwerk der fürstlichen Veste arme Leute troglodytenartig eingenistet, und aus dem Gewölbe der Pförtnerwohnung neben dem weiland reich geschmückten Portal steigt neuerdings wieder der Rauch des Herdes empor. Vor etlichen Jahrzehnten sollen auch im Elmsteiner Thal mehrere Burgen in dieser Weise bevölkert gewesen seyn und am Saume des Gebirgs hat sich in den vormals so prunkvollen Hallen der

Dalbergischen Kropsburg eine ganze Kolonie armer Leute angesiedelt, welche mit Benutzung der festen Mauertrümmer eine ganze Gruppe von Tagelöhnerhäuschen in den gebrochenen Palast adeligen Reichthums einbauten.

So finden wir in den pfälzischen Wohnungen die ganze Stufenreihe von den reichsten und glänzendsten Häusern und Ortschaften bis zu den ärmsten, und keine Weltstadt, nicht Paris und nicht London, kann im Kreise des städtischen Lebens größere Fülle der Gegensätze aufweisen als diese eine mitteldeutsche Provinz im Kreise des ländlichen.

Damit es ja an keinerlei Probe des bürgerlichen Häuserbaues in der Pfalz fehle, ließ Stanislaus Lescynski die Ixheimer Vorstadt von Zweibrücken sogar nach orientalischem Geschmack bauen in einer doppelten Häuserreihe mit platten Dächern und über dem Erdgeschoß ringsum laufenden Säulengängen. Die praktischen Bedürfnisse haben aber diese Vorstadt allmählich wieder ganz occidentalisch gemacht. Ein anderes Quartier von Zweibrücken wurde, wie es in so manchen kleinen Residenzen des vorigen Jahrhunderts geschah, gleichsam auf Vorrath und Nachfrage gebaut, und darauf die einzelnen Häuser in einer Lotterie ausgespielt. Da großentheils Beamte die Loose genommen hatten, so wurden auch die meisten Häuser von Beamten gewonnen und kam solchergestalt ein ächtes Geheimerathsviertel aus dem Glückstopf.

Im alemannischen Gesetz kommt schon die Gliederung der Wohnungsräume in stubas und salas, in Stuben und Zimmer, ferner in Männer- und Frauengemächer vor, nicht minder die Scheidung der Wirthschaftsräume von der eigentlichen Wohnung. Das Streben, die Zimmer selber wieder möglichst

mannichfaltig zu gliedern entwickelt sich dann fort und fort im ganzen alemannisch-fränkischen Südwesten Deutschlands, und die gemeinsame Wohn-, Koch- und Schlafstelle, anderwärts der Stolz des reichsten Bauern, ist hier nur der kümmerliche Behelf des Proletariers. Die besseren pfälzischen Bauernhäuser erscheinen darum den Norddeutschen in ihrer inneren Eintheilung mit Küche, Wohn- und Schlafzimmern, und Obenhinaufstube — der alemannischen sala entsprechend — ganz städtisch. Es ist diese Individualisirung der Wohnräume hier jedoch keineswegs schlechthin städtisch, auch nicht modern, sondern dem ganzen Stamm und seiner individuellen socialen Entwickelung gemäß.

Ich komme immer wieder zurück auf die Thatsache, daß das pfälzische Haus die besten Alterthümer des Landes birgt. Wer den Satz beweisen will, daß die Pfalz keineswegs so ganz nivellirt und ausgelebt ist, wie viele Nieder- und Oberdeutsche meinen, der muß mit einer Aufzählung und Gruppirung der pfälzischen Häuserbauart anfangen. Vielleicht findet sich in ganz Deutschland auf so kleinem Raum so viel Alterthümliches und so strenge und reiche örtliche Sonderung nicht wieder.

Die älteste Form des deutschen Hausbaues, der absolute Holzbau, wie er im deutschen Hochgebirg und im scandinavischen Norden noch vorkommt, besteht in der Pfalz und überhaupt wohl im ganzen mittleren Deutschland nicht mehr. Dagegen charakterisirt in der Pfalz auch heute noch der gemischte Holzbau das ursprünglichere, abgeschlossenere, von moderner Gesittung minder berührte Volksleben; der Steinbau die höhere wirthschaftliche Durchbildung verbunden mit gründlicherem socialem Nivellement. Wer da glaubt, der vorherrschende Holz-

oder Steinreichthum der Gegend sey überall in erster Linie entscheidend für den Holz- oder Steinbau, der kennt den deutschen Bauer schlecht. Der Hochgebirgsbauer hat oft ein ganzes Sortiment der schönsten Bausteine, groß und klein von der Natur schon ausgebrochen, vor der Hausthüre liegen und dennoch baut er sein Haus standhaft aus Holz. Die wirthschaftliche Berechnung tritt hier zurück gegen Sitte und Herkommen. Aus Unbehülflichkeit und Ungeschick bauten die ältesten Siedler mit Holz und Lehm und Stroh statt mit Steinen und Dachziegeln. Aber weil nun solchergestalt einmal die Grundeinrichtungen des deutschen Bauernhauses als eines Holzhauses angelegt sind, so bewahrte man den Holzbau als ein Fundament zahllosen häuslichen Herkommens. Nicht ein Lehrbuch der Nationalökonomie, sondern die Germania des Tacitus muß man nachschlagen, um zu begreifen, warum der deutsche Gebirgsbauer Holzhäuser neben die schönsten Steinbrüche stellt. Die aus forst- und feuerpolizeilichen Gründen im bayerischen Hochgebirg gegenwärtig theilweise aufgedrungene Umwandlung der absoluten Holzhäuser mit Schindeldächern in ziegelgedeckte Steinhäuser wird — consequent durchgeführt — eine Revolution in den Sitten, in der ganzen socialen Stellung des Gebirgsvolkes nach sich ziehen. Darum ist es so unendlich wichtig, daß man neben die gangbaren Lehrzweige der Polizei auch eine Lehre der socialen Polizei stelle. Nur unter jenem moosigen Strohdach, das dick wie ein urwaldlicher Bärenpelz das ganze Haus überlagert, konnte sich der niedersächsische und friesische Bauer als der ächteste deutsche Bauer durch so viele Jahrhunderte bewahren. Unter einem Berliner Zinkdach würden längst ganz andere Ideen und Bestrebungen in seinem Kopfe gewachsen seyn.

So hält auch in der Pfalz der Holz- oder Steinbau noch sehr merklich Schritt mit dem socialen Conservatismus der Bevölkerung. Vor der Hart, wo der Wald so nahe liegt wie der Steinbruch, herrscht seit Jahrhunderten der Steinbau in den städtischen Dörfern. Auch die Rheinebene, seit uralten Tagen dem Verkehr offen, begünstigt längst den Steinbau, und der arme Mann, der keine Bruchsteine oder Backsteine zu kaufen vermag, zieht die an der Luft getrockneten Lehmsteine doch noch dem Holze vor. Es sind schlichte, meist ganz zweckmäßige Häuschen, die solchergestalt entstehen, etwa den Häusern der kleinen Leute in einer großstädtischen Vorstadt vergleichbar, allein charakteristische Bauernhäuser sind sie durchaus nicht. Sowie man aber in der Rheinebene südwärts wandert gegen die langen Dörfer am Bienwald, sowie man eintritt in die „alte Welt“ der Vorderpfalz, beginnt auch der gemischte Holzbau und mit ihm ein ächtes Bauernhaus. Der Sockel ist von Stein; dann aber bildet hölzernes Fachwerk in oft sinnreich wechselnden geometrischen Formen das Gerippe der Wände; die Füllung ist mit weißem Kalk getüncht, die Balken treten in der natürlichen Holzfarbe hervor, bei reicheren Häusern auch in jenem rothbraunen Anstrich, der die Leibfarbe fast aller deutschen Bauerschaften ist. An der gegen die Straße schauenden Giebelfront kreuzen zwei bis drei parallel über einander laufende Vordächer die Scheitellinie des Giebeldreieckes. Entsprechend dem Gesammtsystem des Holzbaues ist das große Hofthor nicht gewölbt, sondern geradlienig mit einem kleinen, jenen Vordächern gleichgearteten, Dache abschließend. Statt der Mauer umgürtet meist eine lebende Hecke den mit der stattlichen Rebenlaube geschmückten Hofraum. Diese Häuser

mit den originellen Vordächern sind bereits eine Spielart des alemannischen Bauernhauses; im Elsaß und in Baden finden sie ihre breitere und consequentere Durchbildung. Sie schließen sich genau an die Züge elsäßisch-alemannischer Tracht, Mundart und Sitte, denen wir in dem pfälzischen Grenzstrich südlich der Queich begegnen. Ein so charaktervolles Holzhaus ist der sichere Vorbote des socialen Conservatismus, der in der That in diesen Dörfern herrscht. In den abgelegenen, bereits dem alemannischen Surgebiet zugewandten Thälern der angrenzenden pfälzischen Vogesen (z. B. in Nothweiler) stößt man sogar auf architektonische Formen, die geradezu als Ueberreste eines früheren absoluten Holzbaues gelten können, z. B. die an der Vorderfront zwei- und dreifach zusammengekuppelten, übermäßig breiten Fenster, welche wir bei den rein aus Holz construirten Hochgebirgshäusern der alemannischen Schweiz in der genauesten Abschrift wiederfinden. Hier liegt dann dem Verfasser von „Land und Leuten" abermals die Versuchung sehr nahe, seiner Parallele zwischen dem äußersten Süden und dem äußersten Norden Deutschlands ein neues Exempel beizufügen. Denn die älteren Theile Hamburgs mit ihrem gemischten Holz- und Backsteinbau zeigen genau dieselbe, das ganze Stockwerk gleichsam zu einem einzigen langen Fensterband gestaltende Fensterkuppelung, wie die schweizerische Alpenhütte, und die kleinen Vordächer im Giebeldreieck des alemannischen Bauernhauses wiederholen sich in den friesisch-sächsischen Nordseemarschen.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß in der Vorderpfalz der Steinbau herrscht, im Westrich der gemischte Holzbau. Derselbe Gegensatz wird sich in den meisten offenen

Stromebenen und Gebirgen Deutschlands wiederholen; denn die großen Ströme spülen die alten Sitten fort, das stille Bergthal hält sie fest. Die Leute meinen, im Westrich baue man deßhalb so gerne mit Holz, weil in manchen Gegenden das Bauholz als „Gabholz“ ganz oder theilweise gratis aus dem Gemeindewald abgegeben wird. Allein dieses Herkommen ist nicht die Ursache, sondern vielmehr die Folge der altüberlieferten Vorliebe für den Holzbau. Die Ausnahmen bekräftigen auch hier, wie bei der Rheinebene, unsere sociale Regel. In die verkehrsreichen Hauptthäler des Westrich hat sich schon der Steinbau eingestohlen; namentlich sieht es dann in den mitunter sehr gewerbfleißigen Mündungsgebieten dieser Thalgründe inwendig und auswendig noch ganz vorderpfälzisch aus. Auch in den reicheren Thälern des hügeligen Westrich wird die Dorfanlage regelrechter, städtischer, ich möchte sagen steinbaumäßiger. Die ökonomische Bildung hat hier schon vor hundert Jahren einen Sieg erfochten über die Sitte. So glaubt man sich auch in dem weinbauenden unteren Alsenzthale häufig wieder in die Dörfer vor der Hart versetzt. Die großen Hofthore mit Berufszeichen und Namenszügen treten wieder auf. Die Häuser gewinnen, auch beim Holzbau, ein massiveres, mehr städtisches Gepräge. Die Grenze des Weinwuchses wird zu einer Grenze des Häuserbaues. Rockenhausen, zu rauh gelegen für die Rebe, hat noch Westricher Bauart; Alsenz dagegen, auf der Vorhut der Weinberge, muthet uns in seinen Häusern schon rheinisch an. In den fetten Bliesdörfern tritt ganz hinten im Westrich plötzlich der rheinische Schmuck des großen Hofthores mit dem Rundbogen wieder auf. Weil aber die Männer von der Blies überhaupt ein

so besonders geartetes Volk sind, so haben sie ihren Thorbogen nicht, wie die Leute vor der Hart, neben das Haus, sondern als eine Durchfahrt in die Front des Hauses gesetzt, doch wiederum in der Regel nicht symmetrisch mitten hinein, wie in modernen oberrheinischen Städten, sondern seitlings unter die äußersten Fenster. Denn in der Pfalz möchte gern Jedermann etwas Apartes haben.

Als ein örtliches Stylalterthum erscheinen in der Gegend von Lauterecken die staffelförmigen Häusergiebel, wie wir sie an Burgen und städtischen Häusern des Mittelalters gewohnt sind. Da diese höchst charaktervolle und sonst beim deutschen Bauernhause gewiß sehr seltene Form nicht blos in den mehr städtischen Gemeinden am Glan, sondern auch tief in den Nachbarbergen in ganz abgelegenen kleinen Dörfern (z. B. Kronberg) vorkommt, da diese Häuser ferner weder im Mittelalter gebaut, noch als kunstgeschichtliche Experimente moderner Schularchitekten anzusehen sind, sondern vielmehr als ächte Bauernhäuser, auf dem Grunde alter Ueberlieferung gestern und heute erwachsen: — so haben wir hier in der That ein treffendes Seitenstück zur Volkstracht, die städtische Form früherer Jahrhunderte als lebendiges Eigenthum des Volkes fortlebend. Diese Giebel stimmen durchaus zu dem historischen Charakter der Sitten des Glangebiets. Sie sind ein Monument, welches das Bauernthum unbewußt sich selber gesetzt hat.

Solche Anklänge an das Rheinland verschwinden jedoch ganz, sowie wir die eigentlichen Höhen und Hochthäler des Westrich betreten. Der malerischen Naturfarbe des Sandsteines macht die weiße Tünche der Holz- und Lehmwand Platz, dem Ziegeldach nicht selten das Stroh- und Ginsterdach.

Doch sind diese schon ein Wahrzeichen der Armuth. Leute, die hunderttausend Gulden schwer sind, wohnen in der Pfalz nicht mehr, wie im deutschen Norden, unter Strohdächern; und Kirchen und andere öffentliche Gebäude mit Stroh zu decken, würde selbst der ärmste Westricher für eine Barbarei halten. So rauh seine Berge sind, ahnt er doch kaum, daß es auch in Deutschland arme Kirchlein gibt, die man mit Stroh deckt, damit der kleinen Gemeinde nicht Nasen und Ohren erfrieren, und kleine Kirchen, worin man verschiedene Kanzeln aufstellt, damit der Pfarrer wechseln kann, je nachdem der Wind bläst. Vielleicht schmeichelt es dem wirthschaftlichen Stolze der Pfälzer zu wissen, daß Schindeldächer in ihrem Lande fast gar nicht mehr existiren, und daß etwa auf 60 Ziegel- und Schieferdächer nur ein einziges Strohdach kommt. Uebrigens ist es social gar nicht so bedenklich Stroh über dem Kopfe zu haben, als unsere Polizeimänner meinen. Eine etwas bedenklichere Form moderner Bedachung wird im Volksmund einer pfälzischen Stadt zugeschrieben, die ich nicht nennen mag. Man behauptet nämlich, die Dächer seyen daselbst statt der Ziegel mit Hypotheken gedeckt.

Dörfer mit Holzbau sind meist unregelmäßiger angelegt als solche mit Steinbau. Es rührt dieß nicht daher, daß der Holzbau an sich besonders zur Unordnung verleitete, sondern weil dergleichen Dörfer in ihrer Grundform überhaupt alterthümlicher sind. Es ist bekannt, wie unordentlich es in den deutschen Städten aussah, als der Holzbau auch bei dem Bürger herrschte. An diesen historischen Trost mag sich denn auch der Westricher halten, dessen Dörfer in der primitiven Unordnung ihrer Anlage allerdings grell abstechen gegen jene

polizeiliche Regelmäßigkeit, wie sie am Ausgange des Mittelalters und im Gefolge des Steinbaues in den vorderpfälzischen Ortschaften aufgekommen zu seyn scheint. Der Vorderpfälzer reiht die Häuser, der Westricher gruppirt sie; jener schließt seinen Hof ab, dieser macht die Straße zu einem Stück Hof; daher gilt es für ein Wahrzeichen des eigentlich hohen und armen Westrich, daß dort der Mist auf der Gasse liegt. In der Vorderpfalz schauen die Häuser mit der Giebelfront nach der Straße, im Westrich mit der Breitseite.

Aber alle diese Unterschiede, in denen eine ganze Welt von weiteren Gegensätzen steckt, werden allmählich vertilgt durch jene weltbezwingenden wirthschaftlichen Erwägungen, die den pfälzischen Häusern schon zum großen Theile das Strohdach abgezogen haben und den Steinbau immer allgemeiner vorschieben auch in die stillsten Thäler. Denn wenn auch zur Zeit noch ein sociales Princip den Schlüssel gibt für die Frage vom bäuerlichen Holz- oder Steinbau, so schließt man doch mit diesem Princip auch hier schon längst nicht mehr alle Thüren auf, und in hundert Jahren wird man vielleicht ebenso überwiegend auf ökonomische Gründe zurückgehen, wie jetzt auf sociale. Die Sitte baut das alte Dorf; das neue baut die cameralistische Fakultät — Nationalökonomie, Finanz und Polizei.

Fünftes Kapitel.

Rock und Kamisol.

I. Zur Doctrin der Volkstracht.

Es ist die fast unbestrittene Meinung, daß in Rheinbayern keine Volkstracht mehr bestehe. Genauere Beobachter werden dann hinzufügen, es seyen allerdings noch Trümmer älterer Volkstrachten vorhanden, die aber von Jahr zu Jahr verschwinden, so daß in wenigen Jahrzehnten in der That gar nichts mehr der Art aufzuspüren seyn dürfte.

Es fragt sich aber: was ist denn eigentlich „Volkstracht?" Ist das Kamisol, der Kittel, ist die Schildmütze und die leinene Hose des pfälzischen Bauern und Tagelöhners nicht auch Volkstracht? Denn die feine Gesellschaft hat doch eine ganz andere Garderobe. Daß jene Kleidungsstücke nicht besonders malerisch in Schnitt und Farbe erscheinen, thut nichts zur Sache; es gibt anderswo Trachten, welche diesen Mangel theilen, ja geradezu häßlich sind, und doch wird sie Jedermann sofort für Volkstrachten erklären.

Man sagt, die Volkstracht ist eine abgelegte städtische Mode, von dem gemeinen Mann zurückbehalten und gefestet. Rietschel hat auf seinem prächtigen Doppelstandbilde Schiller und Goethe in der Tracht ihrer Zeit dargestellt. Betrachten

wir Schiller in seinem langen bürgerlichen Rock von hinten, so steht ein schwäbischer Bauer aus unsern Tagen leibhaftig vor uns. Nimmt man das bekannte Bild Lord Byrons, auf welchem er in kurzer Jacke und weiten Leinenhosen im Phantasiebild eines Matrosen gezeichnet ist, und vergröbert die Formen ein wenig, so wird das Costümbild eines vorderpfälzischen Bauern daraus. Herr Jonathan Oldbuk würde dann den Zusammenhang der pfälzischen Jacken mit einem abgelegten englischen Modecostüm noch auf Jahrhunderte weiter zurückführen, denn Rudolf Agricola, der große Heidelberger Humanist, spricht schon im fünfzehnten Jahrhundert die Befürchtung aus, es möchten sich nun gar auch die „englischen Jacken“ bei uns einbürgern.

Das abgelegte und stereotypirte vornehme Kleid macht also auch nicht an sich die Volkstracht, obgleich umgekehrt allerdings die meisten ächten Volkstrachten abgelegte und stereotypirte städtische Moden sind.

So zwingt uns denn die Frage, ob in der Pfalz überhaupt noch eine Volkstracht bestehe, vorerst den Begriff derselben ganz dogmatisch festzustellen.

Jede wahre Volkstracht ist die Uniform eines Standes oder eines Berufs. Wo alle Bauern, oder alle Fischer, Schiffer, Bergleute, Tagelöhner ꝛc. — gleichviel ob reich oder arm — in dem gleichen standesmäßigen Rock einhergehen, da herrscht Volkstracht. Haben nur die Armen, die Kleinen und Geringen eine solche Standestracht noch beibehalten, dann ist sie schon keine vollgültige Volkstracht. Es sind nur noch Trümmer einer solchen, die bald ganz verschwinden werden, denn Niemand trägt gern die Livree der Armuth. So lange in

den Städten Stand und Beruf noch körperschaftlich abgeschlossen war, gab es auch städtische Volkstrachten; wo gegenwärtig das Stadtvolk noch als eine eigene sociale Gruppe den Landleuten gegenüber steht, da wird man wenigstens von Herrenkleid und Bauernkleid im Sinne einer Volkstracht reden können; wo aber selbst dieser allgemeinste sociale Unterschied ausgeebnet ist, da existirt auch keine Volkstracht mehr. Darum ist das Studium der Volkstrachten mehr als eine bloße Antiquitäten- und Kuriositätenkrämerei, mehr auch als eine blos ästhetische Untersuchung: es verknüpft sich untrennbar mit der socialen Volkskunde. Wenn conservative Staatsmänner die Volkstrachten erhalten sehen möchten, so ist dieser Wunsch ein sehr natürlicher: er setzt die Bewahrung des *ständischen* Geistes im Volke voraus. Die Volkstracht künstlich erhalten, während man das Standesbewußtseyn zerstört, ist eine eitle und widersinnige Spielerei, nicht minder wie wenn man Volkstrachten neu wieder einführen wollte, ohne daß vorher die Stände neu sich geschieden und abgeschlossen hätten.

Aber die Standestracht allein macht doch auch noch keine Volkstracht; denn sonst würden die Uniformen von Beamten und Soldaten am Ende auch zu Volkstrachten werden. *Die Standestracht muß einer örtlich begrenzten Volksgruppe eigenthümlich, und auf dem Wege der Sitte allmählich und dem Einzelnen unbewußt erwachsen seyn.* Sie hat darum den gleichen idealen Werth wie die Sitte, ja sie ist selbst nur eine Aeußerung derselben; sie läßt sich so wenig machen wie diese, und wenn die ältesten Sitten das Vorurtheil für sich haben, die besten zu seyn, dann sind auch die Volkstrachten meist ein

um so kräftigeres Zeugniß der materiellen und sittlichen Gediegenheit eines Volkes, je älter sie sind. So ist also die Volkstracht nichts Launenhaftes und Willkürliches, keine Mode. Aus zwei Factoren ist sie vielmehr nothwendig und organisch hervorgewachsen: aus dem örtlichen Bedürfniß und dem historischen Volkscharakter. Wie die kunstgeschichtliche Untersuchung der alten Bauwerke eines Gaues eine Lichtspiegelung zurückwirft auf das örtliche Volksleben, so und noch mehr die Würdigung der Volkstracht. Jede wahre Volkstracht, auch die ästhetisch unschöne, auch die scheinbar unzweckmäßige ist dem gebildeten Geiste anziehend, weil sie charakteristisch, weil sie ein Stück von dem organischen Leben des Volkes ist, das Symbol der Landesnatur und zugleich der Volksnatur und Volksgeschichte.

II. Sociale Voraussetzungen.

Untersuchen wir nun nach diesen Voraussetzungen die Volkstracht der Pfalz.

Eine klare örtliche Gruppirung der wirthschaftlichen Berufe gibt es in der Pfalz nicht. Das ganze Land ist vorwiegend ein ackerbautreibendes, allein das Kleingewerbe kreuzt und verbindet sich überall mit dem Landbau, Tausende von Handwerkern sind zugleich Bauern, Tausende von Bauern zugleich Tagelöhner, kleine Handelsleute und Fabrikarbeiter; dazu taucht jetzt auch die große Industrie in allen Winkeln des Kreises auf. Sie ist aber noch zu jung, um neue Volkssitten

zu zeugen, während das Kleingewerbe in Sitte und Tracht zeugungsunfähig geworden ist aus Altersschwäche. Hier fehlt also der Boden für ächte Volkstracht; denn diese fordert eine sociale Gliederung der Berufe, welche sich zugleich in örtlich wohl begrenzten Gruppen darstellt. Man muß ständische Grenzlinien auf der Landkarte zeichnen können, wo man vollgültige Volkstracht finden will.

Auch die Stufenreihe der „ächten Stände“ ist an sich sehr klein in der Pfalz und wenig farbenreich. Eine ganze Aristokratie ist so gut wie gar nicht vorhanden, ein ausgeprägtes Städtebürgerthum, welches immer größere und reine Städte voraussetzt, ebensowenig, ja selbst die reinen Bauerndörfer sind dünn gesät. Die geringeren Ortschaften herbergen meist eine Mischung von Bauern und Proletariern, die reicheren von Bauern und bürgerlichen Oekonomen. Ein solcher Zustand widerstreitet abermals einer örtlich standesmäßigen Volkstracht.

Die Scheidung von Stadt und Land ist hier bekanntlich so stark verwischt wie nur irgendwo in Deutschland. In der Vorderpfalz sind die größeren Dörfer städtisch; im Westrich dagegen unterscheiden sich zahlreiche kleine Städte nur dem Namen nach vom wirklichen Dorf. Und nicht blos in socialer und wirthschaftlicher Beziehung, sondern auch in politischer, in der Gemeindeverfassung, ist Dorf und Stadt nur noch ganz äußerlich abgegrenzt. Daß an eine durchgreifende ländliche Tracht hierbei nicht zu denken ist, habe ich oben schon angedeutet. Aber selbst im Nivellement der städtischen Mode konnte man auch nicht einmal folgerecht verfahren.

Es gibt keine Stadt der bayerischen Pfalz, die in Sachen

der Mode tonangebend wäre für das ganze Land. In der Nachbarschaft gelten Mannheim und Karlsruhe als Städte, wo man sich besonders „geschmackvoll“ kleidet, d. h. die Pariser Moden rasch, gewandt und luxuriös nachahmt, und Kenner behaupten, daß diese Städte hierin selbst ihren nächstliegenden Nebenbuhlerinnen Mainz und Frankfurt voranständen. Mannheim ist ein Handelsmittelpunkt, Karlsruhe hat seinen Hof, seine Aristokratie des Adels und der Beamten. Unsere Pfalz besitzt keine ähnliche Stadt. Sie besitzt nicht einmal einen irgendwie maßgebenden, auch nur im Punkte der feinen Sitte und des Luxus entscheidenden Landadel. Den höchsten Glanz und Prunk sieht man in den palastartigen Villen der reichen bürgerlichen Weinproducenten vor der Hart und bei einigen großen Industriellen, die aber doch wieder zusammen eine viel zu kleine Gruppe bilden, um für die städtische Mode im Ganzen bestimmend zu wirken.

Also auch hier werden wir wieder recht lebhaft daran erinnert, daß wir uns mitten im individualisirten Deutschland befinden. Die großen Städte haben anderwärts allerdings die Volkstracht in dem nächstliegenden Kreis des platten Landes aufgelöst, sie haben aber doch wenigstens eine Centralisirung anderer Art geschaffen: das einheitliche Regiment städtischer Moden für die Stadt. In der Pfalz ragt dagegen das ländliche Kamisol noch mächtig in die Stadt herein. Während in norddeutschen Städten die Schusterjungen bereits Sonntags einen Cylinderhut tragen, ringt hier auch in den vornehmsten Kreisen der Städtebevölkerung die Schirmkappe noch mit dem Hut; selbst die Zwingherrschaft des Frackes ist noch keineswegs so unbestritten wie anderwärts, und in mancher pfälzischen

Kleinstadt kann man noch im Oberrock auf den Casinoball zum Tanze gehen. Auch glänzende Civil- und Militäruniformen werden nicht sonderlich bewundert. Der Pfälzer scheut und verspottet im Gegentheil alles besonders Auffallende in der Tracht und wenn es auch noch so schön und prächtig wäre. Wer in irgend einem fremdartigen Kleid durch die Straßen der Städte und Dörfer geht, der wird gewiß von ganzen Schwärmen von Gassenbuben verfolgt und verhöhnt werden, und auch die Alten rufen sich hinter seinem Rücken spöttische Glossen zu. Es sitzt hier ein gewisser nordamerikanischer Zug im Volkscharakter. Man will keine ausgeprägten Volkssitten, und sagt, Jeder solle leben und sich kleiden, wie es ihm behage. Aber im Widerspruch damit zieht man wieder eine negative Schranke dieser Befreiung von einer allgemeinen Sitte. Es kann sich ein Jeder arm, farblos, charakterlos kleiden und Niemand wird ihn schief darum ansehen; hier herrscht in der That Freiheit. Aber sowie Einer wagt, ein originelles, charakteristisches oder gar ein prunkendes Kleid anzulegen, verfällt er der Lynchjustiz des öffentlichen Spottes.

Das ist der Despotismus demokratischer Freiheit im Gegensatz zur Freiheit an sich, die jedem Narren seine Kappe läßt.

Stutzerhaftes Wesen, Modesucht und Kleiderluxus kann demgemäß auch sicher in keiner pfälzischen Stadt als ein allgemeiner, herrschender Zug des Volkscharakters bezeichnet werden. Modesucht wird sich überhaupt nur höchst selten in einer Gegend finden, wo das Dorf und die Landstadt den socialen Grundton angibt. Wie der Pfälzer bei aller Humanität und Freundlichkeit doch sehr wenig ceremoniös in seinen äußeren Manieren ist und — pfälzisch zu reden — „nicht viele Compli-

mente für einen Kreuzer gibt," so ist er auch in seiner Kleidung bürgerlich schlicht. Auch der bescheidenste Rock schließt hier noch nicht den anständigen Mann aus, und ich bin in den pfälzischen Städten meiner bequemen Mütze und meiner zottigen Kochlerjoppe wieder recht froh geworden, während man in Leipzig und Berlin und auch in gar manche kleine norddeutsche Stadt in solchem Kostüm nicht einziehen kann, ohne von der Thorwache um das Wanderbuch angegangen zu werden, von der Unmöglichkeit des Besuches bei feineren Leuten ganz zu schweigen, — daß es Noth thäte, man packte gleich einen Koffer und eine Hutschachtel auf den Rücken, wenn man zu Fuß nach dem Norden gehen will.

Mit alledem ist jedoch gar nicht geläugnet, daß nicht in einem anderen Sinne Luxus und Modesucht in der Pfalz ebensogut herrsche wie überall in Mitteldeutschland. Der Geringe will es dem Vornehmen gleichthun im Putz, der Knecht dem Herrn. Das Kleid soll keinen Standesunterschied mehr kenntlich machen. Aber da die Vornehmen selber hier vergleichsweise einen einfachen Rock lieben, so ist diese aus socialer Tendenz quellende Modesucht, wenn auch in ihrem Grunde so gut und schlecht wie anderswo, doch in ihren Folgen und in der äußeren Erscheinung lange nicht so auffallend und verderblich.

In der mittelalterlichen Glanzzeit dieser Rheinlande mag es anders gewesen seyn und Kleiderprunk hier üppig geherrscht haben. Damals waren aber auch die jetzt so tief herabgestiegenen Rheinstädte Worms und Speyer großstädtische Mittelpunkte höfischen und ritterlichen Lebens, die einen Weltnamen führten.

Eine originelle und feste Volkstracht der Bauern setzt wie das entschiedene Herrschen modischer Eleganz in den Städten

einen gewissen Aristokratismus voraus. Die Schlichtheit und Farblosigkeit des bäuerlichen und bürgerlichen Kleides der Pfälzer, obgleich nach ihrer Wirkung und socialen Bedeutung so grundverschieden, ruht doch auf demselben Grunde des demokratischen, rationalistischen, der Kunst nur wenig zuneigenden Zuges im Volkscharakter dieser rheinischen Gaue.

Aber wie die Pfalz Proben und Trümmer von allen möglichen Entwickelungen deutschen Volksthums auf bunter Musterkarte zeigt, so sind auch noch genug versteckte Spuren des im Kleiderluxus einer stätigen Volkstracht sich bekundenden Bauern-Aristokratismus hier aufzudecken. Es halten z. B. die Bewohner von Neuburg am Rhein noch trutzig an ihren schweren blauen Linnenhosen fest, zu denen sie das Zeug aus dem überrheinischen Rastatt beziehen, man möchte glauben nach einer Tradition der Urväter, die ja auf dem rechten Ufer wohnten, während das Dorf jetzt auf das linke geschoben ist. Im nordwestlichen Grenzwinkel zwischen Nahe und Glan zeigt es den wohlhabenden Bauern an, daß er schönes, schweres Weißzeug in übertriebener Fülle besitzt. Ganz entgegen der sonstigen wirthschaftlichen Klugheit der Pfälzer läßt er ein wahres Kapital in Leinwand todt in der Kiste ruhen; 60 bis 100 Hemden sind der Stolz eines reichen Bauern, und er zeigt dieses Hausarchiv von Leibwäsche dem Fremden mit demselben schmunzelnden Behagen, wie ein Gelehrter seine stattliche Bibliothek. Zur Ernte zieht er das beste Weißzeug an, so daß die heißesten Arbeitstage diesem ökonomischen Volke gleich wie das höchste Fest erscheinen. Die besseren pfälzischen Bauern halten überhaupt weit mehr als ihre meisten mitteldeutschen Nachbarn auf ein blendend weißes Stück Leinwand

am Leibe. Schon die Neigung des Vorderpfälzers, gestärkte Vatermörder aus der Halsbinde hervorzuzupfen, bestätigt dies, und die schneeweißen Kopftücher der arbeitenden Bäuerinnen in den wohlhabenderen Strichen geben ein fröhliches Bild von Reinlichkeitssinn und einfachem Geschmack. Die weißen Manschetten, schon im achtzehnten Jahrhundert das allgemeinste, aber auch niedrigste Zeichen der Eleganz, sind bei den pfälzischen Bauern heute noch sprüchwörtlich zur Bezeichnung eines stutzerhaften Mannes, ein modesüchtiger Bauer ist ein „Manschettenbauer;" „Manschetten machen" heißt sich zieren und sperren, spröde und vornehm thun, und wer sich vor Jemanden fürchtet, der „hat Manschetten" vor dem Manne.

Und hiermit bin ich denn übergegangen von meinen allgemeinen dogmatischen Erörterungen über Volkstracht zum Aufsuchen der Trümmer alter städtischer und örtlicher Kleidung, vielleicht auch der Ansätze zu einem neuen bayerisch-rheinpfälzischen Costüm. Ich will jene Trümmer zuerst im Einzelnen vorführen, und man wird dann sehen, daß es mit denselben nach zwei Seiten principiell eine eigene Bewandtniß hat.

III. Nebelstecher und Nebelkappe.

Schon in der oberen Vorderpfalz, in der Gegend von Bergzabern und Landau begegnet uns da und dort ein altes Männlein mit einem abgetragenen altmodischen Schlapphut. Der Kopf des Hutes ist rund und der breite runde Rand unaufgeschlagen. Steht der letztere aber zu beiden Seiten in

zwei mächtigen Krämpen empor, dann avancirt der bescheidene Rundhut zum kühnen „Nebelspalter,“ oder er wird gar mit drei Krämpen zum majestätisch vornehmen „Dreimaster.“ Jenen zweikrämpigen Nebelspalter nennt der Ueberrheiner auch „Seeweck,“ und die Gelehrten streiten, ob nicht vielmehr „Sehwegg“ zu schreiben sey, das ist: Sieh weg! gleich als ob man vor der genialen Kühnheit dieses Hutes nicht einmal mit dem Blicke Stich halten könne. Alle drei Formen irren noch umher in der Pfalz, ohne rechte feste Heimath, von der Jugend verachtet, auch von den reichen Alten selten mehr in Ehren gehalten, daher es fast zur pfälzischen Lokalfarbe dieses pompösen Hutes gehört, daß er abgegriffen ist in der Wolle und da und dort den Fettglanz der Fingergriffe etlicher Jahrzehnte spiegelt. Rußige Kohlenfuhrleute sieht man wohl noch mit dem Rundhute, wie ihn der pfälzische Bauer schon im sechzehnten Jahrhundert getragen hat. Und wie das heutige Geschlecht den ehrwürdigen Dreimaster verspottet, so thaten unsere Großväter in der Pfalz mit dem runden Hut, der ihnen neben dem damals modischen dreieckigen als die Maske der Armuth und altfränkischen Verstocktheit erschien. Der „Stoffel Rundhut“ war sprüchwörtlich die Charakterfigur eines beschränkten Tölpels. Mit den Kohlenfuhrleuten sind es dann wohl auch Westricher Holzbauern und arme bäuerliche Tagelöhner, mit Sämereien hausirend, welche jene alten Hutformen aus den abgelegenen Thälern des Gebirgs noch häufig mitbringen in die Ebene. Und da kann man dann auch neben den mageren Karrengäulen lumpigte kleine Buben barfuß einherlaufen sehen, den Kopf gleichfalls mit einem großen Dreimaster bedeckt, wie derselbe einst der Paradehut bei Hof und

im Salon gewesen. In des barfüßigen Buben Hut ist vielleicht der Großvater zur Confirmation gegangen; aber nicht aus Conservatismus, sondern aus Armuth hat er sich bis zum dritten Geschlecht in der Familie erhalten.

Von den Spitzen dieses heruntergekommenen Zwei- oder Dreimasters eröffnet sich uns eine weite ethnographische Fernsicht. Wir sehen denselben Hut im badischen Oberland und im Elsaß, wir finden ihn in der Schweiz und in Württemberg wieder. Nordwärts dagegen, am Niederrhein, ja schon im Rhein- und Mainfrankenlande verschwindet die Form; höchstens tritt der kleine, runde schäferliche Hut des siebzehnten Jahrhunderts an ihre Stelle. In dem breitrandrigen, im Geschmack von Rococo und Zopf verschiedentlich aufgekrämpten Hut, haben wir also jetzt eine entschieden schwäbisch-alemannische Volkstracht. Im Süden der Pfalz, an der elsäßischen Grenze, wo alemannisches Volksthum am wenigsten von fränkischem aufgesogen wurde, ist auch für unser Land der Hauptfundort jener schwäbischen Hüte.

Die ethnographische Zweitheilung der größeren westlichen Hälfte Süddeutschlands in ein Gebiet des alemannisch-suevischen und des bayerischen Volksstammes stellt sich aber auch noch weiter im Hute dar. In Altbayern endet das Reich des schwäbischen Dreimasters und Nebelstechers, und es beginnt der hohe, spitze Hut, wie er im sechzehnten Jahrhundert bis hinüber zum dreißigjährigen Kriege Herrenmode war, und pflanzt sein Regiment mit so manch anderem bayerischem Stammeszug in das österreichische Alpenland fort. Je näher dem Hochgebirg, um so höher, spitzer und schmalrandiger wird seltsamerweise dieser Hut, je tiefer dagegen nordwestwärts in die Ebene, um so

flacher und breitrandiger, so daß bei den bayerischen Schwaben schon ein Uebergang vermittelt ist zur Urform des schwäbischen Rundhuts. So trägt also der Altbayer den Hut des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, der Sueve und Alemanne des siebzehnten und achtzehnten, während der Rheinfranke mit Schirmkappe und Cylinderhut schon ganz im neunzehnten steht. Genau derselben Stufenleiter folgt auch der allgemeine sociale Conservatismus bei diesen drei Stämmen. Die Pfalz ist auch in Sachen der Kopfbedeckung das Land, wo Trümmer alemannischen und fränkischen Volksthums regellos durcheinander liegen. Und zwar gehört hier wie in tausend anderen Dingen den Alemannen die alte Zeit, den Franken die neue.

Was altmodisch ist, nennt man am Rhein „altfränkisch“ und schon Hugo von Trimberg hat dieses Wort in den schönen Versen erläutert:

„Man spricht gern, swenn man lobet heute,
er sei der alten frenkischen leute,
die waren einveltlich getreu gewere,
wolte got daz ich alsam were.“

Aber das Wort hat gewiß nur seinen Sinn, wenn man die Franken für sich allein nimmt, und so die Alten mit den Neuen vergleicht, nicht aber, wenn man andere deutsche Stämme vergleichend daneben stellt. Denn die Franken haben sich im Gegentheil seit den ältesten Zeiten ausgezeichnet durch ihre Beweglichkeit und Bildsamkeit und durch die Lust Fremdes dem Heimischen zu verschmelzen.

Noch klarer spiegelt sich jene schwäbisch-bayerische Theilung Süddeutschlands in den Weiberhauben. Wo in der Vorderpfalz die Nebelspalter, Rundhüte und Dreimaster noch

vereinzelt auftauchen, da wuchern bei den Frauen die weißen Nebelkappen noch weit üppiger, nette Hauben, die gleich der runden Lederkappe der Kaminfeger glatt um den Kopf liegen, indeß hinten, bald hoch bald niedrig, ein gesteift und gefältelt emporstehender beutelartiger Aufsatz sich erhebt, welcher der Haube fast ein helmartiges Profil gibt. Die Grundform geht durch ganz Schwaben und Alemannien. Der hintere Aufbau nimmt fast in jedem Gau eine andere Gestalt an; Bänder kommen dazu, hinten und vorn; große, weitabstehende Fledermausflügel flankiren im badischen Oberland die kunstreiche Kopfarchitektur; die Farbe wechselt; aber der Hauptplan, das Princip bleibt.

Diese züchtige Nebelkappe behauptet noch ein viel weiteres Reich wie der Dreimaster. Sie geht nordwärts bis zur ehemaligen Niedergrafschaft Katzenellenbogen, wo, im sogenannten „blauen Ländchen," der hintere Aufbau noch einmal groß und breit wie ein Fächer sich erhebt, um dann am Niederrhein ganz zusammenzufallen. Gegen Osten sind selbst die hohen thüringischen Hauben bloße Varietäten oder richtiger ältere Vorläuferinnen der schwäbisch-alemannischen Sippschaft der Nebelkappen. Am Lech dagegen kommt eine ganz andere Grundform der Hauben. Hier im Bayerlande finden wir die runden Ottermützen, die Dachauer Hauben mit dem kleinen Stirnschleier und mancherlei andere großentheils mittelalterliche Haubengebilde, die von der pfälzischen Nebelkappe sämmtlich weit abweichen. Höchstens sind die mit einem Aufsatz gleich den Kronen der Muttergottesbilder geschmückten sogenannten Regina-Hauben gleichen Stammes mit der Nebelkappe. Dagegen steht die vornehmste und vor allen charakteristisch bayerische Haube, die Riegelhaube zur Nebelkappe in

so geradem und grundsätzlichem Gegensatz wie nur je der hitzigste Pfälzer zum dicksten Altbayern. Denn das Originalmotiv der Nebelkappe liegt in dem gesteiften Kammfutteral, welches helmartig nach oben aufsteigt; die Riegelhaube dagegen ist im Grunde ein weiblicher Haarbeutel, der sich zweizipfelig nach hinten absenkt. Die Nebelkappe strebt gegen die Stirn und läßt häufig ganze Lockenbündel frei zum Nacken niederquellen; die Riegelhaube läßt den Vorderkopf frei und hängt selber vielmehr im Nacken. Die schönsten pfälzischen Nebelkappen sind zugleich die bescheidensten und einfachsten, sie glänzen durch ihre blüthenweiße Farbe, durch ihre feine Fältelung, durch ihre zierliche Form, durch ihre Schmucklosigkeit ohne Band und Flitter. Die prächtigste Riegelhaube dagegen muß überladen seyn mit Gold- und Silberstickerei. Die pfälzische Nebelkappe hat etwas puritanisch-protestantisches, sie erinnert sogar an holländische Frauentracht; die Riegelhaube ist entschieden katholisch-oberdeutsch. In ihrem Metallglanz ist sie der Stolz ihrer Besitzerin, ein Pracht- und Kabinetsstück, welches man wenigstens noch im Glasschrank den Freunden zeigt, wenn man es abgelegt hat. Die bescheidene pfälzische Nebelkappe dagegen ist verfolgt und befehdet vom Spott des städtischen Pöbels und der Musterreiter, wie von dem Witze des jungen Bauernvolkes. Der eigentlich populärste Name für das nette Häubchen ist — „Saumagen," und das baldige Verschwinden dieser Tracht schon darin geweissagt, daß die magerste und roheste Form der Nebelkappe in schmutzig braunem oder violettem Kattun ausgeführt, eine ganz ordinäre „Betzel," zum durchgreifenden Negligée der Armuth in den proletarischen Dörfern geworden ist. „Die Nebelkappe

aufsetzen," heißt sprüchwörtlich seinen Verstand zugleich in Nebel hüllen; wie unter der männlichen Kopfbedeckung die „Pelzkappe" — (zu Haßloch in der Vorderpfalz bei auch sonst conservativen Bauern noch ein Rest alter Volkstracht) — des gleichen Rufes sich erfreut. Denn wer die Pelzkappe trägt, dem gehen die Gedanken schwer zum Kopfe aus und ein, und wer gar „mit der Pelzkappe geschossen" ist, der ist kurzweg ein vollendeter Esel. Derlei satyrische Redensarten von sämmtlichen alten Volkstrachten charakterisiren den modernen Pfälzer.

Zum Dreimaster oder Nebelspalter gehört von rechtswegen auch der lange bis zu den Knöcheln herabfallende Rock des achtzehnten Jahrhunderts und zur Nebelkappe ein Mieder oder wenigstens eine altmodische Jacke. Man kann aber weit laufen in der Pfalz, bis man ein vollkommenes Ensemble von solcher alter Volkstracht beisammen findet. Denn wie jene Reliquien nur örtlich zerstreut vorkommen, so sind sie auch bei dem, der sie trägt, nur noch Stückwerk. Läuft man aber wirklich weit, recht tief in das Westrich hinein, quer durch das rauhe „Schnapphahnenland," so sieht man doch zuletzt hier und da noch einen ganzen Mann, der auch noch ein leidlich ganzes Costüm trägt. In den stillen abgelegenen Thalgründen nordwestlich von Kaiserslautern gegen Cusel hinüber, in der Westricher alten Welt, gibt es noch manchen Graukopf, der den langschößigen Schwabenrock aus Großvaters Zeit am Sonntage anzieht, und noch ganze Dörfer, wo die Frauen mit einem bunten, vorn mit Schnürnesteln geschlossenen Mieder auf's Feld gehen.

Ueberhaupt ist das Westrich ein wahres Kabinet von allerlei einzelnen alterthümlichen Kleidungsfragmenten, wie

die Vorderpfalz eine nicht minder ansehnliche Karrikaturensammlung neuerdings abgelegter und unpassend zusammengesetzter und dem Bauernrock aufgepfropfter städtischer Moden. Im südlichen Westrich, in der Gegend von Pirmasenz, erblickt man noch häufig die Zipfelmütze, wie sie der Spießbürger des achtzehnten Jahrhunderts trug, wenn er sich's bequem gemacht und die Perücke abgelegt hatte, dieselbe deutsche Schlafmütze, mit welcher der unsterbliche Gluck in den Proben der königlichen Oper in Paris den Herzoginnen und Prinzessinnen ein deutsches Originalbild gab, indem er sie ungenirt über den Kopf zog, während jene verstohlen in den Logen saßen, um seiner erhabenen Musik zu lauschen. Nimmt man zu dieser Zipfelmütze den in derselben Gegend des Westrich stark verbreiteten lothringischen blauen Kittel und die Holzschuhe, dann kommt wiederum eine einheitliche nordfranzösische Bauerntracht heraus.

IV. Die Volkstracht als Fest- oder Werktagskleid.

So mag man noch mancherlei Trümmer alter Volkstracht aufspüren, obgleich oft heute schon verschwunden ist, was man gestern noch gefunden hat. Ethnographisch ungleich wichtiger erscheint aber eine andere Untersuchung, die uns das Eigenthümliche pfälzischer Kleidersitte erst in das rechte Licht stellen wird. Es ist die Entscheidung der Frage, zu welcher Zeit, ob am Festtag oder Werktag der gemeine Mann hier zu Land noch den Rest eines standesmäßig unterscheidenden Kleides trägt?

Ich sagte schon oben, daß in etlichen tüchtigen Dörfern an Nahe und Glan die Ernte als das wahre Bauernfest angesehen und das beste Weißzeug zur Ernte angelegt wird. So muß man überhaupt in der Pfalz und namentlich in der Vorderpfalz, die im Rufe steht, gar keine Volkstracht mehr zu besitzen, am Werktag hinaus auf's Feld gehen, in den Wald, in den Weinberg, nicht aber Sonntags zur Kirche oder in das Festgewühl einer Kirmeß, um zu entdecken, daß die Pfälzer in der That noch so etwas wie eine Volkstracht haben.

Ich erinnere noch einmal an die Holzschuhe, die im oberen Land gegen das Elsaß zu auch der reiche Bauer werktags nicht verschmäht. Fragt man ihn aber am Sonntage, ob er auch Holzschuhe trage, so wird er es mit einem Blick auf seine blank gewichsten Stiefeln vielleicht nur kleinlaut bejahen und mit Umschweifen, mit einem Vorwort, worin er auseinander setzt, wie gar nützlich doch Holzschuhe seyen, wenn man im Mist arbeite oder in der nassen Wiese, — etwa wie wenn ein vornehmer Herr, der sich schämt keine Equipage zu besitzen, die Zuträglichkeit des Fußgehens für den Unterleib herausstreicht. So begegnet man dem großen Bauern, wenn er in Geschäften über Land geht, wohl auch noch im blauen Kittel. Denn dieser Kittel ist hier recht eigentlich das Reise- und Fuhrmannskleid, dazu die Uniform der Metzger, die auf den Viehhandel und der Juden, die auf den Viehmarkt wandern. Als festliche Tracht wird er von dem wohlhabenderen Bauern gewiß nicht mehr angesehen. Und doch ist dieser hemdartige Kittel sicherlich die älteste Form eines männlichen Obergewandes, die wir in Deutschland überhaupt noch besitzen.

Am Werktage wird man auch inne werden, daß Barfußgehen in der Pfalz keineswegs (wie in Oberdeutschland) an sich die bittere Armuth bekundet. Männer und Weiber und Kinder, die sehr wohl Schuhe aufzuwenden haben, laufen im Sommer noch „bärwes“ aus purer Sparsamkeit und ungenirter Bequemlichkeitsliebe. Die Kinder setzen wohl gar eine Renommage darein, barfuß durch dick und dünn zu steigen, während in Altbayern gegentheils schon der zwölfjährige Bube in wahren Postillonsstiefeln stolzirt.

Vor allem aber glänzen die pfälzischen Bäuerinnen bei der Feldarbeit noch in ihren weißen Kopftüchern, die sie nach Art der vornehmen Matronen und mancher Ordensschwestern des Mittelalters kleidsam über den Kopf schlagen, indeß ein breiter dreieckiger Zipfel zum Rücken niederhängt. Dieser einfachste Kopfputz hat unstreitig mit deßhalb so lange Stand gehalten, weil er von einer ökonomischen Sitte gefordert wird, von der Sitte der Weiber, die schwersten Lasten auf dem Kopfe zu tragen. Die Altbayern, welche es nicht lieben, den Kopf zu belasten, würden staunen, wenn sie die Heu- und Kleebündel, die Aepfelkörbe und Kartoffelsäcke sähen, welche eine hochwüchsige Vorderpfälzerin leicht, ausdauernd und sogar graziös stundenweit auf dem Kopfe trägt. Schon die Kinder bekommen ihr kleines Bündlein auf den Kopf geladen, und manchmal machen die Alten ihre Last so umfangreich, daß sie einen Strick zu Hülfe nehmen müssen, der um dieselbe geschlungen, mit seinen beiden Enden zu den Händen der Trägerin niederläuft und es ihr so nur ermöglicht, die überschwere Bürde im Gleichgewicht zu halten.

Zu dem Kopftuch gesellt sich dann noch die kurze Joppe

oder das Mieder, welche beide die Arme freilassen, so daß hier der weite nur bis zum Ellbogen reichende Hemdärmel und dann der nackte Unterarm malerisch hervortritt, ferner das kreuzweis über die Brust geschlagene Halstuch und die breite große Schürze. Das alles macht zusammen eine wirklich schöne und charakteristische Volkstracht. Sowie aber der Sonntag kommt, verschwindet dieselbe fast durchweg, um modern altmodischen garnirten Hauben, modern altmodischen Kleidertaillen, dem langen „Schmiesklêd“ mit Aermeln und Oberleib, und Shawls und Echarpen und „Schärfchen“ dazu Platz zu machen. Ich sage modern altmodisch, denn bei allem Fortschritt ist auch der städtische Modeputz der Bauern doch immer wenigstens um ein Jahrzehent hinter der städtischen Mode der feinen Welt zurück.

Ganz besonders aber wird man am Werktage inne, daß das kurze Wams, das Kamisol und die Schirmkappe charakteristische Kleidungsstücke der Pfälzer sind. Dem Sonntag gehört der Rock; das Kamisol ist das allgemeinste Arbeitskleid. Darum hält es der Pfälzer auch so hoch, wie er alles hoch hält, was mit der Wirthschaft zusammenhängt; denn er weiß, daß er in manchem Stück von anderen deutschen Stämmen übertroffen wird, aber im Fleiß von keinem. Wen man recht von Grund aus liebt, den liebt man „aus Rock und Kamisol,“ und wen man recht von Grund aus prügeln will, den prügelt man „aus Rock und Kamisol“ — im Fest- und Arbeitskleid. Für sein Kamisol hat der Pfälzer fast eine sprüchwörtliche Zärtlichkeit, wie den sprüchwörtlichen Spott für beinahe jedes andere auszeichnende Kleid. Was ihm treu bleibt mit mehr als Hundetreue, das ist ihm treu wie sein Kamisol, und der rheinische

Student weiß für den Haus- und Stubengenossen keinen traulicheren Namen, als daß er ihn sein Kamisol nennt.

So hätten wir also doch etwas wie eine pfälzische Volkstracht, ein Stück von einem örtlichen, auf dem Weg der Sitte eingebürgerten Standeskleid, und es ergeht den Pfälzern am Ende wie Moliere's bourgeois gentilhomme, der länger als vierzig Jahre in Prosa gesprochen hatte, ohne es selber zu wissen, und voller Staunen ausruft: „Quoi! quand je dis, Nicole, apportez-moi mes pantoufles, et me donnez mon bonnet de nuit, c'est de la prose?“

Als Hauptresultat muß dieß betont werden, daß die Spuren der allgemeinen Volkstracht in der Pfalz nicht beim Festkleid, sondern beim Werktagskleid zu suchen sind. Darum fehlt der aristokratische Stolz auf die Volkstracht. Oertlich abgeschlossene, social streng conservative Bauerschaften tragen ihren Original-Rock als Prunk- und Festkleid. Wo der Bauer dagegen nur am Werktage noch seinen besonderen Rock anzieht, am Sonntage aber städtische Moden nachahmt, da wird man jene Werktagstracht zwar auch noch Volkstracht nennen können; — denn um noch einmal mit Moliere zu reden, „ce qui n'est point prose est vers, et tout ce qui n'est point vers est prose,“ und Prosa ist das pfälzische Kamisol allerdings — aber die volle sociale Bedeutung einer ächten Volkstracht hat es doch nicht. Der Stolz des Bauern auf seinen Gau und seinen Stand, die treue Anhänglichkeit an das überlieferte Volks- und Hausgeschichtliche steckt nicht in diesem Kamisol. Es ist nicht ein Zeugniß des bäuerlichen Conservatismus. Eine Volkstracht, die blos dem Werktage dient, kann immer

nur eine trümmerhafte seyn; sie geht ihrer völligen Auflösung entgegen. Denn gerade vom Festkleid, vom Hofkleid aus, verbreitet sich die Ausebnung der Sitte über die ganze gebildete Welt; aber auch beim Festkleid der Bauern und nur bei diesem steht sie still. Eine Volkstracht, die lediglich aus Gründen der äußeren Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit fortvegetirt, zehrt bereits am Gnadenbrod. So entspricht den Zeiten, für welche ein Bauernvolk seine auszeichnende Tracht bestimmt, geradezu die sociale Geltung der Tracht.

Wir erhalten hier drei Stufen, und der sociale Conservatismus steigt mit jeder derselben um einen Schritt tiefer herab: Volkstrachten, welche für Werk- und Festtag gelten; Volkstrachten, welche vorwiegend nur am Festtag und solche, welche vorwiegend nur am Werktag angelegt werden.

Das eigentliche Motiv der vorderpfälzischen Werktags-Volkstracht ist nicht Prunksucht, nicht Bauernstolz, nicht Bauernzähigkeit und auch nicht ein dunkler Drang des Schönheitssinnes, sondern lediglich die Liebe des Pfälzers zum Praktischen, Bequemen und Wohlfeilen. Darum hält er im Acker und im Stall sein Kamisol so werth, seinen Kittel auf der Reise, seine Holzschuhe im Mist, seinen Tuchrock am Sonntage, wo er sich's warm und wohl seyn lassen will, seine Schirmkappe aber immer und überall. Auch in der allgemeinen Culturgeschichte tritt der Ahnherr des pfälzischen Kamisols, das mittelaltrige Wams da auf, wo man sich's frei und bequem zu machen beginnt. Zu der alten schweren Rüstung und dem zweihandigen Schwert gehörte noch der lange Rock; mit den leichteren Waffen, mit der beweglicheren soldatischen und geistigen Entwicklung wird er vom Wams

verdrängt. Der beweglichste deutsche Volksstamm muß sich uns nothwendig im Kamisol präsentiren. Das ist der Zug von Freiheit und Nothwendigkeit, der durch die ganze Culturgeschichte geht bis hinab zu den Wämsern und Mützen.

Der steife Cylinderhut konnte trotz allem Servilismus und die malerischen Schlapphüte der Revolution von 1848 trotz aller Freiheitsbegeisterung nicht recht aufkommen in der Pfalz gegen die neutralen Kappen, weil jene Hüte unbequemer waren. Dagegen haben die Musterreiter hier überall sicheres Spiel gehabt mit ihrer Propaganda für leichte, wohlfeile Stoffe statt der schweren, theuren altmodischen, die im Ankauf hoch zu stehen kamen, dafür aber auch ein halbes Leben aushielten. Denn der Pfälzer kann rechnen. Er weiß, daß es vortheilhafter ist, in zwanzig Jahren fünfmal zehn Gulden auszugeben für fünf leichte Kleider, als fünfzig Gulden auf einmal für einen schweren Rock, der zwanzig Jahre hält. Den socialen Segen eines stätigen, wohl gar erblichen Kleides zieht er freilich nicht mit in den Calcül. Am wenigsten begreift er vollends, wie man blos um der altväterlichen Ueberlieferung willen wohl gar eine unbequeme und ungesunde Tracht — nach Art der Dachauerinnen — standhaft festhalten könne.

Fragt Ihr ihn nach der Volkstracht seines Gaues, so erwidert er mit Stolz, daß es eigentlich keine gebe, daß sich in der Pfalz vielmehr Jeder kleide, wie es ihm bequem und billig dünke. Es ist ihm dies ein Wahrzeichen der durchgreifenden Klugheit und Aufklärung seiner Landsleute, des lebendigen Sinnes für jene individuelle Freiheit, die sich stützt auf den Grund wirthschaftlichen Mutterwitzes und einer durch keine sociale Doctrin, durch keine Schönheits-

schwärmerei beirrten nüchternen Verständigkeit. Es ist derselbe Geist der individuellen Selbstbestimmung, der in der Pfalz keine geschlossenen Erbgüter und keine volle Volkstracht aufkommen läßt. Aber wie die Bauern auf der Sickinger Höhe nahezu geschlossene Erbgüter haben, ohne es zu wissen und zu wollen, so haben die Pfälzer auch nahezu eine Volkstracht wider willen.

Der Pfälzer will sich nicht reich kleiden, dazu ist er zu ökonomisch; nicht absonderlich, denn er will kein Hanswurst seyn; aber auch nicht arm, denn wo wäre Reichthum höher gewerthet, als hier? nicht gemein, denn jeder Pfälzer kommt eigentlich schon als ein vornehmer Mann auf die Welt. Darum erzählt er mit Stolz, daß in der ganzen Pfalz wenig bessere Bauern leben, die nicht für den Sonntag ein Tuchkleid besitzen, darum fügt er die Vatermörder zum Kamisol und hält den vornehmen Backenbart bei übrigens glatt rasirtem Gesicht als seine nationale Bartform fest. Der Schnurrbart ist dem pfälzischen Bauern zu militärisch, zu altbayerisch, zu beamtenhaft; der Vollbart mag dem liberalen Städter gefallen, dem Bauern aber ist er trotz aller Freiheitssymbolik nicht fein und vornehm genug.

„E Schnauzer un e' Gêsebart
Das steht jo miserawel!"

wie Schandein singt.

So hat der Pfälzer keine Volkstracht und hat doch eine, und obgleich sein Kamisol das unscheinbarste ist unter den nationalen deutschen Kleidermustern, so zeichnet es doch den ganzen Pfälzer; es ist ein Werktagskleid und doch ein Ehrenkleid, denn es ist gerade der rechte Rock für das Volk der fleißigsten Landwirthe.

Sechstes Kapitel.

Pfälzische Küche.

I. Reiche Tafel und armer Tisch.

„Der Mensch hot en Maage un' nit umesunscht," sagt Kobell in seinen pfälzischen Gedichten, und wer die Pfalz kennt, der wird diesen Spruch in mehr als einem Sinne bedeutsam für das Land finden. An dem Glanztage pfälzischen Volkslebens, auf der Kirchweih, muß man die gewaltigen Familienkannen mit Kaffee gesehen haben, wie sie um die Tafelrunde der ganzen versammelten „Freundschaft" kreisen und die Berge von Kuchen aller Art dazu, und am Abend die Tische voll Geflügel vom Truthahn bis zum Krametsvogel, ein ganzes gebratenes ornithologisches Kabinet, um zu begreifen, daß man in diesem gesegneten Lande seinen Magen allerdings nicht umsonst hat, und um es glaublich zu finden, daß manche pfälzische Familie für einen einzigen Kirchweihtag 50 bis 80 Pfund Fleisch braucht. Der Pfälzer hält viel auf Essen und Trinken; aber es muß fein und mannichfaltig seyn. Wenn der steinreiche niederbayerische Getreidebauer auf der Schranne seine Kornsäcke gegen einen gewichtigen Silbersack ausgetauscht hat und übermüthig wird, dann kocht er sich mit seinen Freunden einen großen Punsch

im Waschkessel oder trinkt Champagner aus Maaskrügen und hintendrein Kaffee aus Seideln. Solche Völlerei verachtet der reiche pfälzische Weinbauer; er will eine ausgesuchte, herrschaftliche Tafel, wenn es bei ihm hoch hergehen soll. Nicht vergebens ragt sein Land vor allen in Deutschland hervor durch die Fülle, Mannichfaltigkeit und Feinheit seiner eßbaren Naturproducte; nicht bedeutungslos war es, daß auf der deutschen Industrieausstellung zu München die große Denkmünze an pfälzische Aussteller vor allem für die feinsten Delikatessen verliehen wurde, für eingemachte und candirte Früchte, edle Weine, kunstreich bereitete Schaumweine, dazu auch für Cigarren und Tabake. So weichen denn auch im Punkte des durchgebildeten Geschmackes die Pfälzer keinem andern deutschen Stamme, und die pfälzische Küche gehört zu den ethnographisch, ökonomisch und social merkwürdigsten Volksalterthümern des Landes. Die Pfälzer haben in ihrer Küche vielleicht mehr conservativen Geist bewahrt als auf irgend einem andern Punkte des häuslichen Lebens. Für dieses Historische der pfälzischen Küche glaube ich aber um so mehr ein angestammtes Verständniß zu besitzen, als meiner Mutter Vater nicht nur ein Pfälzer, sondern auch ein gelernter Koch war.

Die geschichtliche Sage erzählt, ein „Großer" von der Hart, ein junger, reicher vorderpfälzischer Weinbauer, habe ledig und allein auf seinem einsamen Hofe gelebt; der Stolz seines Hauses aber war eine perfekte Köchin. Mochte er Gäste haben oder allein sitzen, sie rüstete ihm eine Tafel, als ob es an jedem Tag Vorabend der Kirchweih wäre. (Denn die feineren Kenner des pfälzischen Lebens wissen,

daß man nicht auf der Kirchweih selber am besten schmaust, sondern am Vorabend. Darum ziehen die ächten Gourmands schon am Samstag aus, um die Kuchen frisch aus dem Backofen zu versuchen und von den großen Schinken und Braten, die man voraus bereiten muß, den saftigsten Anschnitt.) Nun warb aber jener Mann insgeheim um die Liebe der Erbtochter eines Bürgermeisters. Der Alte, gleichfalls steinreich, hatte jedoch sein Kind nach Art der pfälzischen „Großen" schon seit der Wiege einem Andern zugedacht, dessen Wingerte, in der Bonitätsklasse vollkommen ebenbürtig, rund um die seinen gelagert waren, so daß es durch Schicksalswillen und Menschenwillen vorbestimmt schien, beide Güter müßten einmal zusammenwachsen zur herrlichsten Weinflur an der ganzen Hart. Unser junger Mann suchte vergebens eine Annäherung an den Alten, bis der Ruf von der perfekten Köchin zu dessen Ohren drang. Denn man erzählte sich von Neustadt bis Dürkheim, die Köchin habe unter Anton Carême, dem Unvergleichlichen, dem Koche Talleyrands, beim Wiener Congreß die Schüsseln gespült und dabei die subtilsten Meistergeheimnisse jener napoleonischen Kochkunst im großen historischen Style erlauscht. Da ward der Bürgermeister doch neugierig und nahm endlich eine Einladung zum Mittagessen bei dem jungen Einsiedler an. Wie die Beiden nun ganz allein eine Tafel durchgegessen, — so fein, als man zur Zeit der Pompadour kochte, da die französischen Sitten am tiefsten standen und die französische Küche am höchsten, und so reich wie in den Glanztagen von Cambacérès und Talleyrand — das möge ein Novellist ausmalen und zugleich das mit jedem Gang steigende Staunen des

Alten, und wie er endlich seinen Wirth beschwor, er möge ihm diese erste aller pfälzischen Köchinnen abtreten, und wie der schlitzöhrige Bursch zuletzt einwilligte, wenn der Bürgermeister seinem nunmehr glanzlosen Hause die Tochter für die Köchin gäbe, und wie der Alte arrondirte Weinberge und Bonitätsklassen und Schicksalswillen und Menschenwillen vergaß und einschlug, und wie so die perfekteste Köchin der Pfalz verloren und die reichste pfälzische Braut dafür gewonnen ward.

So ging es bei zweien Großen von der Hart, und nun mag man sich denken, wie bei diesen Großen überhaupt gegessen wird.

Der Glanz der pfälzischen Küche hat alten geschichtlichen Ruf. Das erste deutsche Luxusgesetz, gegen die Schwelgerei beim festlichen Gelage gerichtet, datirt aus Worms vom Jahre 1220. Ja noch im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, unmittelbar nach der namenlosen Bedrängniß des Reunionskrieges wird in einer kurpfälzischen Polizeiordnung ausdrücklich verboten, Malvasier und ähnliche fremde Weine, deßgleichen Marcipan auf bürgerlichen Kindtaufen zu spenden. Die alten Pfälzer scheinen also in diesem Stück noch viel raffinirter gewesen zu seyn als ihre modernen Nachkommen, die sich's nach so vielen reichen Friedensjahren an einheimischem Wein und altherkömmlichem Kuchen auch ohne Intervention der Polizei genügen lassen und statt des Malvasiers höchstens zum Champagner aufsteigen.

Bei den „Kleinen" im Westrich sieht es freilich anders aus. Man braucht nur in so manches arme, abgelegene Dorf im Innern des Gebirgs zu wandern, um sofort mitten

in die absolute Kartoffelküche versetzt zu seyn. Die Leute vor dem Gebirg nennen die Westricher: „Kartoffelsäcke,“ und diese danken ihnen mit einem „groben Pfälzer,“ und geben dafür ihren Kartoffeln, oder wie hier das Volk sagt „Grumbeeren,“ um so schmeichelndere Beinamen. Es sind Feldhühner — mit dem Karst geschossen, Vaterlandsvertheidiger — wider den Hunger. Früh Morgens beim Kaffee schon trägt die Hausfrau einen Haufen gequellter Kartoffeln statt Brodes in der Schürze herbei und schüttet sie auf den Tisch. Bei besseren Leuten ist ein Wachstuch statt der Schüssel für die dampfenden Knollen ausgebreitet, bei geringeren thut's auch die bloße Tischplatte. Ein rheinisches Sprüchwort sagt ja ohnehin, daß der Mensch jährlich sieben Pfund Dreck essen müsse, wenn er gesund bleiben wolle. Dieß ist der Werth des Schmutzes, innerlich angewandt; äußerlich glaubt man, daß er warm halte, — ohne Einschränkung auf sieben Pfund. Ein ausgehöhltes Loch im Tisch dient als Salzfaß; Jeder tunkt seine Kartoffel dort ein. Zur Würdigung des Kaffees brauche ich nur zu bemerken, daß die Gelberüben in der Pfalz ackerweise angebaut werden auf den Großverkauf, und daß wir uns hier in der Nachbarschaft sehr bedeutender Cichorienfabriken befinden, und nicht prächtiger bin ich durch die Pfalz kutschirt, als da mich einmal ein flotter Wormser Cichorienreisender in seinem Wägelein mitnahm. Das sage ich Alles nicht, um die ehrlichen armen Leute in den Westricher Walddörfern herunterzusetzen; denn in mehr als einem Stück nehmen sie es siegreich mit den Vorderpfälzern auf, obgleich deren Kaffee besser ist. Zum Mittagessen werden wieder Kartoffeln auf den Tisch geschüttet, zum

Abendessen zum drittenmal, und der bäuerliche Tagelöhner ist froh, wenn er noch eine abgeschmälzte Wassersuppe dazu hat, die bekanntlich die Augen hell macht, oder saure Milch oder Salat und ein Stück grobes, oft sehr schweres und saures Schwarzbrod. Erst durch die Vergleichung mit anderen Gauen wird uns die Bedeutung so hart nebeneinander gestellter Gegensätze klar. In Schwaben und Altbayern z. B. geht wenigstens das Brod in ziemlich gleicher Art und Güte durch Stadt und Land bis auf die entlegensten Weiler, während hier das Bauernbrod der Ebenen und des Gebirgs in der That contrastirt wie Berg und Thal. Bei alledem aber sollen sich die gesundheitlichen Nachtheile einseitiger Kartoffelnahrung im Westricher Gebirg lange nicht so auffällig zeigen, wie in andern mitteldeutschen Berggegenden, kraft der gesunden Luft und dem reinen Wasser dieser Berge und der strengen Arbeitsamkeit des Volkes.

In der Pfalz wie anderwärts muß man unterscheiden zwischen dem Tisch des gemeinen Mannes und der gebildeteren Kreise. Und zwar fallen von dem letzteren Tische mehr Brosamen der Volksalterthümer für den Ethnographen ab als von dem des Bauern. Es ist hier geradezu umgekehrt wie bei Tracht und volksfestlichen Bräuchen, die man meist nur noch bei den niederen Klassen studiren kann. Denn spricht man schlechtweg von pfälzischer Tracht, so denkt man zunächst an Bauerntracht, von pfälzischen Sitten an Bauernsitten; bei pfälzischer Küche dagegen keineswegs zunächst an die überall noch wenig individualisirte Bauernküche, sondern vielmehr an die Küche des wohlhabenden Bürgerstandes, deren Satzungen bereits über die naive Stufe mündlicher

Tradition erhoben und in einem „pfälzischen Kochbuch" codificirt seyn können und doch volksthümlich bleiben. Was ich z. B. vorhin von der täglichen Nahrung in den armen einsamen Westricher Walddörfern sagte, das ist ja nichts ausschließend pfälzisches, es paßt auf fast alle ärmeren Gebirgsgegenden Mitteldeutschlands. Was ich dagegen nachgehends über die mehr städtische Küche der reicheren Gemeinden mittheilen werde, das trifft zumeist ganz eng örtlich abgegränztes, oft rein pfälzisches Herkommen.

II. Volksalterthümer der Küche.

Bildung und Verkehr haben in diesem Punkt die verfeinerte Gesellschaft noch lange nicht dermaßen nivellirt wie in der Sitte des öffentlichen Lebens und der Tracht. Die Küche steht in der durchgreifenden Schärfe provincieller Unterscheidung zunächst der Mundart. Der Norddeutsche mag im oberdeutschen Salon alles finden wie zu Hause: Küche und Sprachaccent wird er anders finden. Nirgends sind die Volksstämme conservativer als wo es Mund und Magen gilt, und der Geschmack eines Volkes in der Zunge ist viel unwandelbarer als sein Kunstgeschmack.

Zu einer Zeit, wo noch kein Mensch daran dachte, Trachtenbücher zu zeichnen oder Bücher über allgemeine Volksbräuche abzufassen, fixirte man schon die örtliche Sitte der Küche in Kochbüchern. Zu den ältesten Erzeugnissen der Buchdruckerkunst gehört ein Kochbuch. Während aber die

Aufzeichnung der Rechtsgrundsätze der deutschen Stämme schon in früheren Jahrhunderten das freie nationale Wachsthum des Rechtslebens lähmte, hat die Codificirung der Küchengrundsätze keineswegs die gleiche Verknöcherung bewirken können. In der Küche schlummern viele der ältesten und dunkelsten Volksalterthümer, und die Ethnographie hat eben so gut wie die Naturwissenschaft die Pflicht zu fragen, warum die einzelnen Stämme an bestimmten Formen der Nahrung so strenge festgehalten.

In Obersachsen trägt sich heutzutage kein städtischer Mensch mehr mittelalterlich; aber wenn wir finden, daß dort schon im 14. Jahrhundert an vornehmen Tafeln Eiersuppe gewürzt mit Saffran, Pfefferkörnern und Honig gegessen wurde, gebratene Hühner mit Zwetschen und Stockfisch mit Oel und Rosinen, daß man zur Zeit des dreißigjährigen Krieges dort noch Salbeikäse und Majorankäse liebte und Rosmarinbier oder Salbeibier oder Beifußbier dazu trank; — so dürfen wir immerhin einen Zusammenhang mit der das Süße, Bittere und Saure gern mischenden, etwas kleinlichen und überladenen obersächsischen Kochkunst, dazu mit der einem süddeutschen Gaumen barbarischen ächt mittelalterlichen „Bierkalteschale“ und ähnlichen Dingen auch heute noch wahrnehmen. Und haben nicht sogar innerhalb unserer einzelnen Stämme die Juden, und mögen sie noch so sehr germanisirt seyn, wieder ihre besondere altnationale Kochkunst bewahrt, ihre orientalische Vorliebe für die Zwiebel, für das Süße und Weiche, für sehr gemischte Speisen, die sie im geschlossenen Topf recht langsam durchdünsten und brätelu lassen?

Der ethnographischen Dreitheilung Deutschlands entspricht die Dreitheilung der deutschen Küche, und wie jene Trias im Westen am breitesten auseinandergeht, im Osten am engsten zusammenrückt, so läßt sie sich auch in der Kochart im Westen in der breitesten Abstufung und den feinsten Uebergängen nachweisen.

Die Küche der norddeutschen Tiefebene wird wie alles Kulturleben dieser Lande mitbedingt durch das Meer; sie schließt sich der englischen an und ist charakteristisch durch die Einfachheit und Massenhaftigkeit schwerer Fleisch- und Fettspeisen, durch die reiche, aber selbständige Mitbenützung der Colonialprodukte. Ihr, wenn auch nur noch schwacher Einfluß, hat in der Pfalz seine südlichste Gränze gefunden.

Die oberdeutsche Küche, die bayerisch-österreichische, ist in ähnlicher Weise einfach und massenhaft, wie ja überhaupt Ober- und Niederdeutschland so vielfach die schlagendste Parallele bilden, das mittelgebirgige Land aber beiden gleich schroff entgegensteht. Das Hochgebirg mit seinen Rindviehheerden und die Hochflächen als Korn- und Weizenland bedingen die oberdeutsche Küche. Aber dem derben norddeutschen Rindsbraten und Schinken zieht man hier den weicheren Kalbsbraten vor, dem Schwarzbrod das graue und weiße, woran sich die Unzahl charakteristischer Mehlspeisen reiht. Der Einfluß Oberdeutschlands auf die pfälzische Küche ist weit geringer als jener des niederrheinischen Nordwestens.

In ihrer Vielseitigkeit liegt die Originalität mitteldeutscher Nahrungsweise. Oertlich eigenthümlich ist dann noch der große Reichthum von Gemüse und Obst. Wie der Rhein die Basis des mitteldeutschen ethnographischen Dreiecks ist, so auch der

mitteldeutschen Küche, die ja wohl auch geradezu die rheinische genannt wird. Vom Rhein her kam ihr auch die unterscheidende fremde Beimischung, das französische Element. In ihrer Alterthümlichkeit, in ihrer nationalen Reinheit hat sich mitteldeutsche Kochkunst zumeist in Schwaben erhalten; in ihrer vielseitigsten Ausbildung aber und namentlich in der innigsten Verschmelzung mit französischen Motiven begegnet sie uns in der Pfalz.

Und sehe mir Keiner diese Untersuchungen für müßig an, die ich nunmehr über die Zonen des Brodes, der Würste, der Käse und anderer schmackhafter Dinge geben will und mehr noch bei Andern anregen möchte. Es ist sehr ernstlich damit gemeint; und wohl gilt von dem Abgrund des Einzelstudiums des Volkslebens dasselbe tiefe Wort, welches Goethe von dem Einzelstudium der Kunst gesprochen: „wie unendlich wird die Welt, wenn man sich nur einmal recht an's Endliche halten mag!"

Die Pfalz ist ein entschiedenes Uebergangsgebiet in der Nahrungsweise wie in tausend andern Dingen.

Im Westrich pflanzt sich ein norddeutsches schwarzes Bauernbrod bis zur lothringisch-elsäßischen Gränze fort. Wie die Westricher Mundart verwandtschaftlich anklingt an die Sprache des Hunsrück, des Taunus und Westerwaldes, so steht auch das schwarze Brod des Westrich dem jener Berge näher als dem Brode der dazwischenliegenden rheinischen Ebene. Wo am Nordostsaume des Elsaßes die Westricher Berge in das Rheinland auslaufen, da kommt der norddeutsche Pumpernickel zum letztenmale wenigstens sprüchwörtlich vor. Eine für uns sinnlos und unverständlich gewordene

alte Rede bezeichnet Weißenburg als die Stadt, „wo man den Pumpernickel in der Kirche singt."

In den südlichen Gränzstrichen der Vorderpfalz wie des Bliesgebietes dringt andererseits dagegen das französische weiße Brod schon erobernd auf pfälzisches Gebiet und der Metzer Rothwein dazu, sammt der französischen Sitte, den Kaffee ohne Rahm oder mit Cognac zu trinken. Zugleich aber finden wir in der oberen Rheinebene die runden Laibe des grauen, wenig gesalzenen schwäbischen Brodes, nicht glänzend braun auf der oberen Seite, wie das fränkische Brod der nördlichen Pfalz, sondern rauh und auch oben ein wenig mit Mehl bestreut. In Sachen des Weißbrodes hält es der Pfälzer mit dem Franken: zum Kaffee ißt der wohlhabendere Städter Milchbrod, wohl gar mit etwas Butter im Taige, während es der Schwabe schon gemeinhin für verschwenderisch hält, über den Wasserweck aufzusteigen. Wo aber in der mehr alemannischen oberen Pfalz die Wasserwecken noch größeres Terrain haben, da erscheinen sie auch genau in derselben Form wie in Karlsruhe und Stuttgart.

Dergleichen Dinge spotten aller politischen Gränzen und bezeichnen durch Jahrhunderte vielmehr die Grenzen der Volksstämme. Die Bayern, Schwaben und Franken kann man heute noch nach der dreifachen Form des Weißbrodes charakterisiren. Der bayerische Semmel und das Röggel der bayerischen Donauschwaben ist rund; auf der obern Seite aber steht mit zwei tiefen Schnitten ein Kreuz eingezeichnet. Dieß ist die älteste Form. Der ächte oberdeutsche Bauer schneidet den Kuchen im Kreuze an, er zeichnet mit dem Messer das Kreuzeszeichen über den Brodlaib, bevor er ihn

anschneidet; dem Semmel, den man bricht, ist darum vom Bäcker schon dieses Zeichen eingegraben. So soll also sichtbar geweihet seyn jeder Bissen, den wir zum Munde führen, wie wir auch Gott bitten, daß er unser täglich Brod segne. Und wie die Zeichen, womit man noch hier und da im Norden das Brod und die Butter stempelt, uralte Runen sind, so ist auch dieses Kreuz der Semmel wenigstens ein ächtes Volksalterthum.

Der schwäbische Wasserweck ist oval; er hat auch noch den Kreuzschnitt; aber man sieht, daß dessen ursprüngliche Bedeutung als eines theils religiösen, theils magischen Zeichens hier schon verwischt ist. Denn die Querlinie des Kreuzes dient, den großen Wecken in zwei für sich verkäufliche Hälften zu theilen. Es ist also bloß noch ein profanes Kreuz zur Bequemlichkeit der Bäckergesellen.

Das fränkische Milchbrod ist dann weiter ganz weltlich geworden, es hat auch nicht mehr den Schein eines geistlichen Weihezeichens. Oval oder rund, zeigt es nur noch einen Querschnitt, und das moderne runde „Franzbrod" endlich, der französische Semmel, wie man ihn weiter rheinabwärts geradezu dem mit Einschnitten verzierten deutschen Milchbrod gegenüberstellt, ist ganz glatt.

In der Pfalz finden wir nun die schwäbische, fränkische und französische Form nebeneinander, so zwar, daß in dem oberen, noch mehr alemannisch gefärbten Strich der schwäbische Wasserweck mit dem apokryphischen Kreuze heimisch ist, allgemeiner aber und namentlich im unteren Lande das fränkische Milchbrod herrscht, während sich im modernen Gasthofe und an der vornehmen städtischen Tafel das Franzbrod sporadisch eingenistet hat.

Schwäbisch-fränkischer Inhalt, fränkische Form und französische Politur, das ist das Charakteristische beim pfälzischen Weißbrod wie bei der ganzen pfälzischen Küche, bei der pfälzischen Tracht und tausend andern Zügen des Volksthums.

Die Pfalz liegt hart an der Gränzlinie der norddeutschen gesalzenen und der süddeutschen ungesalzenen Butter. In neuerer Zeit ist jedoch der niederdeutsche Brauch hier erobernd gegen Süden vorgedrungen und die Pfalz abermals zu einem Mischland geworden. Unsere Großväter in der Pfalz kannten die eingesalzene, im Salzwasser ausgewalkte Butter noch nicht. Sie ist nicht fränkischer, geschweige schwäbischer, sondern niedersächsischer Abkunft. So sagten die alten Pfälzer auch noch: wer Käse und Butter zumal zum Brode ißt, der muß wenigstens zwei Häuser haben. Denn die Neigung zu besonders fettem Essen ist nicht ursprünglich mitteldeutsch. Ihre Heimath ist die nordische Tiefebene. Schon im dreißigjährigen Krieg bewunderte man die Märker, welche rohen Speck ohne Brod aßen, denselben aber, weil er noch nicht fett genug war, mit Butter bestrichen. Zu diesem Extrem bieten wiederum nur die oberdeutschen Hochalpen eine Parallele, wo Alpenhirten oft wochenlang kein Stück Brod sehen und fast nur von Milch, Butter und Käse leben, zuweilen auch ein ganzes Stück Schmalz ohne Brod hinunterschlingen, daß ein Dritter schon satt wird vom bloßen Zuschauen.

Jetzt ist das starke norddeutsche Butterbrodessen schon weit über die Mainlinie vorgerückt und hat die Pfalz als seine zur Zeit südlichste deutsche Provinz erobert. Denn von der Ausdehnung, in welcher hier selbst bei geringeren Leuten Butter zum „Zehnuhrbrod“ und „Vieruhrbrod“ gegessen wird,

hat man in Württemberg und Altbayern noch keinen Begriff. In der Pfalz muß jetzt erst derjenige zwei Häuser haben, der Butter und Obstlatwerge auf Einem Brode ißt, und drei Häuser, wer gar zur höchsten Delicatesse aufsteigt und noch Wälschnußkerne auf Butter und Latwerge setzt.

So ist auch die Pfalz das südliche Gränzgebiet des mitteldeutschen Handkäses. Aus Unterfranken ist er herübergekommen zu dem fränkisch-alemannischen Mischvolke; Frankfurt bildet heutzutage den städtischen Hauptmarkt für den Handkäs; in dortiger Gegend hat er auch seine feinste und raffinirteste Durchbildung gefunden. Aber so entschieden Schwaben und Bayern nicht in die Handkäsezone gehören, so schwankend wird die Gränzbestimmung im inneren Mitteldeutschland. In der Bayreuther und Kulmbacher Gegend herrscht der Handkäs noch und zieht sich weiter fort nach Thüringen; bei Nürnberg dagegen ist schon sein eigentliches Regiment gebrochen; schwäbischer Einfluß verdrängt hier bereits gar manchen Charakterzug der fränkischen Küche, und das Bild der Zerstückelung Mitteldeutschlands gegenüber den geschlossenen Gruppen des Nordens und Südens mag man auch in der Kleinstaatenbildung der Käsezonen erkennen.

Der Handkäs ist vielleicht die älteste und ursprünglichste deutsche Käseform. Alterthümer des Geschmacks, die selbst beim Brode verschwunden sind, haben sich beim Handkäse erhalten. Der Pfälzer hat nur bei diesem Käse noch die ächt mittelalterliche Würze des Kümmels consequent bewahrt; beim Brode setzt er dieselbe nur ganz ausnahmsweise zu. Der conservativere Schwabe bäckt schon häufiger „Kümmichbrode“; der am meisten conservativere Bayer dagegen hat in Kümmel,

Fenchel, Anis und Koriander noch ein ganzes Mittelalter von Gewürzen auf seinem Brode zurückbehalten. Man pfeffert wohl auch noch den Handkäs nach Art der mittelalterlichen Pfefferkäse, ganz so, wie es vor zweihundert Jahren Johannes Coler in seiner „oeconomia ruralis et domestica“ angedeutet hat, und der Pfälzer gebraucht zur Bewahrung des empfindlichen Handkäses noch ganz dasselbe Hausmittel, welches schon Theophrastus Paracelsus in seinem Buche „de natura rerum“ angibt.

Aber nicht bloß sein Alterthum macht den Handkäs ehrwürdig, er ist auch zugleich der individuellste deutsche Käs. Er verhält sich zu den Schweizer und Holländer Käsen wie Handarbeit zu Fabrikarbeit. Er duldet nicht weiten Transport noch lange Aufbewahrung. Bei einer in's Große getriebenen Milchwirthschaft wird man aufhören müssen bloße Handkäse zu machen. Darum repräsentirt dieser Käs die zerstückte Viehzucht und den in's Kleinste getriebenen Verkehr des individualisirten Mitteldeutschlands. Er wird nicht bloß mit der Hand gemacht, sondern es heischt auch eine besonders glückliche Hand, daß er gut gerathe, und es gibt Virtuosen und Genies dieser glücklichen Hand. Daher die so sehr unterschiedene Güte des mitteldeutschen Käses, während die im Großen producirten Handelskäse der Alpen und der holländischen Meeresküste viel leichter massenhaft in gleicher Güte herzustellen sind, wie alle Fabrikwaare. In der Zone der besten Rheinweine gibt es auch die besten Handkäse; und sie stimmen zum Wein. Wenn man darum in der Pfalz über Land geht und zwischen einer der fünf Haupt-Essensstunden beim Gastfreunde ankommt, so kann man zu der Weinflasche,

die zur Begrüßung alsbald auf dem Tisch erscheint, bei Leuten von Geschmack in der Regel auch noch einen appetitreizenden kleinen Handkäs erwarten.

Dieses gelegentliche Essen „zwischen der Zeit“ ist, beiläufig bemerkt, für die Pfalz, wie für die rheinischen Nachbarstriche höchst charakteristisch. Der pfälzische Dialekt hat sogar sein eigenes gemüthliches Wort für das hungerlose Essen zum bloßen Zeitvertreib: „knuschpere.“

Vor sechzig Jahren erschütterte die französische Revolution nicht nur das deutsche Reich, sondern auch die deutsche Küche. Die Pfalz, durch ihre Gränzlage Frankreich zunächst preisgegeben, wurde auch am ersten und stärksten von dieser Umwandlung ergriffen; die Verschmelzung französischer und deutscher Kochkunst ist hier volksthümlich geworden, während sie weiter ostwärts doch vorwiegend nur in das vornehme Haus und den Gasthof nivellirend eingedrungen ist. In der früheren Zeit des achtzehnten Jahrhunderts hatten die französischen Köche bei den deutschen Höfen schon festen Fuß gefaßt; der Bürger und gar der Bauer hielt aber noch treu an der heimischen Ueberlieferung. In manchen Strichen der Pfalz nagte freilich schon seit Ludwig XIV. französische Art an der alten Volksküche. Doch bedurfte es einer allgemeinen Katastrophe um auch hier den Durchbruch zu erzwingen. Erst als die französischen Flüchtlinge, häufig größere Köche als Politiker, das Rheinland überschwemmten, als die französischen Heere kamen, die französische Verwaltung auf dem linken Rheinufer und der flüchtige Glanz eines örtlichen wirthschaftlichen Aufschwungs durch Napoleons Regiment, drang auch die Verschmelzung französischer und deutscher

Nahrungsweise hier gründlicher in's Volk. In mehreren Hauptpunkten tritt dieser Einfluß schlagend an's Licht; vorab schon in der Mannichfaltigkeit der Speisen und Mahlzeiten. Wer in den mehr städtischen Orten der Pfalz nur halbwegs zu den Bemittelteren zählt, der hat am Sonntage zweierlei Fleisch auf dem Tische. In Ober- und Niederdeutschland ißt das Volk Viel, in der Pfalz Vielerlei. Die dicke schwäbische Suppe und das massenhafte Suppenessen ist hier schon größtentheils verdrängt. Aber auch ein bestimmtes Ueberwiegen der Fleischnahrung findet sich nicht. Der Bauer in den besseren Dörfern der Vorderpfalz zählt zwar drei Fleischtage in der Woche; in den meisten Strichen des Westrich dagegen sind die Fleischtage weit spärlicher, und von einem verwöhnten Menschen sagt man sprüchwörtlich: „er will sich am Fleisch satt essen." Dagegen ist das Gemüse von auszeichnender Bedeutung; es wird nicht klein zerschnitten, breiartig verkocht und in einer „langen Brühe" aufgetragen wie in Schwaben, sondern in jenem feinen Mittelmaß der Weichheit, der Brühen und Würzen, durch welches die französische Küche klassisch ist. Noch heller leuchtet dieser Einfluß französischer Geschmacksbildung bei dem pfälzischen Braten. Vielleicht ist die Pfalz das einzige deutsche Land, wo man bis in's Dorf hinab eine wirklich gute Bratensauce zu machen versteht. Was Bayern und Schwaben in diesem Stücke producirt, ist Barbarei; im benachbarten Rhein- und Mainfrankenlande weiß zwar die vornehme Küche mit den pfälzischen Saucen zu wetteifern, aber keineswegs die bürgerliche und bäuerliche. Die „Sauce" ist etwas national französisches, wofür wir in Deutschland ursprünglich weder Wort noch Begriff haben. Wer auch nur

flüchtig in die Geschichte der Kochkunst geschaut, der weiß, wie im vorigen Jahrhundert in Paris selbst Prinzen und Prinzessinnen sich mit Lorbeern bedeckten durch die eigenhändige Erfindung neuer Saucen. Die Verbindung von Kraft, Saft und Fülle des norddeutschen Rinderbratens mit französischer Feinheit der Sauce und Würzen ist vielleicht nirgends harmonischer vollzogen als in dem pfälzischen „Lummelbraten," der darum mit Recht als der Stolz und das Wahrzeichen pfälzischer Kochkunst geachtet wird.

Von den Einflüssen Italiens, die sonst in der süddeutschen Nahrungsweise schon so merklich hervortreten, weiß man in der Pfalz nichts mehr. Denn diese Einflüsse gehören ursprünglich meist dem Ausgange des Mittelalters an; später haben sie auch in Oberdeutschland ihre Energie verloren. Als Raphael und Michelangelo blüheten und Tasso und Ariost, war Italien mit seinen reichen Fürsten, Prälaten und Handelsherren das klassische Land auch des besten Geschmackes in der Küche. Die große Strömung des Verkehrs fluthete zum letztenmale mit Macht über die Alpen in die oberdeutschen Städte und warf den Bauern des deutschen Hochgebirgs italienische Häuserbauart, den Augsburger und Nürnberger Patriciern Trümmer italienischer Kochkunst sammt anderer Kunst an den Strand. Und wenn in Augsburg heute noch der Lohnkutscher alten Schlags ganz wie der alte italienische Vetturin dem Reisenden, der bei ihm den Wagen miethet, ein Draufgeld gibt, statt daß es nach deutscher Art umgekehrt der Reisende dem Fuhrmann geben sollte, so ist das eben auch eine Verkehrung deutscher Sitte, die nur in jenen alten Tagen der gewaltigsten mercantilen Aufrüttelung herüber-

geschleudert worden seyn kann. Gerade die unscheinbarsten Ausweichungen aus dem Geleise heimischer Sitte setzen oft die größten weltgeschichtlichen Hebel voraus.

Die Spuren italienischer Einflüsse in den mittelaltrigen Baudenkmalen der Pfalz konnten durch die Franzosen nicht ganz vertilgt werden, wohl aber das italienische Mittelalter in der pfälzischen Küche. Die gegenwärtige Gestalt pfälzischen Volkslebens deutet wesentlich auf das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert zurück, wo die Franzosen bereits in eben dem Grade Herren der feineren europäischen Kochkunst geworden waren wie früher die Italiener.

Während aber vor sechzig Jahren die Strömung von Westen nach Osten neue Elemente in die deutsche Küche brachte, ist jetzt vielmehr durch den Austausch süd- und norddeutscher Lebensgewohnheiten eine wahre Revolution unserer provinciellen Nahrungsweise eingeleitet. Man kann dies in dem so leicht empfänglichen Uebergangsgebiete der Pfalz besonders deutlich wahrnehmen. Nord- und mitteldeutsche Kost gewinnt von Jahr zu Jahr neuen Boden im Süden. Das schwäbische Brod macht in der Pfalz entschiedene Rückschritte gegenüber dem vordringenden fränkischen. Ja seit einigen Jahren wird selbst in Stuttgart versuchsweise fränkisches Schwarzbrod gebacken. Die sogenannten Frankfurter Würste verdrängen in den oberdeutschen Städten sichtbar die alten volksthümlichen Wurstgattungen, während die altberühmten Regensburger, Lindauer, Augsburger Würste schon in Mitteldeutschland kaum mehr dem Namen nach bekannt sind. In der Pfalz herrscht die fränkische Wurstbereitung schon ganz ausschließend; sie steht auf gleichem Princip mit der norddeutschen. Schon

an einer Frankfurter Bratwurst kann man alle Hauptzüge norddeutscher Fleischkost demonstriren: rohes Fleisch, geräuchert, mäßig zerhackt, stark mit Speck vermischt, das Ganze nur flüchtig in siedendes Wasser getaucht; — dagegen zeigt schon eine ganz nachbarliche Karlsruher Knackwurst die Grundzüge schwäbisch-bayerischen Geschmackes: stark durchgekochtes Fleisch, klein zerhackt, mäßig mit Speck vermischt, fest zusammengepreßt, wozu dann im eigentlichen Oberdeutschland wohl gar noch ein Beisatz von Mehl oder geriebenem Weißbrod kommt. Denn die provincielle Vorliebe für Mehlspeise erstreckt sich dort selbst bis in die Würste. Wie zu unserer Großväter Zeit recht als ein Siegeszeichen der aus Westen eindringenden Revolution die französische Cotelette in ganz Deutschland sich einbürgerte, so ist jetzt das englisch-norddeutsche Beafsteek bis in die Städte unserer Hochalpen vorgedrungen, während wir dem Norden keine unserer volksthümlichen Speisen zu ähnlich allgemeiner Herrschaft zurückgeben konnten. Wenn in einzelnen pfälzischen Städten von speculativen Gastwirthen gelegentlich einmal eine „Münchener Knödelparthie" u. dgl. im Hinblick auf die bayerischen Beamten und Soldaten angekündigt wird, so beweist dies vielmehr, wie fremd hier noch die altbayerische Kost ist, trotz aller politischer Verbindung.

Wie aber die norddeutschen Speisen in den deutschen Süden eindringen, eben so unaufhaltsam und ohne entsprechenden Austausch strömt das bayerische Bier nach dem Norden und verdrängt dort wiederum die alt provinciellen Biere. Die Thatsache ist allgemein anerkannt. In der Pfalz gestaltet sich neuerdings das Westrich mehr und mehr zu einem Bierlande. Kaiserslautern und Zweibrücken sind jetzt

die Hauptsitze pfälzischer Bierproduktion. Sie beginnt bereits volkswirthschaftlich und diätetisch von tiefer Bedeutung für das ganze Bergland der Provinz zu werden. Es ist wohl hierbei zu bemerken, daß gerade in der Kaiserslauterner Centralgruppe des Westrich durch hohe Lage, kalte Nebel halb trocken gelegten Sumpflandes und raschen Temperaturwechsel ähnliche klimatische Verhältnisse erzeugt werden wie auf den südbayerischen Hochflächen.

Also auch im Getränke ist die Pfalz ein individualisirter Gau. Es ist ganz verkehrt, sie schlechtweg für ein Weinland zu halten. Nicht nur im Westrich, auch in der Rheinebene ist das Biertrinken eingebürgert. Mannheim und Landau haben schon früher ein namhaftes Bier erzeugt; Speyer und Frankenthal sind nachgefolgt. Auch der Apfelwein ist den unteren obstreichen Strichen der pfälzischen Rheinebene nicht fremd; man gibt ihn als Haustrunk namentlich dem Gesinde und den Taglöhnern, obgleich dieselben den Wein vorziehen sollen; denn zu der Güte und Popularität des mainfränkischen Ciders ist dieser pfälzische allerdings noch nicht aufgestiegen. So hat selbst das eigentliche Weinland der Pfalz wieder wechselnde Striche des herrschenden und des gelegentlichen Weingenusses.

Nicht überall sind die Pfälzer so leidenschaftliche Weintrinker, wie jener Dieb, der vor etlichen Jahren aus dem Gefängnisse brach und sich auf der Flucht glücklich in einen Keller zu Schwegenheim versteckte. Dort fand er aber einen Zweiundfünfziger, den er sich so gut schmecken ließ, daß er zuletzt sammt der Leiter, womit er eingestiegen war, umfiel und durch sein Schnarchen sich den Verfolgern verrieth,

die ihn sonst schwerlich gefunden hätten. Als er nüchtern ward, fand er sich wieder in demselben Loche, aus welchem er vor zwölf Stunden ausgebrochen war.

Leider wechselt nicht blos das oberdeutsche Bier, sondern auch der norddeutsche Branntwein in diesen Gauen mit dem mitteldeutschen Weine. In manchen Strichen spricht man geradezu von einer ansteckenden Branntweinpest. Ein Dorf im Westrich, durch die Tüchtigkeit seiner Bewohner ausgezeichnet, hieß früher in der Umgegend nur „das reiche Dörfchen.“ Jetzt hat der Schnaps schon viele Einwohner ruinirt, und in demselben vormaligen Musterdorf geschah es unlängst, daß sich ein junger Mann an vier Schoppen Branntwein zu Tod soff.

Der Wechsel des herrschenden Getränkes läuft in Deutschland sehr bestimmt parallel mit der topographischen Gliederung.

Die Zonen der Getränke sind überall bestimmt und wohl begränzt, viel verwischter dagegen die Zonen der Speisen. Jedermann weiß gut zu antworten auf die Frage, was man im Lande trinkt; fragt man aber: was esset ihr? so versteht uns kaum ein Mensch, und die regelmäßige Antwort ist, daß man das Nämliche esse, was andere Leute.

Am schwierigsten wird vollends die Erforschung der landesüblichen Kost in einer Gegend wie die Pfalz, wo nicht eigensinniges Sonderthum, sondern die Verbindung und Ausgleichung der Gegensätze den ächt provinciellen Charakterzug schafft. Darum ist denn auch der eigentliche Genius der pfälzischen Küche nicht sowohl bei den conservativen Bauern als bei den beweglichen Bürgern zu erlauschen, und die Thatsache z. B., daß auch der mittlere Gastwirth der Klein-

stadt hier noch einen Ehrenpunkt darein setzt, jeden Tag eine vollständig assortirte Table d'hôte zu halten, und wenn er dieselbe auch mit einem einzigen Gast allein durchessen müßte, ein örtlich weit auszeichnenderer Zug als die Kartoffelküche der armen Leute.

Doch mag es nützlich seyn, auch von einigen ländlichen Absonderlichkeiten, die sich in der Pfalz an Essen und Trinken knüpfen, hier einiges mitzutheilen. Denn selbst in diesen äußerlichsten Dingen werden wir Ideen aufspüren können, die uns Einzelzüge des Volkscharakters in ein helles Licht setzen.

Zu Fastnacht bäckt der Pfälzer Fastnachtsküchelchen, wie andere deutsche Christen. Hier und da kann man aber auch die besondere Confession der Leute an diesem Leckerbissen erkennen: die Protestanten essen ihren Faschingskrapfen auf Fastnachtsdienstag, die Katholiken auf Aschermittwoch.

Freitags regelmäßig Mehlspeise zu essen, ist selbst in vielen protestantischen Orten noch bräuchlich, obgleich der pfälzische Protestant mit aller katholischen Sitte sonst höchst gründlich aufgeräumt hat. Der Conservatismus von Mund und Magen hat alle Glaubensneuerungen überdauert.

Es ist ein eigen Ding um das Kaffeetrinken in einigen Gegenden des Westrich. Am unteren Glan wurde noch bei Menschengedenken Suppe statt des Kaffees gefrühstückt; jetzt herrscht der Kaffee, und manche trinken ihn wohl gar dreimal des Tags. In nachbarlichen Strichen gibt der Bauer dem Gesinde noch Suppe zum Frühstück, er selber aber trinkt Kaffee. In manchen Dörfern des obern Glangebietes dagegen, in der ächten alten Welt, hat umgekehrt der reiche

Bauer die solide Suppe für sich behalten, und die ärmeren Leute trinken Kaffee. Wir haben hier also alle der Zeit nach um mehrere Menschenalter auseinanderliegenden Uebergangsstufen auf ganz engem Raume örtlich nebeneinander.

Kartoffelbau und Kartoffelkost wird im Westrich nicht blos in's Große sondern auch in's Feine getrieben. Bei Zweibrücken hatte man vor etlichen Jahren ein Muster-Kartoffelfeld mit mehr als 130 Sorten bestellt und dann ein Musteressen abgehalten, wo die originellsten dieser Sorten in mannichfachster Zubereitung der Zungenprobe unterworfen wurden. Auch die Westricher Bauern wissen manche eigenthümliche Feinschmeckerei an die Kartoffel zu knüpfen. Doch ist hier unbekannt jenes ächt volksthümliche, vielformige Backwerk, welches der Westfale, der Sauerländer, der Westerwälder, der Hesse und selbst der mittlere Rheinfranke aus roh geriebenen Kartoffeln zu bereiten weiß, jene Kartoffelkuchen, die man aus fünf Schritt Entfernung wider den heißen Ofen wirft, daß sie hängen bleiben und Form gewinnen, und wenn sie von selber abfallen, so sind sie gar; jene in Oel oder Schmalz aus der rohen Kartoffel gebackenen Krapfen, die sich der niederrheinische Bergmann selbst unter der Erde mit dem Oel seiner Lampe zurichtet und unter lustigem Gesang und Geigenspiel im dunkeln Schacht verzehrt. Die Westricher Kartoffeldelikatessen sind feiner; sie stehen zu jener wie Schwarzbrod zu Pumpernickel. So brät man am untern Glan Kartoffeln im Gemeindebackofen in einer großen mit Fett bestrichenen Eisenpfanne, indeß Fleischstücke zur gegenseitigen Durchdringung von Saft und Wohlgeschmack über die Kartoffeln gebreitet sind.

Mit dem Gemeindebackofen steht und fällt überhaupt gar manches Alterthum der Volksküche; vor allem in der Pfalz auch der „Flammkuchen," ein dünner, zur reinen Kruste ausgebackener Brodtaig, den man zum Jubel der Kinder mit den übrigen Broden in's Backhaus schickt.

Ein örtlich charakteristisches Gericht ist die „Kastanienbrühe," wie sie in der Neustadter Gegend im Herbste zum Ochsenfleisch gegessen wird, ein altes Erinnerungszeichen der südländischen Fruchtbarkeit dieses gesegneten Strichs, wo vor dem dreißigjährigen Kriege die zahmen Kastanien noch so massenhaft wuchsen, daß man sie den Schweinen gefüttert haben soll, und wo in der That heute noch zahllose in den Wäldern frei wuchernde Schößlinge Kunde geben von den großen ausgerotteten Kastanienpflanzungen.

Die Bereitung gar mancher Speisen und Vorräthe wird in der Pfalz zu einem heitern Feste des Hauses. Wenn im Herbste Obstlatwerge gekocht wird — oft an 50—60 Töpfe für eine große Haushaltung — dann ist die Familie um den von Birnmost und Zwetschen brodelnden Waschkessel wie zum Feste versammelt. Während in wechselnder Reihe bei Tag und Nacht das Muß mit langen Löffeln und Stangen umgerührt und vor dem Anbrennen behütet wird, sprudelt der Strom gemüthlichen Klatsches und lustiger Mähren. Zum Schluß kommen die Freunde und kratzen den Kessel aus. So ist auch das Nußkernen ein pfälzisches Hausfest, wie es weiland schon Maler Müller, der pfälzische Dichter, zum Hintergrund einer Idylle benützt hat, und das „Bohnenschneiden" nicht minder. Dieselbe Lust an nachbarlichem Verkehr und Geplauder, welche das „Maien gehen" in der Pfalz

so volksthümlich gemacht hat, gibt selbst dem Bohnenschnitt, wobei nicht blos das Haus, sondern auch die Nachbarschaft und Freundschaft hilft, seine Poesie. Und auf den Scherz wird hier wohl gar der Ernst gesetzt. Nach beendetem Schnitt sammeln die Burschen die Bohnenfäden und Abschnitzel und streuen sie übel gelittenen (oder übelberufenen?) Mädchen des Nachts vor die Hausthür. Zur Metzelsuppe lädt man nicht minder die ganze Sippe und alle Freundschaft, und schickt den Abwesenden kleine Würste in die Küche. Die Oster- und Weihnachtswecken, die der Hausvater dem Gesinde austheilt, die Bretzeln, welche der Gevattersmann dem Pathchen schenkt, das Kuchenbacken zur Hausfeier des Sonntags, die großen, fettdampfenden Kuchenbacktage vor den hohen Festen und der Kirchweih mit all ihrem Jubel für die Kinder, den überlieferten Reimsprüchen und Spielen: — das alles sind ebensowohl Alterthümer des Hauses wie der Küche.

Der Pfälzer hat nur wenig mehr übrig behalten von glänzenden Volksfesten auf offenem Markt, aber dafür hat sich ein festliches Leben bei ihm in das Innere des Hauses gezogen. Es führt uns dies wieder zurück auf den oft berührten Lichtpunkt des pfälzischen Wesens, auf die Breite und Tiefe und Heiterkeit des Familienlebens.

Das Sebaldusgrab Peter Vischers in Nürnberg mit seiner Fülle von Figuren und Ornamentwerk ist aus vielen Erzstücken so kunstreich zusammengesetzt, daß man nirgends absiehet, wie es unzerstört wieder in seine Theile zu zerlegen wäre. Auf der höchsten Spitze aber steht das kleine Christus-

kind, und dies ist der Schlüssel des Werks; löst man die Schraube, worin die Basis des Christkindes ausläuft, so legt sich diese ganze Welt vielgestaltiger Erzfiguren in ihre Theile auseinander. So gibt es auch dem profanen Auge versteckte Schlüssel, in welchen die Gestaltenfülle, die ganze kunstreiche Architektonik des Volkslebens zusammengehalten wird. Diese Schlüssel aufzufinden und anzuwenden ist die feinste, die zugleich wissenschaftliche und divinatorische Aufgabe des Ethnographen. Der verborgene Schlüssel nun, welcher das pfälzische Volksleben zusammenhält und aufschließt, das Christkind dieses Heiligenscheins, das Symbol jener Liebe, die Vergebung schafft für viele Sünden, ist des pfälzischen Volkes Familienhaftigkeit. Die Pfälzer muß man im Hause studiren, dann wird man tausend positive Thatsachen da entdecken, wo Andere die bloße Verneinung gesehen haben, dann wird sich uns erst das reine Verständniß erschließen für den lebendigen und originalen Inhalt des vielverkannten kirchlichen und politischen Lebens der Pfalz, man wird noch Schöpfungskraft der Volkssitten spüren, wo angeblich alles abgestorben seyn soll, ja man wird auch noch ungeahnte Alterthümer und eine ungeahnte Poesie des pfälzischen Lebens erschauen — und darunter auch die Alterthümer und die Poesie der pfälzischen Küche.

Siebentes Kapitel.

Sprachstudien.

I. Sprache und Volkscharakter.

Bei der pfälzischen Mundart mag uns Stärke und Schwäche süddeutscher Sprache im Vergleich zu norddeutscher recht hell einleuchten. Die Norddeutschen bemitleiden unsere Armuth, wenn sie hören, daß unser Volk das Imperfectum fast verloren hat und in Ermangelung des Genitivs auf der Präposition „von" von einem Hauptworte zum andern hinkt und das Participium praesentis höchstens aus dem Munde des Schulmeisters kennen lernt, nicht aber aus dem Munde der Mutter.

Allein sind wir auch stumpfer geworden für mancherlei Feinheit der Wortbeugung und des Wortgefüges, so blieben wir doch unendlich reicher als unsere nördlichen Nachbarn in Bilderfülle und Bilderkraft, in der Sinnlichkeit und Anschaulichkeit, im Derben und Rückhaltlosen des Ausdrucks. Dies bekundet Keiner so scharf wie der Pfälzer. Im Wort ist er vielleicht von allen Deutschen der burschikoseste und handgreiflichste, und wer einen Pfälzer in seinen massiven Bildern reden hört, der wird inne, daß das Imperfectum hier nicht aus Schwäche verloren, sondern aus Ueberkraft weggeworfen

worden ist. Man will alles Vergangene mit so unmittelbarer Bestimmtheit erzählen, daß man das episch ruhige Imperfectum gar nicht brauchen kann, sondern nur das dramatisch bestimmte Perfectum.

So setzen wir auch den demonstrativen Artikel vor alle Eigennamen, nicht aus Weitschweifigkeit, sondern aus dem Drang nach Unmittelbarkeit, da wir durch den bestimmten Artikel immer gleichsam mit dem Finger auf unsern Mann deuten.

Dasselbe Streben nach Verdeutlichung, nach Schärfung des demonstrativen, activen Ausdruckes liegt wohl auch jenem so weitverbreiteten süddeutschen Gebrauch zu Grunde, welcher statt des einfachen Praesens activi vielmehr den Infinitiv mit dem Hülfszeitwort „thun" setzt. So thut denn auch der Pfälzer schaffen und leben und genießen, weil er Alles gerne so deutlich wie möglich „duhn däht."

Der grammatischen Armuth der süddeutschen Dialecte läuft eine phonetische parallel, die bei dem Pfälzer ganz besonders grell hervortritt. Er kennt keine getrübten, dumpfen Vocale, sondern nur reine, helle und hilft also für die sämmtlichen ä, ü, ö, wie für die meisten Dopellaute mit e, i 2c. aus. Auch hierin mag man das Streben nach Klarheit und nüchterner Bestimmtheit des Klanges erkennen, und da es uns so geläufig ist, von Farbentönen und Tonfarben zu reden, so läßt sich ein solcher Dialect ja sehr bequem mit jenen Bildern vergleichen, die nur in scharfen Haupttinten gemalt sind ohne Uebergänge, Lasirungen und Helldunkel, wie man eben in alter Zeit zu malen und zu sprechen pflegte.

Wie will man sich aber wundern, daß ein Volk, welches

den hellen Rationalismus schon in der Sprache mitbringt, dem Rationalismus in der Kirche so gründlich zugethan ist?

Aus übermäßiger Deutlichkeit spricht der Pfälzer oft hart, manchmal geradezu barock. So stellt hier das Volk im Allgemeinen die Hauptwörter in ihren ganz richtigen Casus, nur eine höchst drollige Ausnahme ist durch die Etikette geboten. Das Fürwort „Sie" als Bezeichnung der zweiten Person darf nie im Accusativ gebraucht werden; statt dessen setzt man den Dativ. Man sagt also nicht: „Ich liebe Sie," sondern: „ich liewe Ihne," „ich hab' Ihne geseh'n" ꝛc. Das Erstere wäre um deßwillen respectwidrig, weil man hier „Sie" auch für jenes kleingeschriebene der dritten Person nehmen könnte, womit wir Dienstmägde und Gänsehüterinnen anreden. Doch ist auch der Satz: „ich liewe Ihne" immer noch nicht ganz ächt pfälzisch, sondern: „ich hab' Ihne lieb." Dies klingt demonstrativer, gewisser, unmittelbarer. Das Volk begünstigt zudem den männlichen Satzschluß; der doppelte trochäische Fall „liewe Ihne" klingt dem pfälzischen Ohr zu weich, zu vornehm und buchmäßig.

Ueberall wird das kurze einsylbige Wort dem mehrsylbigen vorgezogen, die tonlose Schlußsylbe wo möglich weggeworfen, und durch den einfachsten Bau der Sätze ein mehr springender, stoßender Tonfall, als ein eigentlicher Fluß des Wortgefüges erzielt. Schreibt man pfälzische Prosa, so wird sie sich mit den kurzen Sätzen und Worten und den männlichen Satzschlüssen nahezu wie französische lesen. Ich glaube auch fast, in meinem eigenen kurzangebundenen Style klingt etwas von dieser rheinischen Art, denn auch in der Schrift verläugnet kaum Einer seine Landsmannschaft.

Mehr noch als in der Grammatik steckt ein rasches, bestimmtes, selbst trotziges Wesen im Vortrag und Accent des Pfälzers. Er betont stark, oft überstark, oft zu viele Wörter in demselben Satze, er möchte Alles unübertrefflich klar und bestimmt sagen. Man hört Leute, denen die Rede gleich armsdick aus der Kehle springt. Solch voller Ton thut dem klanglos flüsternden Norddeutschen weh. Nicht umsonst hat dieser feinere, wir breitere Lippen. Wollen wir ein paar Worte recht frisch und herzlich sprechen, so stoßen wir sie rasch und stark hervor, daß der zärtliche, so überaus höflich singende Obersachse glaubt, wir hätten eine Grobheit gesagt. Schreien ist aber am Rheine fast ein Zeichen der Vertraulichkeit; daher auch der vorgedachte große Lärm in den pfälzischen Wirthshäusern. Begegnest du einem Bauern und willst ihn recht freundlich grüßen, so mußt du deinen Gutenmorgen recht scharf und kurz anschlagen; eine weiche, gedehnte, höfliche Aussprache hält er für Hochmuth und Vornehmthuerei. Wer aber ganz populär grüßt, der schleudert dem Andern den Gruß ins Gesicht, als ob er ihn beißen wolle. Ich kann dabei den Gedanken nicht unterdrücken, daß in der ganzen Art, in welcher wir Rheinfranken reden und öffentlich verkehren, doch gar oft etwas rennomistisches liegt. Daher gewinnt der keckste, übermüthigste, „forschste“ Bursch hier leichter als anderswo die größte Volksbeliebtheit.

Wer die Geschichte der pfälzischen Revolution recht ergründen will, der kann darum füglich mit solchen Sprachstudien anfangen.

In Schwaben und Bayern begegnet mir's nicht selten, daß mein nach heimathlicher Weise kurz hervorgestoßener Gruß

von den Bauern fast für eine Herausforderung genommen wird. Was bei mir der Ton der Vertraulichkeit, das erscheint Jenen als ein Ton der Drohung, des Vorwurfs oder des Hochmuthes.

Uebrigens stehen auch hierin die Pfälzer noch lange nicht auf der äußersten Spitze; sie bewähren sich vielmehr wiederum als ein Volk des Ueberganges und der Vermittlung, und ihr Vortrag, der neben den oberdeutschen Dialekten so derb, vordringlich und kurzangebunden erscheint, ist doch noch ohne Vergleich milder, gedehnter und einschmeichelnder als der wahrhaft schneidend grobe und abgerissene in manchen hessischen und nassauischen Gauen. Der Pfälzer kürzt und schärft auf der einen Seite, dehnt und zieht aber auch auf der andern. Er macht viele Consonanten schneidiger durch Verdoppelung, er liebt, das g in ch, das weiche s in ss zu verwandeln; das d, welches auf ein n folgt, in ein rasches nn zusammenzuziehen, so daß etwa aus den andern Kindern die „annere Kinner," oder noch kürzer die „annere Kinn" werden; dafür dehnt er aber wieder zahlreiche Vocale zu einer oft an's Niedrigkomische und Gemeine streifenden Breite, wie wenn er gelb in ein weitgezogenes „gehl," den Ball in „Bahl," schlecht in „schlehcht" verlängert. Er wirft bei vielen Wörtern die tonlose Endsylbe weg, fügt aber auch bei andern ohne Noth ein stummes e hinzu. Er geht nicht heim, sondern „häme"; der noch viel derbere und resolutere mittelrheinische Franke geht „hahm"; der Pfälzer zieht in „ahrem," „wahrem," „ahrig" 2c. sogar das einsylbige Wort zu zwei Sylben mitten auseinander und ruht in singendem Tone ebenso behaglich auf diesen gedehnten Vocalen, wie er andererseits natürliche Längen kurz abstößt.

Das erstere ist jedenfalls ein oberdeutscher Zug des Pfälzers, der uns nicht minder entschieden an den alemannischen Elsäßer erinnert, wie das scharfe Abschneiden der Worte an den hessischen Franken.

Das Wohlgefallen an burschikoser Keckheit spricht aus zahllosen pfälzischen Kraftworten. Ein Unrecht wird uns in der Pfalz nicht vorgeworfen, sondern „vorgeschmissen"; gar oft wird raufen („roppe") für pflücken, laufen für gehen, hauen für schlagen, schwätzen für reden gebraucht, fressen und saufen springt den Leuten rascher von der Zunge als essen und trinken, und wo Andere ein Ding einfach begreifen, da muß der Pfälzer oftmals hingreifen und tappen, er muß „bedabbele," um den Gedanken loszukriegen. Es genügt ihm nicht, den Schoppen zu „kneipen"; er „petzt" ihn. Er sagt niemals schlechtweg, wir Beide gingen spazieren, sondern bekräftigt, verstärkt, absolut „alle Beid'." In den großen landesüblichen Flüchen, „bei dene die Stern' am Himmel zittere," ist oft in der Verdoppelung der Worte und Bilder eine Kraft der Tautologie entfaltet, daß man sie als Muster dieser Redefigur in unsere Lehrbücher der Rhetorik aufnehmen könnte; in zehn Worten bietet folgender Fluch z. B. eine sechsfache Tautologie: „E himmelheiliger Dunnerwerrerkeil soll dich verschlahe' in de Grunderdborrem enei'!"

Durch solche Kraftworte womit man hauen und stechen kann, weiß der Pfälzer seine Gedanken so recht „worzweg" (von der Wurzel weg) ans Licht zu stellen. Man sieht, daß der Pfälzer hier eine provincielle Verdeutschung für ein Wort hat, welches wir schriftdeutsch gar nicht übersetzen können, für das Wort radikal. Schade, daß man das schlagende

„worzweg" nur adverbialiter gebrauchen kann, es würde sonst bei der Reinigung unserer politischen Kunstausdrücke vortrefflich anzuwenden seyn. Die pfälzische Mundart ist überhaupt reich an höchst anschaulichen, originellen Wortbildungen. Ein solch eigenes, für die Pfälzer sehr charakteristisches Wort fand ich in Nadlers pfälzischen Gedichten: „erdenwohl," in dem Sinne, wie man sonst pudelwohl oder sauwohl sagt; — ist das Wort wirklich Eigenthum des Volkes, dann bezeichnet es prächtig jenen dem Greifbaren und Irdischen, dem vollen, behaglichen Erfassen und Genießen dieser schönen Erde zugewandten Sinn der Pfälzer.

Diese zeugende Kraft der pfälzischen Mundart bekundet sich besonders in den vielen humoristischen Prädikaten, Bildern und Anspielungen, die der Pfälzer überall mit schlagendem Effekt anzubringen weiß. Unsere Schriftsprache könnte gar manches verjüngende und erfrischende Element aus der handgreiflichen Redeweise dieses lebendigen Volksstammes aufnehmen. Denn seit der letzten klassischen Periode unserer Literatur haben viele Epigonen vor lauter Kunst des Styls fast deutsch zu sprechen verlernt, wie die Ballettänzerinnen vor lauter Tanzen in der Regel das Gehen verlernen, so daß man sie auf der Straße von weitem schon an ihrem schlechten Schritt erkennt.

Der Ungezwungenheit des Pfälzers, nicht minder aber auch seiner Abneigung gegen alles Vornehme, Aristokratische ist es sicher beizuschreiben, daß die Mundart bei Synonymen so gerne den derberen, niedrigeren Ausdruck wählt. Der Schwabe spricht vom Roß, der Niederdeutsche vom Pferd, der Pfälzer vom Gaul; die Sau ist ihm geläufiger als das

Schwein, Gickel und Hinkel geläufiger als Hahn und Huhn und vor cynischen Worten schrickt der Volksmund doch wohl seltener zurück als anderswo. Diese populäre Derbheit macht darum die Sprache besonders geeignet, Genrebilder des niederen und niedersten Volkslebens mit wahrer Urkraft poetisch auszumalen.

In der Pfalz erkennt man, wie fast überall in Deutschland, den gebildeten und den ungebildeten Mann bei Ja und Nein; ich meine bei der Vocalaussprache dieser Worte. Je tiefer man in der Gesellschaft herunter steigt, um so origineller wird die Behandlung der Vocale. Der gemeine Mann verwandelt in der Pfalz nach Umständen das a in o, das e in a, das ü in i oder e, das au in aa, das ei in ee. Er spricht von „Fleesch un Been'," der mittelrheinische Franke von „Flaasch und Baan'" — und geht nicht nach Mainz, sondern er „macht uff Meenz." Wunderlich ist die Neigung das o in u und umgekehrt das u in o zu verwandeln; Homburg dreht sich von hinten nach vorn in „Humborg," und statt vom Domthurm schaut der Pfälzer vom „Dumthorn" herab. Die ächte provincielle Vocalisation wird man aber ganz folgerecht nur noch beim Bauern finden; der Bürger, welcher die Gränzen seines Landes bereits öfters überschritten hat, hält noch an der provinciellen Behandlung der Consonanten, der grammatischen Beugungen und des Periodenbaues fest bei dem merklichen Streben die Vocale möglichst hochdeutsch über die Lippen zu bringen. Die Diphthonge dagegen wird er meist kaum minder mundartlich behandeln als der Bauer. Der städtische Weltmann, der Aristokrat der Bildung, mag nun diese Dialekteigenheiten alle abgeschliffen haben, so wird

ihm doch noch der provincielle Tonfall verbleiben, der Gesang in der Sprache, und Tempo und Rhythmus nach mundartlichem Herkommen. Jede Mundart hat ihre besondere Musik, das innerlichste eigenste Wesen von Klang und Laut und diese Musik seiner Heimath kann Keiner ganz weder aus dem Ohr noch aus der Kehle tilgen. Und kämen die feinsten, glattesten Leute, käme ein Congreß sämmtlicher deutscher Fürsten zusammen und sie sprächen Alle französisch, so glaube ich, ein feines, der deutschen Sprache in ihrem Dialektspiel wahrhaft kundiges Ohr würde aus Tonfall und Rhythmus, aus der Musik dieses von deutschen Lippen fließenden Französischen erkennen, welcher deutschen Sprachzone jeder Einzelne angehöre. Daher kommt es auch, daß man von aller Dialekteigenheit die örtliche Aussprache der Doppellaute am schwersten abstreift, denn in ihnen tritt jenes musikalische Element schon bestimmter hervor als in dem reinen Vocal.

Diese Musik der Mundart läßt sich freilich für den nur beschreiben, der dieselbe bereits kennt, wie man überhaupt Musik nur dem Musikalischen in Worten verdeutschen kann.

Bei den Pfälzern möchte ich das Auszeichnende des musikalischen Redevortrags etwa folgendergestalt bestimmen: der breite, singende, schwebende Ton des Schwaben und Alemannen verbindet sich mit dem kurz abgestoßenen, derb entschiedenen Tonfall des hessischen Franken; Tempo und Rhythmus wird dadurch auffallend ungleichmäßig, schwankend zwischen stetem Ritardando und Accelerando, ein ächtes Tempo rubato im Doppelsinne der technischen wie der buchstäblichen Bedeutung des Wortes; trotz der breiten Dehnung vieler Vocale entsteht solchergestalt doch wieder eine Härte des Tonfalles, die sich

durch das Streben möglichst viele Worte als besonders wichtig zu betonen, noch merklich steigert. Dazu kommt noch die mehrgedachte breite, schneidende Vocalisation der zahllosen aa, ee und ai, um trotz mancherlei Verwandtschaft mit dem tieferen, wärmeren Colorit der schwäbischen und alemannischen Sprache, doch den hellen, grellen rheinfränkischen Farbenton entschieden vorklingen zu lassen.

II. Alemannische Dialecttrümmer in fränkischer Mundart.

Man unterscheidet insgemein zwischen vorderpfälzischem und westricher Dialect und stellt zunächst die raschere Redeweise des Vorderpfälzers der mehr singenden des Westrichers entgegen, wie man denn überhaupt dem Vorderpfälzer mehr Energie, Geistesgewandtheit und Witz, dem Westricher mehr Phlegma, Gemüthlichkeit und Humor zuschreibt.

Der sprachliche Gegensatz wird, wie ich glaube, schärfer dahin bezeichnet, daß in der Vorderpfalz schwäbische und alemannische Einflüsse in der Mundart noch weit vernehmlicher durchklingen, im Westrich dagegen die fränkischen. Ich folgere dies aber keineswegs aus dem Unterschiede des raschen und singenden Sprechens, welches in den gedachten allgemeinen Charakterzügen des beweglichen Flachlandbewohners und des abgeschlossenen Gebirgsbauern seinen Grund haben mag, sondern aus zahllosen grammatischen Formen, Bildern, Schlagwörtern und Redewendungen.

Wer, gleich mir, vom Standpunkte des fränkischen Taunus- und Lahndialekts in das Westrich schaut, der wird in diesen pfälzischen Bergen tausenderlei Verwandtes, Heimisches, in der Vorderpfalz dagegen nicht weniger Fremdes — nach unserm Volksausdruck „Schwäbisches" — finden. Der westricher Dialektdichter Schandein sagt z. B., das Eigenthümlichste und Alleineigene der westricher Mundart sey die Neigung, die Laute d, t, ja selbst tt nach langem, häufig aber auch nach kurzem Vocale, namentlich bei nachfolgendem e oder i in r oder rr zu verwandeln. Eigenthümlich ist das allerdings und auch wohl unterscheidend für die Mundart des Westrich und der Vorderpfalz; doch etwas der ersteren Alleineigenes keineswegs. Denn am Taunus und der Lahn huldigen wir ganz derselben Regel und sagen so gut wie in den Vogesen „Gewirrer" statt Gewitter und „Jurre" statt Juden und „Borrem" statt Boden. Wir schärfen und verdoppeln sogar dieses r noch häufiger als der Westricher, da unsere Aussprache überhaupt derber und weniger singend ist. Aehnliche Sprachverwandtschaft des Westrich mit dem rechten Ufer des Mittelrheins wiederholt sich hundertfältig; ja selbst in Sitte, Lebensart und Häuserbau steht das fränkische Bergland vom Vogelsberg bis zur Lahnmündung dem Westrich ohne Vergleich näher als der Vorderpfalz. Der Donnersberg mit seiner eigenthümlichen, bis zur Mainzer Rheinbrücke sich fortziehenden Dialektschattirung bildet Vermittelung und Uebergang.

Eine Erklärung liegt nahe. Die Rheinebene blieb auch nach der fränkischen Besitznahme doch immer im nächsten und unmittelbarsten Verkehr mit Schwaben und Alemannien. Die Hauptstraßen ziehen hier mit dem Rheinlauf von Süd nach

Nord, d. h. von alemannischem nach fränkischem Land. Die Mundart folgt aber nicht blos den Stammessitzen sondern auch den großen Verkehrswegen. So hat sich eine Fülle schwäbischer und alemannischer Sprachtrümmer in der Vorderpfalz behauptet, gleichviel ob sie im Lauf der Jahrhunderte erst wieder durch nachbarlichen Verkehr hereingebracht, oder aus der alten Alemannenzeit übrig geblieben sind. Auch ehemalige Territorialverhältnisse, das Hereinragen elsäßischen Gebietes in den heutigen Pfalzkreis, und pfälzischen in das heutige Elsaß mögen solchen Austausch befördert haben. Ueberall durchdringen sich ja nachbarliche Dialekte und gestatten keine sichere Liniengränze. So sind Bruchstücke der vorderpfälzischen Mundart gegentheils auch tief in Schwaben noch wahrzunehmen. Schon oberhalb Heilbronn am linken Neckarufer des würtembergischen Oberamtes Besigheim beginnt man zu „pfälzern,“ spricht „Gawwel“ statt Gabel und „Stuwwe“ statt Stuben und macht pfälzisches Französisch-deutsch, wie „Schenkage,“ Schmierale, „Ravangle“ (ravage) ꝛc.; warum sollte man also in der Pfalz nicht auch schwäbeln?

Das abgelegene Westricher Gebirg dagegen, namentlich in seiner nördlichen Hälfte, stand außer aller unmittelbaren Verbindung mit Schwaben und Alemannien. Die Heerstraßen vermeiden hier bis auf diesen Tag noch fast durchaus die Richtung südwärts ins Elsaß. Dagegen brechen uralte Hauptwege ostwestlich durch das Gebirg, das rheinfränkische Land mit Lothringen verbindend. Auf diesen Straßen erhielten also die Westricher ihre schwäbisch-alemannischen Reminiscenzen erst aus zweiter Hand durch die Vermittelung der Vorderpfälzer. Ferner dürfen auch hier frühere Territorialverhältnisse nicht

übersehen werden. Die pfälzischen Besitzungen auf dem Hunsrück und am Mittelrhein schlossen sich unmittelbar an den nordwestlichen Flügel des Westrich. Hier drang das entschiedenste Rheinfrankenthum ebenso bestimmt ins Land, wie auf der Heidelberger Neckarstraße das Schwabenthum. Nassau-Weilburg hatte stattliche Besitzungen im Westrich vom Donnersberg bis hinüber nach Saarbrücken. Gar manche Volkseigenthümlichkeit, die wir heute gleicherweise an der Lahn und dann mit weitem Sprung in den entlegensten Thälern des Westrich finden, mögen dieser mehr als vierhundertjährigen politischen Gemeinschaft beizumessen seyn, wie ich auch am Donnersberg, an der Alsenz und bei Saarbrücken noch eine auffallende Zahl eigenthümlicher Familiennamen gefunden habe, die in Nassau für altnassauische gelten.

Auf dem Hunsrück und in den das Glangebiet berührenden preußischen Strichen lassen sich eine Menge Dialekteigenthümlichkeiten verfolgen, die unmittelbar mit der Westricher Mundart zusammenhängen, aber andererseits auch schon auf die niederrheinisch-fränkische Sprache hinüberweisen. So sagt man auch im Kreise Simmern noch „Borem, Gewirrer ꝛc.," fügt aber auch bereits die niederrheinische Umwandelung des s in t, wie deinet, meinet, et war ꝛc. hinzu. Nirgends im deutschen Westen ist ober- und niederdeutsches Wesen so enge zusammengerückt, als auf der kurzen Linie vom Westrand der Pfälzer Vogesen zum Hunsrück.

So blieb also im Westrich fränkische Art viel stätiger und ausschließender gesichert. Ueberhaupt werden die Züge alemannischen Volkslebens in allen Stücken schwächer, je weiter man vom Südostrande der pfälzischen Vogesen ins

innere Gebirg nordwestwärts vordringt. Am unteren Glan und an der Nahe sind sie ganz verschwunden. Dasselbe gilt von der Dialektfärbung.

Der Vorderpfälzer sagt (schwäbisch) Gutenabend, sowie die Mittagsstunde geschlagen hat, er grüßt auf die kommende Zeit; der Westricher sagt (rheinfränkisch) Gutenabend erst dann, wenn der Abend wirklich hereinzubrechen beginnt; er grüßt auf die Gegenwart. Hier und da ist diese Unterscheidung schon verwischt, aber auf vielen Punkten zieht die Gränze der beiden Grüße noch immer mit dem vorderen Kamme der Hart.

Bei dem mittelrheinischen Volke gilt als sprachliches Erkennungszeichen des „Schwaben“: die Verkleinerungssylbe le und das scht im Sylbenschluß. Ein moderner Germanist wird zwar dieses Schiboleth nicht für so unbedingt den Schwaben kennzeichnend gelten lassen, allein bemerkenswerth ist immerhin, daß in unsern rheinischen Gegenden diese Dialekteigenheiten innerhalb des fränkischen Volkes genau so weit reichen, als sich überhaupt noch ein Eindringen schwäbisch-alemannischer Sitte verfolgen läßt. Bei dem Pfälzer des rechten Rheinufers herrscht die Verkleinerungssylbe le über die Sylbe chen; bei dem Vorderpfälzer des linken Ufers halten sich beide so ziemlich die Wage; bei dem Westricher tritt le gegen chen zurück; im nördlichen Rheinhessen räumt der schwäbische Brauch dem fränkischen vollständig den Platz. Ganz dieselbe Stufenfolge zeigt sich bei dem scht am Schlusse der Sylben. Der Westricher ist viel sparsamer damit als der Vorderpfälzer; jenseit der Mainzer Rheinbrücke kennt das Volk diese Aussprache gar nicht mehr und übt sie ausnahms-

weise nur da, wo ein r dem st vorhergeht. Alsdann wird aber auch der Laut — wie in „Worscht" und „Dorscht" — ganz besonders herausgezischt.

Die Doppelart fränkischer und schwäbischer Aussprache stellt der Pfälzer in der Beugung des Zeitwortes „seyn" recht friedlich und anschaulich neben einander: „du bischt" und „er iß." Gerade bei diesem Verbum hat übrigens die Westricher Mundart eine Eigenthümlichkeit, die sie meines Wissens allein auszeichnet. Man conjugirt nämlich: Ich bin, du bischt, er iß; mer bin, ehr bin, sie bin — und fragt: bimmer, biner, binse? statt sind wir, ihr, sie? Es wechselt also hier Seyn noch nicht die Rolle mit Bin, und da der Infinitiv im Volksmund überhaupt nur selten gebraucht wird, so hört man kaum das Wort „seyn." Mit der Abneigung gegen dieses unserer hochdeutschen Sprache so übermäßig geläufige Hülfszeitwort mag dann auch zusammenhängen, daß die alemannische Form „gsieh" statt gewesen überhaupt in die Pfalz nicht eingedrungen ist. Allein so eigenthümlich diese Form dem Alemannen auch seyn mag, so ist es doch gewiß ein willkürlicher Schulsatz, anzunehmen, daß überhaupt nur soweit alemannische Spracheinflüsse reichen, als man das Wort „g'sieh" statt „gewesen" setzt. Schon darin, daß der Pfälzer „gewest" und nicht wie der strenge Rheinfranke „gewese" spricht, nähert er sich übrigens auch auf diesem kritischen Punkte wieder dem Schwaben, der dem Alemannen so nahe steht.

Mir dünkt, hier, wo es sich nicht um alte Gau- und Stammesbegränzungen, sondern um das flüssige, aus den verschiedensten Gegenwirkungen der Jahrhunderte hervorgegangene m o d e r n e V o l k s l e b e n handelt, sey für die Dar-

legung nachbarlicher Einflüsse keineswegs blos eine vor allen charakteristische Wortform entscheidend, sondern die möglichst größte Summe der mannichfaltigsten gemeinsamen Sprachzüge.

Es mögen daher noch einige bunte Proben alemannischer und schwäbischer Sprachtrümmer in dem seiner letzten Grundlage nach gewiß entschieden fränkischen Dialekt der Pfälzer folgen.

Der Schwabe fragt: „Wo gescht' na?" der Alemanne: „Woane?" der Pfälzer: „Wo gesch' de anne?" — Der Hesse und Nassauer dagegen: „Wo gest' de hin?"

Der Alemanne und Schwabe kommandirt Pferde und Ochsen mit „hüscht und hott" (rechts und links); der badische Pfälzer des rechten Rheinufers deßgleichen; bei dem Pfälzer des linken Ufers kommt dagegen schon der fränkische Ruf: „haar und hott," im Westrich ganz entschieden. Doch wäre es möglich, daß auch in der bayerischen Vorderpfalz der alemannische Ruf noch hier und da im Schwange ginge.

Das schwäbische „Häfele" kennt man noch in der Pfalz, aber viel besser schon das fränkische „Dippche." Gleich dem Alemannen wirft der Pfälzer die Flickwörter „just" und „justement" noch fleißig in die Sätze und beginnt auch wohl sein letztes Wort mit einem elsässischen „enfin." Er weiß, gleich dem Alemannen, daß die Bienen auch Immen heißen, während wir dieß am Mittelrhein erst beim Schulmeister lernen müssen; er spricht noch von „dausig" Gulden und vom „Bu" und hängt den Adjectiven das zärtlich weiche i an — schöni, liebi, guti ꝛc. — als hätte er dies alles in Hebels alemannischen Liedern gelesen. Er sagt auch wohl noch mit dem Alemannen „nimmi" statt nicht wieder. Der

hessische Franke kennt „nimmer" nur als Schriftwort im Sinne einer verstärkten Verneinung.

In Alemannien und der Pfalz wachsen „Grumbeere", in Schwaben „Grumbire" und „Erdbire;" erst nördlich von Mainz werden ganz entschieden Kartoffeln daraus.

Mit dem Alemannen nennt auch der Pfälzer sein Essen zuweilen noch „Imbs" (Imbiß), namentlich sofern es sich um altüberlieferte festliche Schmäuse, den „Leichenimbs" u. dgl. handelt. Weiter nordwärts im strengeren Rheinfrankenland verschwindet das Wort.

So hört man auch häufig in der Pfalz die Weinpreise nach schwäbischer Art bezeichnen, indem ein Wein, dessen Schoppen 12 oder 8 rc. Kreuzer gilt, ein „Zwölfer, Achter" rc. genannt wird. Im Rheingau versteht man unter Zwölfer oder Achter einen Wein der Jahrgänge 1812 oder 1808; einen Wein für jenen Preis nennt man dagegen dort sehr zierlich einen „Zwölfkreuzersch-Wei'." Solche Dinge, wie der tägliche Gruß, das Kommando des Zugviehs, die Bezeichnung des Weinpreises u. dgl. sind nicht minder wichtig für die Erkenntniß des Zusammenhanges der Völker in Sprache und Sitte als einzelne grammatische Beugungsformen; denn in derlei meist uralten Redewendungen spricht sich die Logik wie die sinnliche Anschauung eines Volkes oft gerade am allertiefsten aus.

Wer die Fragmente schwäbisch-alemannischer Anklänge durch den gesammten Wortschatz der Pfälzer weiter verfolgen will, der findet Ausbeute ohne Ende. Uns genüge, auch hier die Thatsache erkannt zu haben, daß dieses Volk an der großen Heerstraße oberrheinische und mittelrheinische Natur

verbindet und ineinander überleitet. Die Bildsamkeit des Pfälzers und seine leichte Hingabe an das Fremde spricht aus der bunten Mischung seiner Mundart. Wie er schwäbische Formen willig aufnahm, so hat er auch französischen Wörtern und Wendungen und einer großen Masse Hebraismen Eingang vergönnt, ohne darum andererseits das Gepräge einer gewissen Originalität verloren zu geben.

Der Pfälzer besitzt gleichsam ein neutrales Dialektgebiet und wird darum vom Nord- und Süddeutschen leicht verstanden. Als wir neuen Münchener, die wir ja für uns schon so ziemlich die Haupt-Sprachzonen Deutschlands repräsentiren, zur Zeit der großen Industrieausstellung vollends Männer jeglicher deutscher Zunge in unsern geselligen Kreisen begrüßten, geschah es auch, daß in so bunt gemischtem Cirkel Dialektdichtungen vorgelesen wurden. Beim bayrischen und österreichischen Dialekt wie beim Plattdeutschen blieb für den Einen und Andern das Einzelne unverstanden oder rief einen Commentar hervor, den pfälzischen verstand Jeder von selber.

III. Vier Dichter.

Da sich nun der pfälzische Dialekt nicht sowohl durch abgeschlossene Originalität, als durch die Verschmelzung und Vermittelung ober- und mittelrheinischer Sprachformen auszeichnet, so bietet er für den philologischen Forscher der Mundarten im Grunde weniger Interesse als für den Ethnographen. Er hat auch noch keineswegs eine der Unter-

suchungen über gar manche andere Dialekte ebenbürtige wissenschaftliche Bearbeitung gefunden.

Dagegen machte gerade seine Mischlings- und Uebergangsnatur den pfälzischen Dialekt zu einem vorzüglichen Vertreter des ober- und mittelrheinischen Sprachgenius im Allgemeinen. Und darum fand er um so mehr dichterische Bearbeiter, die sich seiner als eines unübertrefflichen Mittels bedienten, den Volksgeist einer großen weit über die Pfalz hinausgreifenden rheinischen Zone zur handgreiflichen Anschauung zu bringen. Eben weil der universelle, bildsame und gastfreie Pfälzer so viele Züge seiner sämmtlichen Nachbarn angenommen hat, repräsentirt er auch wieder die ganze Nachbarschaft.

Es sind in neuerer Zeit vier namhafte pfälzische Dialektdichter aufgetreten, von denen Jeder nicht nur ein besonderes Gebiet der pfälzischen Mundart, sondern auch des pfälzischen Volksgeistes darstellt: Kobell, Nadler, Schandein und Lennig.

Kobell[1] ist bekanntlich kein geborener Pfälzer. Aber mit bewundernswürdigem Geschick hat sich der in München geborene, doch von pfälzischen Voreltern abstammende Dichter die Feinheiten unserer rheinischen Mundart zu eigen gemacht. Wie Jeder, der sich von Außen her einem Volke nähert, sucht er die allgemeinen Charakterzüge tiefer zu erfassen als die vereinzelten Besonderheiten. Dieß gilt selbst von seiner Behandlung der Mundart. Es ist die vorderpfälzische. Allein ein eingeborener Vorderpfälzer wird auch diesen Begriff schon für einen verallgemeinerten, für eine Abstraktion halten. Denn vorderpfälzisch an sich wird ja nirgends

[1] Gedichte in pfälzischer Mundart. 4. Auflage. München. 1854.

gesprochen, und in Heidelberg redet man anders als in Speyer, in Neustadt anders als in Frankenthal. Allein die allgemeinen Grundlinien dieser örtlichen Schattirungen zusammenzufassen und so uns eine Anschauung vom Allgemeinen und Wesentlichen der vorderpfälzischen Dialektspielarten zu geben, dieß ist Kobell vortrefflich gelungen. Ja ich glaube, es konnte ihm nur gelingen, weil er weder ein Heidelberger ist, noch ein Speyrer, Neustadter oder Frankenthaler. Damit hängt zusammen, daß Kobell den allgemeinen Genius der pfälzischen Sprache überhaupt uns versinnbildet, wie keiner von den andern, der Pfalz persönlich angehörenden Dialektdichtern. Der Pfälzer wird vielleicht allerlei kritisches Bedenken gegen ein und das andere Wort in Kobells Gedichten erheben; aber der Nichtpfälzer gewinnt durch ihn am ersten Klarheit über den Grundcharakter der pfälzischen Mundart. Mitunter — wenn auch selten — sind dem Dichter wohl etwas allzu schriftdeutsche Wendungen eingeflossen, oder es entschlüpft ihm ein kleiner bayerischer oder schwäbischer Provinzialismus. Allein gerade der Umstand, daß solche Abweichungen von der scharfen Linie des Dialekts durchaus nicht stören und erst mit der kritischen Brille aufgesucht werden müssen, zeugt wiederum für die Biegsamkeit, für die vermittelnde Stellung des pfälzischen Idioms.

Noch glänzender treten diese Eigenthümlichkeiten Kobells bei dem Inhalt der Gedichte hervor. Er spricht nicht aus dem Ideenkreise eines besonderen Standes oder einer besonderen pfälzischen Oertlichkeit heraus; auch eine besondere Zeitstimmung ist nicht dargestellt. Er schildert uns vielmehr die allgemeinsten und wesentlichsten Züge des Volkscharakters

als solchen: den pfälzischen Patriotismus und Particularismus, die Aufklärung, den Witz, die Superklugheit, die frische Lebenslust, die Redseligkeit und Offenherzigkeit dieses Volkes. Er schlägt ganz allgemeine Themen an, aber er schreibt ächt pfälzische Variationen dazu. Bei alle diesem überwiegt der heitere, launige Ton; seltener klingt die naive Sentimentalität des deutschen Volksliedes dazwischen; dagegen erinnert hier und da ein gewisses lehrhaftes, epigrammtisches Wesen ganz vortrefflich an den verständig praktischen Geist und schlagfertigen Witz der Pfälzer. Es ist nicht die bienenfleißige Pfalz des Nationalökonomen, auch nicht die in so grellem Gegensatz von Licht und Schatten des öffentlichen Lebens hervortretende moderne Pfalz des Socialpolitikers: es ist die alte „fröhliche Pfalz," die uns in Kobells Liedern freundlich anspricht, die fröhliche Pfalz, die — gleich der „guten alten Zeit" — halb nur in der Sage, halb aber auch immer noch in der Wirklichkeit fortlebt. Der Dichter als Künstler hat durch diese allgemeinere und ideelle Fassung seiner Aufgabe natürlich die größten Vortheile zur Hand bekommen, er konnte frei gestalten, die Form anmuthig ausrunden, er war behütet vor jener Breite und inneren Planlosigkeit, die fast allen Dialektdichtungen anklebt, wenn sie die kleinsten und eigensinnigsten Besonderheiten des Volkslebens daguerreotypistisch abschildern wollen, und so die Freiheit der künstlerischen Plastik sich entwinden lassen durch die bewältigende Fülle des Stoffs.

Im geraden Gegensatz zu Kobell steht Ludwig Schandein.[1] Er gibt uns Proben eines ganz bestimmt begränzten örtlichen

[1] Gedichte in Westricher Mundart. Stuttgart und Augsburg, J. G. Cotta'scher Verlag. 1854.

Zweiges des Westricher Dialekts. Die grammatischen und lexikalischen Notizen, welche der Dichter den Liedern beifügt, machen mit der ungemeinen Sicherheit, die er in der Handhabung der Mundart bekundet, sein Buch zu einer zuverlässigen Quelle für den Sprachforscher. In dieser strengen und individuellen Weise kann jeder Mensch nur eine einzige Dialektform handhaben, nämlich des Gaues, ja nur des Thales, wo er geboren und erzogen ist. Ebenso ist auch der Inhalt von Schandeins Gedichten im Geiste einer ganz bestimmten, vorwiegend bäuerlichen Bevölkerung aus der mittleren Region des gebirgigen Westrich gedacht; bestimmte sociale und politische Thatsachen stehen mehrfach scharf gezeichnet im Hintergrund. Die Auswanderer treten uns vor Augen mit ergreifender Wahrheit der sittlichen und socialen Motivirung, das Trauerspiel des kläglichen Freiheitsrausches der jüngsten Revolutionsjahre wird mit einer wahren kulturgeschichtlichen Miniaturcharakteristik in Scene gesetzt. Ein schwermüthiger Ton zwiefacher Art zieht durch viele dieser Gedichte: subjektiv eine gewisse Heimwehseligkeit, die dem Bewohner des ärmeren Gebirges näher liegt als dem Kinde der lachenden Vorderpfalz; dann aber auch objektiv der düstere Ernst einer socialen und wirthschaftlichen Krisis, die uns in ganz Bayern nirgends so erschütternd vor die Seele getreten ist, als eben in den ärmsten Gebirgsthälern des Westrich. Der Humor des Poeten hat Kobell getrieben, Gedichte in der Sprache des heiteren, aufgeweckten, mit Witz und Laune übergossenen pfälzischen Volkes zu schreiben; Schandeins Lieder sind die Herzensergießungen des manchmal heiter, öfters wehmüthig und zu ernstem Nachdenken gestimmten Patrioten. Doch

müßte er kein Pfälzer seyn, wenn ihm nicht auch bei gedankenumwölkter Stirne launige Bilder, drollige Vergleiche und scharfe Wortwitze sattsam und ungesucht über die Lippen schlüpften. Der Stoff beherrscht häufig die Form; die epigrammatische Zierlichkeit Kobells ist in der Regel weder erstrebt noch erreicht. Die längeren erzählenden Gedichte erinnern in ihrer umständlichen treuherzigen Breite, wie auch schon durch ihre in langem Strom ohne strophische Gliederung fortlaufenden kurzen jambischen Verszeilen, an altdeutsche Dichter, zumeist an Hans Sachs. Dem Pfälzer werden diese fleißigen Dichtungen werther und verständlicher seyn als dem Ausländer. Wie in ihrer Diction dem Sprachforscher, so bieten sie in dem fleißigen, ehrlichen Detail des Inhaltes, in der höchst getreuen Schilderung von Sitten und Gebräuchen, in dem mit ethnographischer Genauigkeit gezeichneten Unterschied von Westrich und Weinpfalz dem Volksforscher fast reicheres Interesse als dem Kunstrichter.

Eine ganz andere Seite des pfälzischen Lebens schildert wiederum Nadler.[1] Wir lernen hier die städtische Heidelberger Mundart und die wenig abweichende Schattirung der halbstädtischen Bauern von der Bergstraße kennen. Auch Nadler darf sich rühmen, mit philologischer Genauigkeit die Sprache geschrieben zu haben, welche er als Landeskind redet. Für die Vergleichung des pfälzischen Idioms der rechten und linken Rheinseite ist sein Buch höchst werthvoll; auf jedem Blatte können wir uns hier von dem stärkeren Vorherrschen schwäbisch-alemannischer Anklänge in der Sprache des rechten

[1] Fröhlich Palz, Gott erhalts! Gedichte in Pfälzer Mundart. Frankfurt, Brönner. 1847.

Ufers überzeugen. Die besten Gedichte Nadlers sprechen eine ganz besondere Zeitstimmung aus, ja viele gehören offenbar in das Gebiet der Tendenzpoesie. Es ist der vormärzliche pfälzische Liberalismus, den wir hier mit Händen greifen, der Begeisterungsjubel freisinniger Zweckessen und Zweckräusche, die Wichtigthuerei mit weltbewegenden Kammerreden, Ausschußvorträgen und Zeitungsartikeln, das ganze südwestdeutsche politische Gebummel und Gebrummel der Jahre 1846 und 47, dazu der Zopf kleinstädtischen Gemeinderegiments und krähwinkeliger Bürgerwehrfatalitäten, endlich aber auch manche Züge ächten und unverwüstlichen Volkslebens in bunten Bildern. Da Nadler als Satyriker über jenen Bewegungen steht, die er schildert, so weiß er besonders die dem pfälzischen Idiom so auszeichnend eigenthümliche satyrische Schneide scharf zu wetzen und den Wortschwall hohler politischer Phrasen gleichsam in und mit der Muttersprache der liberalen Bummelei lächerlich zu machen. Doch überragt auch hier das Interesse des Stoffes entschieden das poetische. Manche kleinere Gedichte sind geradezu in Verse gesetzte Zeitungsanekdoten. Auch diese Benützung der Dialektpoesie ist charakteristisch für die moderne Pfalz, in deren Geschichte die Zeitung, von Wirths „Tribüne“ bis zu Struve's „Zuschauer“, eine so große Rolle spielt.

Als Vierten endlich in unserm vierblättrigen Kleeblatt nenne ich den vor etwa zwanzig Jahren verstorbenen Mainzer Friedrich Lennig. Er dichtete im Donnersberger Dialekt, der sich durch Rheinhessen bis Mainz hinüberzieht, als nördlichster Ausläufer pfälzischer Mundart und zugleich als Vermittelungsglied des vorderpfälzischen Idioms mit dem fränkisch mittelrheinischen. Lennigs Dialektschattirung bildet

also den entgegengesetzten Pol zu der von Nadler behandelten. Schon in Wort und Laut zeichnet sie sich durch mittelrheinische Derbheit aus, wie jene durch schwäbische Gemüthlichkeit. Lennig verzichtet darum auf alle Sentimentalität, auf alles Weiche und Zierliche, auch auf die feinere Satyre; er weiß worin die Stärke seiner Mundart liegt und beutet nur diese Seite aus. Er steigt hinab in die untersten Kreise des Volkes und malt uns Genrebilder, gewürzt mit allem Salz der niederen Komik, in Ungezwungenheit, Keckheit und Naturwahrheit unübertrefflich. Lennig ist nicht, was die Schule einen Dichter nennt. Seine pfälzischen Gedichte stehen in einem Büchlein, mit dem ungeschickten Titel: „Etwas zum Lachen" (Mainz, Kirchheim und Schott. 3. Aufl. 1839), und sind hier von hochdeutschen Gedichten begleitet, die wegen ihrer Trivialität und zopfigen Form größtentheils kaum mehr lesbar sind. Aber wenn Einer den viel gemißbrauchten Namen eines „Naturdichters" ehrlich verdient, dann ist es Lennig, und zwar eben für seine Gedichte in pfälzischer Mundart. Indem er uns hier das gemeine Volk in allen Widersprüchen seines Wesens leibhaftig abmalt, weiß er so kecke psychologische Lichter aufzusetzen, so überraschend fein zu charakterisiren und kunstlos dennoch das Ganze sicher abzurunden, daß zuletzt trotz allem Naturalismus ein wirklich poetisches Gebilde vor uns steht. Wenn Ostade und Jan Steen Künstler waren, dann ist Lennig auch ein Dichter. Ich kenne wenigstens keinen zweiten deutschen Dialektdichter, der die niedere Komik, den Humor von der Gasse mit so viel Kraft, Salz und ergötzender Wirksamkeit gehandhabt hätte. Eine Menge von Lennigs Versen und Sentenzen

sind in den Mund des mittelrheinischen Volkes übergegangen, und seine pfälzischen Gedichte, obgleich keine behaltsamen Lieder, sondern Erzählungen und Schilderungen in schwerfälligen Alexandrinern, wurden im Laufe mehrerer Jahrzehnte am Rhein immer volksthümlicher. Der Dichter weiht uns in das geheimste Seelenleben diebischer, betrügerischer, geschwätziger, neidischer Marktweiber ein, er zeigt uns die Betrügereien des Wucherers, die Dummpfiffigkeit des Bauern, die wunderliche Mischung von rohem Materialismus und naiver Sittlichkeit im Volke, die Pferdekur bäuerlicher Kinderzucht, — aber alles dies nicht, daß wir uns darüber entsetzen, sondern, daß wir solche Dinge höchst anmuthig und erfrischend finden und vergnüglich darüber lachen müssen. Wir erhalten nur ein ganz beschränktes Stück pfälzischen Volkslebens, allein ein höchst charaktervolles und mit wunderbarer Naturtreue gezeichnet. Den Künstler aber erkenne ich daran, daß er Zustände, die an und für sich fast widerlich gemein sind, dennoch heiter anmuthend und gleichsam als die Hülle einer geahnten edleren Lebensregung auch im untersten Volke uns darzustellen weiß.

Kobell entwickelt die Grazie und naive Komik des pfälzischen Dialekts, Schandein dessen ernsteren und sentimentaleren Ausdruck, Nadler die sprachliche Schneide der Satyre, Lennig die Derbheit und Ungezwungenheit und den Cynismus unserer Mundart. Zu jenem wahrhaft erhabenen, tragischen Pathos, welches Hebel in seinem alemannischen Dialekt manchmal zu erreichen weiß, hat der pfälzische das Zeug nicht. Es hat auch keiner unserer vier Dichter einen Versuch in dieser Richtung gemacht.

Kobell führt uns zu dem pfälzischen Volke als solchem, Schandein zu den westricher Bauern, Nadler zu vorderpfälzischen Stadtbürgern, Lennig steigt herunter zum bäuerlichen Proletariat. Nadler vertritt die südöstliche Pfalz, Schandein das Centrum, Lennig den nordöstlichen Flügel, Kobell die Pfalz in ihrer ethnographischen Allgemeinheit. Ein Dialektdichter fehlt noch, der uns das westliche Sprachgebiet des Westrich mit Schandeins Gründlichkeit darstellte. Lennig versetzt uns in die friedliche Zeit vor der Julirevolution, Nadler in die Schlußjahre der vormärzlichen Periode, Schandein in die Tage nach dem pfälzischen Aufruhr und in die Gegenwart, Kobell verzichtet fast durchaus auf eine besondere Zeitstimmung.

So haben wir in diesen vier Dichtern nicht nur eine Vertretung des pfälzischen Dialekts, sondern auch eine Schilderung des Volkscharakters in seinen Hauptzügen. Wenige Gaue werden sich gleich vielseitiger und tüchtiger Arbeiten im Kreise der mundartlichen Poesie rühmen können, aber wenige Mundarten reizen auch so sehr zum poetischen Versuche, wie die pfälzische, die uns in ihren stehenden Bildern und Redewendungen den Witz und Humor und die originellsten Gedanken schon fertig entgegenbringt.

Achtes Kapitel.

Politische und sociale Charakterzüge.

Zum Eingang.

I. Die Dornen des Volksstudiums.

Man glaubt, es sey schwer, Fürsten die Wahrheit zu sagen. Noch viel schwerer aber ist es, einem Volke die Wahrheit zu sagen. Wem die Geschichte der Revolutionen diesen Satz nicht beweist, der findet in einer Bücherschau der deutschen Landes- und Volkskunde die Beweise dafür. So schüchtern wie in der Regel der deutsche Specialtopograph eine Volksgruppe charakterisirt und kritisirt, schreibt höchstens ein officielles Blatt über das Ministerium, aus dessen Beutel ihm die Wegzehrung gespendet wird. Eine Regierung hat nur Eine Polizei und Eine Censur, ein Volk hat hunderttausende von Censoren, und ob ein Buch von der Behörde vernichtet oder vom Publikum nicht gekauft wird, das ist für die Wirkung desselben doch ziemlich gleichbedeutend. Die wahren Weisen, welche sich eine überzeugungsvolle subjective Wahrheit, wenn auch als „ehrerbietigen Tadel,“ heiteren Sinnes in's Gesicht sagen lassen, sind eben so selten in wie außer Ilium.

Diese Gedanken kamen mir beim Studium der pfälzischen Locallitteratur, wo ich die intellectuelle, sociale und politische

Natur der Pfälzer immer nur in Lichttönen gemalt fand, nie mit der nothwendigen Ergänzung der entsprechenden Schatten. Es gemahnt eine solche Charakteristik an jene zweistündige Kantate, welche in Voltaire's Roman dem medischen Statthalter Irax täglich vorgesungen wird mit dem Refrain:

„Que son mérite est extrême!
Que de graces, que de grandeur!
Ah! combien monseigneur
Doit être content de lui-même!“

Die Empfindlichkeit eines Volkes gegen den Tadel wächst aus derselben Wurzel, daraus die Vaterlandsliebe und der ächte Nationalstolz aufkeimt. Man soll sie darum nicht ohne Noth reizen, man soll sie nicht verdammen, aber man soll sich auch nicht beirren lassen in der freimüthigen Aussprache wohlerwogener Ueberzeugung.

Jedes Volk, ja jedes Volksfragment, welches eine Zukunft hat, hält sich selber für das Centrum der Menschheit, wie die Juden glauben, wenn ein kleines Kind ganz allein unter den Bestien der Wüste aufwachse, so lerne es von selber hebräisch sprechen, als die menschliche Sprache an sich, die Ursprache. Dieser Gedanke, sich selber im Mittelpunkte der Culturgeschichte zu wissen, lebt in den Rheinländern besonders stark, am stärksten vielleicht in den Badenern und Pfälzern. Die Geschichte der politischen Verirrungen auf beiden Rheinufern weiß davon zu erzählen. Es würde hier Anno achtundvierzig gar manches revolutionäre Project in der Tasche geblieben seyn, wenn man nicht geglaubt hätte, jedes deutsche Kind, wenn auch in der Wüste zwischen Bestien aufgewachsen, rede eigentlich badenisch oder pfälzisch als seine angeborene Ursprache.

Dieses energische provinzielle Selbstbewußtseyn geht bei der Breite der allgemeinen Bildung in der Pfalz durch alle Volksschichten; es beseelt auch den ärmsten Tagelöhner in einer Weise, die man bei gar mancher andern mitteldeutschen Volksgruppe vergebens sucht. Die Thatsache ist um so merkwürdiger, als ihr in der Pfalz ein Gemeingefühl politischer Macht und Selbständigkeit nicht zu Grunde liegen kann. Denn die bayerische Pfalz ist ja ein ganz neues Territorialgebilde, aus bei Menschengedenken noch höchst fremdartigen Bruchstücken zusammengewachsen, und selbst das Hauptland, die alte Kurpfalz, hat seit Jahrhunderten vielmehr eine duldende als eine handelnde Rolle in den deutschen Angelegenheiten gespielt. Es ist rein das einigende Interesse der Landschaft, der Bildung, der Sitte, des socialen Lebens, dazu der feste Kitt auszeichnender moderner Rechtsinstitutionen, wodurch sich dieses neue bayerisch-pfälzische Volksbewußtseyn stark und stolz empfindet.

Es ist dankbar und bequem ein solches Volk zu regieren — wenn man nur halbwegs in seine Eigenheiten einzugehen weiß; — aber höchst undankbar, dasselbe Volk zu schildern. Denn je tiefer man dabei in ihre Eigenheiten eingeht, um so unbehaglicher wird man den Leuten.

Selbst dem medischen Statthalter Irax wurde binnen fünf Tagen der stete Refrain zu einer Höllenmarter:

Ah! combien monseigneur
Doit être content de lui-même!

Dem Volke — und nicht blos am Rhein — kann man dasselbe Lied Jahrhunderte lang vorsingen, ohne daß es sich satt daran hört.

Der liebenswürdigste Zug der Pfälzer ist ihr Humor; objectiv der Humor des Widerspruchs in tausend Entwickelungen des pfälzischen Volkslebens, subjectiv der Mutterwitz, womit der Pfälzer sich selbst und Andere humoristisch zu behandeln weiß. Es ist eine reizende Aufgabe für den Ethnographen, den Humor der Thatsachen zu schildern und zugleich das Volk in seinen Sprüchen, Witzen, Bildern, Anekdoten humoristisch von sich selber erzählen zu lassen. Da greift man aber bei unsern Rheinländern fast so tief in's Wespennest, als wenn man den Musikern „Hausmusik" schreibt.

Das südliche Gränzgebiet der pfälzischen Vogesen gegen Frankreich hat einen höchst wilden, abgeschlossenen Strich von Walddörfern, durch die Rauhheit und Armuth der Landschaft wie der Bevölkerung ausgezeichnet. Als in den neunziger Jahren die Kunde von der französischen Revolution auch in diese Einöde drang, sollen die von Gott und der Welt verlassenen Leute wunderbar davon ergriffen worden seyn. Die Sage geht, unsern Waldbauern sey aus der revolutionären Staatspraxis die Handhabung des Beils besonders einleuchtend gewesen, was um so erklärlicher ist, als dieselben großentheils Holzhauer sind. Man beschloß daher in dieser verlorenen Ecke zuerst in deutschen Landen eine Guillotine, ein „Hackmesser," aufzufahren. Von da heißt selbiger Waldstrich beim gemeinen Mann die „Hackmesserseite." In diesem einzigen Worte des Volkswitzes liegt ein tiefes Epigramm, ja für den Kenner der Gegend liegt noch mehr darin. Aber man hüte sich, diesseit und jenseit der Hackmesserseite, sich in den Humor des Wortes zu versenken!

Als vor etlichen Jahren die Riesenprocesse wegen betrü-

gerischen Wuchers in der Pfalz aller Orten wie Pilze aufschossen, ging die Sage, die vier Hauptwucherer hätten unter sich das ganze Land in vier Provinzen getheilt; eine unglaubliche Masse Volks war in jedem dieser Reiche dem Geldfürsten tributpflichtig, und keiner der vier Machthaber ging dem andern in's Gehege. Die vier Judennamen als Territorialbezeichnungen klangen äußerst ergötzlich. Je weiter das Drama der Processe sich entwickelte, um so furchtbarer trat der Ernst hervor, der hinter dem humoristischen Volkssagenkreise von der neuen pfälzischen Provinzialeintheilung lauerte. Es hätte guten Sinn, bei einer Schilderung der socialen Zustände des Gaues die neue hebräische Landkarte vorauszuschicken. Aber so humoristisch das Volk selber ist, so wenig liebt es, daß ein Dritter diesen Humor zur Charakteristik benütze. Satyriker ertragen den Witz am schwersten; Humoristen wollen mit trockener Würde behandelt seyn, und die berühmten Komiker der Bühne machen und fordern im bürgerlichen Leben immer das ernsthafteste Gesicht.

Die Spitznamen, mit welchen sich die pfälzischen Städte in alter und neuer Zeit gegenseitig gehöhnt haben, sind mitunter von so kurzer, derber Charakteristik, daß man einen ganzen culturgeschichtlichen Commentar darüber schreiben möchte. Denn dies ist ja gerade eine der eigensten Aufgaben des Culturhistorikers, aus dem Schlamme Goldkörner zu waschen. Das von der Forschung persönlich berührte Volk unterscheidet aber gar schwer, ob man um des Goldes willen oder aus Frivolität im Schlamme gewühlt hat.

Wenn uns der Pfälzer selbst erzählt, daß es in seinem Land eine neue Stadt gebe, so jung, daß sie noch keinen

Gottesacker habe, doch aber schon zeitweilig ein Tivolitheater; eine Stadt, die früher ein Casino besessen als eine Kirche; eine Stadt, die als Gemeinde beiläufig vierzehn, als Stadt nicht volle vier Jahre alt sey, und doch fühlten sich daselbst die Bürger, welche schon etwa fünf Jahre am Platze wohnen, in einer patricischen Stellung als „Altdahiesige“ gegenüber den vielleicht erst seit drei Jahren angesessenen „Dahiesigen“ und gar angesichts der erst seit Jahresfrist „Hergelaufenen;“ eine Stadt, die Pflastergeld erhebe, obgleich sie noch gar kein Pflaster aufzuweisen habe, und deren Marktplatz vor wenigen Jahren noch dergestalt von Wasserlöchern durchfurcht gewesen sey, daß man sprüchwörtlich sagte, ein Pferd könne auf dem Markt ersaufen: — wenn uns in solchen und noch viel derberen Zügen ein Pfälzer das ächt amerikanische Bild der Stadt Ludwigshafen schildert, wie sie mit einer im Inneren Deutschlands unerhörten Schnelligkeit binnen zehn Jahren aus dem Boden gewachsen ist, dann kann man wahrhaftig doch nichts besseres thun, als diese Worte voll Witz und Wahrheit buchstäblich niederschreiben. Man muß freilich auch noch die positiven Züge hinzufügen: die merkwürdige Concentrirung des Verkehrs an diesem vordem bedeutungslosen Punkte, die Regsamkeit der Einwohner, den hohen Häuserwerth trotz der vielen Neubauten, die enormen Miethpreise, die Rentabilität manches rasch vollendeten Hauses zu 12 bis 15 Procent, die Bevölkerungszunahme, das äußere Gepräge einer ächten Handelsstadt, welches die wenigen ungepflasterten Straßen von Ludwigshafen mehr auszeichnet, als die Straßen irgend einer andern Stadt in der Pfalz. So wird das originelle und anziehende Bild dieses Fragments einer Großstadt leibhaftig,

die dem Verkehr des Landes neue Bahnen gezeichnet hat und doch, menschlich gedacht, erst gerade alt genug wäre, um confirmirt zu werden.

Es wäre eine Lust, in allen deutschen Gauen einmal Schilderungen zusammenzustellen, in denen der Witz des deutschen Volkes sich selbst zeichnet. Kein Pfarrer könnte eine strengere Sittenpredigt geben wie ein solches Buch; aber man müßte es vorerst in's englische oder französische übersetzen und jenseit des Kanals oder der Vogesen drucken lassen, damit die Deutschen das Büchlein nicht gar zerrissen.

Sind nun unsere Oberrheiner schon empfindlich gegen ihren eigenen Humor, wenn er ihnen in Drucklettern objectivirt gegenüber tritt, so werden sie noch viel weniger dem Fremden das Recht einer Kritik ihrer inneren Zustände zugestehen. Zum mindesten behalten sie sich bei jedem Jota die Gegenkritik vor. Der Geist des Selbstprüfens, Selbsturtheilens, Selbstentscheidens, und folglich auch des Widersprechens, wurzelt bei keiner deutschen Volksgruppe tiefer als bei den Badenern und Pfälzern. Die politische Geschichte der letzten Jahrzehente hat den Beweis so eindringlich geliefert, daß das Aussprechen der blosen Thatsache genügt. Auf einem Congreß sämmtlicher deutscher Volksstämme wird der Pfälzer jedenfalls das letzte Wort behalten. Mit diesem Geiste der Kritik und des Widerspruchs sind viele der leuchtendsten Vorzüge der Pfälzer verbrüdert: ihre Aufgewecktheit, Rührigkeit, ihr Fortschrittseifer, ihre unverwüstliche Schnellkraft; aber natürlich fehlt auch hier wiederum nicht die Schattenseite und der Humor.

Wer einen Spaziergang von Dürkheim nach Edenkoben macht, der kann — frühmorgens vor dem Ausmarsch —

zum Kaffee den „Dürkheimer Wochenanzeiger" lesen; kehrt er in Neustadt zu einem kleinen Gabelfrühstück ein, so greift er wohl nach der „Neustadter Zeitung." Bei genauerer Betrachtung aber ergibt sich's, daß diese Wort für Wort dasselbe Blatt ist, welches er vor drei Stunden bereits als „Dürkheimer Wochenanzeiger" gelesen; nur der Titel ist verändert. Kommt der Wanderer dann nach Edenkoben, so fällt ihm beim Mittagessen vielleicht das „Edenkober Wochenblatt" in die Hände; es ist aber wiederum dasselbe Journal, dem er heute schon zweimal begegnete, nur abermals mit einem neuen Kopf. Diese Localzeitung wird in Neustadt redigirt und gedruckt; allein je nach ihren drei Hauptbestimmungsorten erhalten die Exemplare drei verschiedene Köpfe. Denn soll sich der Edenkobener seine journalistische Weisheit aus Neustadt, oder gar der Neustadter die seinige aus Dürkheim importiren lassen? Wahrlich, hier ist „individualisirtes Deutschland!" Als ich zum erstenmale jenes dreiköpfige Journal entdeckte, fragte ich bestürzt mich selber: Und wenn man es in diesem Lande nicht einmal zugestehen mag, daß in Neustadt über und für Dürkheim, in Dürkheim für Edenkoben, in Edenkoben für Neustadt — je auf drei Stunden Entfernung — geschrieben werde, dann vermissest du dich, von München aus über die ganze Pfalz zu schreiben?

Der Pfälzer legt ohnedies jedes Wort auf die Goldwage, welches an der Isar über pfälzische Zustände gesprochen wird. Denn gleichwie viele Altbayern fürchten, vernorddeutscht zu werden, so argwohnen gegentheils viele Pfälzer, daß man ihr Land ganz sachte verbayern wolle. Der Pfälzer hört es gern, wenn beim Festmahle der erste Trinkspruch nicht kurzweg dem

Könige gebracht wird, sondern: „dem Könige und Pfalzgrafen!“ Es ist für ihn eine offene Frage, ob die Pfalz an Bayern oder Bayern an die Pfalz gefallen sey.

Und dennoch ist es eine herrliche Aufgabe, gerade über ein solches Volk zu schreiben, welches kritisirt, widerspricht, fremdes Urtheil argwöhnisch entgegennimmt — aber doch immer mit hell entzündeter Theilnahme. Rasch fällt bei dem Pfälzer die Gegenrede, aber auch rasch und herzlich die Zustimmung. Und weil ich überhaupt nur dann über ein Volk schreibe, wenn ich es liebgewonnen, so spreche ich, wo die mir eigenthümliche Aeußerung meiner Theilnahme bei ihm keinen Widerklang findet, für mich das tiefe Wort des Dichters: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?“

Gerade bei einem so wunderbar individualisirten Volke wie dem pfälzischen, ist ein gewisses Fernestehen des Beobachtenden nöthig, daß er über den tausend widerspruchsvollen Einzelzügen das Gesammtbild nicht verliere. Es ist mit der Darstellung von Volkszuständen ähnlich wie mit statistischen Ziffern: nur durch die Vergleichung des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen, des Verwandten und Fremden erhalten die einzelnen Thatsachen Farbe und Leben. Diese Vergleichung aber wird dem leichter, der in ein Land hinein als der aus dem Lande heraus schaut. Der Eingeborene wird reicheres und strengeres Material liefern, der Fremde wird besser schildern. Wenn ich aber ein Volk schildern will, dann rufe ich nicht die Muse der Statistik an — sie liegt ohnedies schon vor mir, auf das Streckbett ihrer Tabellen geschnürt — sondern ich rufe zu Shakespeare, dem urgewaltigen Charakteristiker. Und wenn Shakespeare Könige und Helden so

königlich und heldenhaft gezeichnet hat, ohne je ein Prinz oder General gewesen zu seyn, dann darf sich ein armer Volksnaturhistoriker doch auch einmal an die Pfälzer wagen, obgleich er kein „altdahiesiger“ Pfälzer ist.

Ich strebe gar nicht nach dem Lobe, ein Daguerreotyp geliefert, Zug für Zug, jedes Härchen, jede Warze und Runzel genau der Natur nachgedüftelt zu haben. Ich rang nach der Genauigkeit des künstlerischen Porträts und nicht des Daguerreotyps. Jedes ächte Porträt ist bekanntlich idealisirt. Idealisirt in dem Sinne, daß die bewegenden Grundideen des Dargestellten heraus geschaut und entsprechende Grundideen des Künstlers hinein geschaut sind. Wenn darum der Porträtirte sein Bild erblickt und verwundert fragt: Sehe ich denn wirklich so aus? — so ist dies keineswegs an sich eine verurtheilende Frage für den Künstler. Andere wissen immer besser als wir selbst, wie wir aussehen, und nur selten glückt es einem Meister, sein eigenes Bild aus dem Spiegel zu malen. So hat auch der Volksmaler, der die Charakterfigur eines Volkes entwirft, unter welchem er nicht von Kindesbeinen gelebt, einen großen Vorsprung der Objectivität, der geschärften Beobachtung und der sicheren Idealisirung vor dem eingeborenen Landeskinde.

II. Deutsche Gesittung und französisches Gesetz.

Es spuckt noch immer auswärts in vielen Köpfen das Gespenst des Franzosenthumes der Pfälzer. Mancher Landesunkundige meint im pfälzischen Volk herrsche eine mächtige

stille Neigung zum politischen Anschluß an Frankreich, und die französische Zeit gelte nicht blos den Grauköpfen, die sie miterlebt, als die entschwundene goldene Zeit.

Diese Ansicht, so allgemein ausgesprochen, ist geradezu eine grundlose Verleumdung.

Der Pfälzer will nicht Franzose seyn, auch nicht Preuße, nicht einmal schlechtweg Deutscher oder Bayer: Pfälzer will er seyn und nur als Pfälzer bayerisch und deutsch. Und gerade dieser Partikularismus des Pfälzerthumes ist es, der das Volk, wunderlich genug, in den Ruf französischer Sympathien gebracht hat. Denn allerdings hat ihm Frankreich, ohne daran zu denken, seine gegenwärtige Sonderstellung gegründet und jene innere Einheit der modernen Pfalz geschaffen, an welcher Bayern jetzt weiter festigt.

Indem ich also die Mähr vom Franzosenthum der Pfälzer widerlege, wird sich aus der Kritik zugleich die richtigere Lehre vom „Pfälzerthum" von selber aufbauen.

Wer zum erstenmale die Pfalz durchwandert, dem treten sofort seltsame Räthsel und Widersprüche des Volkscharakters entgegen. Ueberall sieht er zerstörte Schlösser und Burgen und Kirchen, die Spuren weiland gebrochener Städte und verwüsteter Dörfer, und überall sagt man ihm ganz ruhig, das hätten die Franzosen gethan, gleich als ob sich eine Franzosennoth so von selbst verstünde wie Hagelschlag und Wassersnoth. Trügen die Pfälzer den bittersten Groll in der Brust gegen alles Französische, man würde es natürlich finden; statt dessen halten sie gute Nachbarschaft und haben mit leichtem Sinn das Schlimme vergessen, obgleich noch bei alter Leute Gedenken (1794) das Land zum letztenmale von

den Franzosen systematisch verwüstet und ausgeplündert worden ist.

Auf den Warnungstafeln der Landstraßen sieht man das Gesetz über die „grande voierie“ citirt, und es durchzuckt Einen wohl ein peinliches Gefühl bei dieser öffentlichen Mahnung an die Zeit der tiefsten Schmach des deutschen Vaterlandes. Spricht der Pfälzer von den eigenthümlichsten politischen Einrichtungen seines Kreises, so führt er ihre Wurzel zur Constitution vom Jahre III der französischen Republik hinauf. Noch prangt an den Festungsthoren von Landau Motto und Emblem Ludwigs XIV, indeß man durch's ganze Land so manches alte deutsche Emblem an Thürmen und Thoren vergeblich sucht, um nachträglich zu erfahren, daß es von den Franzosen hinweggemeißelt wurde. Selbst auf einem Judenkirchhof sah ich noch neue Grabsteine, auf denen die hebräische Inschrift von französischen Sentenzen begleitet wird. Trifft Einer nach allen diesen äußerlichen und oberflächlichen Eindrücken dann noch zufällig im Wirthshaus auf einen Kannengießer oder einen renommirenden fremden Musterreiter, der mit französischem Wesen buhlt, so wird flugs der allgemeine Schluß auf die „französischen Sympathien“ der Pfälzer gezogen.

Dagegen zeigt schon der erste Blick in die neuere Geschichte der Pfalz wieder ganz andere Symptome. Zur Zeit der Eroberungskriege Ludwigs XIV war der duldende Widerstand des Volkes so zäh, daß es der lächerlichsten Dekrete und Gewaltmaßregeln bedurfte, um den Pfälzern auch nur einen ganz kleinen Schliff von französischer Art und Sitte beizubringen. Das Volk nahm das fremde Regiment hin,

das es nicht abschütteln konnte, aber an dem deutschen Herkommen seines socialen Lebens hielt es solange unverrückt, bis französische Gesetze die deutsche Gesellschaftsverfassung unwiderstehlich zerbröckelten. Der gebildete Kosmopolit mochte unter Napoleons Herrschaft hier, wie jetzt im nachbarlichen Elsaß, gehörig sich plagen, um statt gut pfälzisch-deutsch ein barbarisches deutsch-französisch zu sprechen; das Volk ist seiner Muttersprache immer treu geblieben.

Die neueren revolutionären Bewegungen der Pfalz erhielten freilich den ersten Anstoß aus Paris, und da man dem Centralheerde der Revolution hier näher saß als in den andern, gleichfalls von der Bewegung ergriffenen deutschen Ländern, so ließ man sich auch etwas stärker von dem ursprünglichen Feuer durchglühen. Allein höchst bemerkenswerth ist, daß sowohl die pfälzischen Excesse von 1832 wie der Aufruhr von 1849 gerade durch den Streit über das nationale Princip von Anbeginn den Keim des Mißglückens in sich trugen. Beim Hambacher Fest (1832) tauften die Pfälzer zwar einen besonders „süffigen" Wein „Laffayette;" ich glaube, es ist aber doch wieder mehr deutsch als französisch, daß sie gerade im Weine „la liberté de deux mondes" fanden. War doch auch schon im Bauernkrieg das Hambacher Schloß von den Bauern genommen worden, mehr um droben zu trinken als zu revoltiren. Auf dem breitkrämpigen grauen Hambacher Hut trug man nicht die französische sondern die schwarz-roth-goldene Kokarde. Die Verhandlungen des Hambacher Festes konnten aus verschiedenen Gründen nicht recht in Fluß kommen, einmal wegen eines Gewitterregens, den die Menge, die wie es scheint, des berühmten bürgerfreund-

lichen Regenschirmes der Julirevolution entbehrte, durch Gesang niederzukämpfen suchte, dann aber auch wegen der alsbald ausbrechenden Parteiung über den deutschen oder französischen Charakter der Erhebung; dazu kam endlich der von ferne vernommene Trommelschlag eines befreundeten Zuzuges, der die Versammlung auseinander trieb, weil man ihn für militärischen Trommelschlag hielt. Im Jahre 1849 wurde bekanntlich etwas näher und deutlicher getrommelt; aber diesmal war es geradezu die „deutsche Frage“ in ihrer unpraktischen Abstraction, welche zum Feldruf des Aufruhrs gemacht wurde, und während 1832 eine Partei noch vom „Anschlusse an Frankreich“ reden konnte, lautete jetzt vielmehr das höchste Wort des revolutionären Ausschusses: „die Pfalz ist unmittelbares deutsches Reichsland.“

Der Gebildete ist in der Pfalz — wie anderwärts — viel zu allgemein von den Einflüssen jener modernen deutschen Gesittung durchdrungen, die sich ihres nationalen Charakters bewußt ist, als daß er sich nicht schämen würde, mit Absicht französisch zu seyn. Die große Masse des ungebildeten Volkes lebt in ihrem deutschen Herkommen fort, dem sie selbst im Elsaß, wo sich die Gesellschaft von oben herunter französisirt, so bewundernswürdig treu bleibt. Es ist also für die französischen Sympathien höchstens jene Handvoll Halbgebildeter übrig, die sich dermaßen in radicale Doctrine verrannt haben, daß ihnen deren Verwirklichung um den Preis der Ehre und des Vaterlandes nicht zu theuer erkauft scheint.

Auch mit der entschiedenen Anhänglichkeit des Pfälzers an die französischen Institutionen seiner Heimath hat es eine eigene Bewandtniß.

Vor der ersten französischen Revolution war der heutige bayerische Pfalzkreis in nicht weniger als 37 verschiedene Herrschaften zerrissen, und der zwei-, drei- und vierherrischen Gemeinden gab es nicht wenige. Das Gedächtniß dieser Zerstückelung und der damit verknüpften landesherrlichen Zänkereien hat sich in verschiedenen Denkzeichen gleichsam monumental erhalten. In der Vorderpfalz durch die zahlreichen Bach- und Kanalnamen der „Landgraben,“ Scheidgraben“ rc., im Waldgebirg durch die Witznamen der Jägerhäuser „Murrmirnichtviel,“ „Siehdichnichtum,“ „Kehrdichannichts,“ im äußeren Westrich durch zwei merkwürdige Steine unweit der beiden Hauptthore der Stadt Pirmasenz. Es sind dies zwei an der Landstraße aufgepflanzte Obelisken, deren Spitze mit einer platzenden Bombe gekrönt ist. Landgraf Ludwig von Hessen, der eifrige Soldatenfürst, welcher Pirmasenz in eine große Kaserne verwandelte und über dem Portal der Kirche, worin er begraben liegt, Trommeln und Fahnen und Kriegsgeräth statt religiöser Symbole ausmeiseln ließ, soll diese martialischen Steine an den Gränzen seines Stadtgebietes aufgestellt haben, wie die Sage geht, als Wegweiser und Abweiser für einen benachbarten Fürsten, dessen Besitzungen theilweise jenseit Pirmasenz lagen, der ihm aber nicht — so verkündet warnend die Bombe — auf dem geraden Weg durch seine Soldatenstadt fahren sollte.

Dieser Zerstückelung des Landes sammt aller Last der Vielherrschaft und Kleinherrschaft ward mit Einem Schlage ein Ende gemacht durch die französische Besitznahme. Die zum großen Theil so winzigen Staatsgebiete verloren ihre idyllische Existenz und wurden Theile eines Großstaates, vor

welchem halb Europa zitterte. Die linksrheinische Kurpfalz, durch Natur und politisches Regiment immer etwas zurückgesetzt gegen die Pfalz des rechten Ufers, fühlte sich jetzt als Glied eines mächtigeren Ganzen. Man rechne den kosmopolitischen Geist jener Periode hinzu, der erst durch schwere Prüfungen zur Selbsterkenntniß gebracht werden mußte, und man wird begreifen, daß der provincielle Particularismus damals mit Stolz auf Zustände blickte, welche für den deutschen Standpunkt eine Schmach waren. So wenigstens fand ich fast immer die Meinung der alten, jetzt fast ausgestorbenen Bonapartisten des linken Rheinufers, mit denen ich in früheren Jahren vielfach zu verkehren Gelegenheit hatte. Kraft jenes Particularismus — nicht aus Neigung für die Franzosen — fühlten überhaupt die unmittelbar dem französischen Reiche einverleibten deutschen Provinzen und die demselben zunächst verbundenen Rheinbundstaaten die nationale Erniedrigung weit minder tief als jene Länder, welche von den Franzosen blos gedemüthigt und gedrückt waren, ohne der Vortheile ihres gewaltigen Reiches theilhaftig zu werden.

Der Pfälzer weiß, daß er eine ganz eigenthümliche Stellung in Deutschland behauptet; er möchte dieß auch äußerlich dargestellt sehen. Er fühlte seine Rolle schärfer und bestimmter bezeichnet, da sein Land als höchst wichtiges französisches Gränzgebiet bedeutsam in die Wagschale fiel, als da es, in 37 Stäätchen zerstückt, einflußlos nur von dem Ruhm vergangener Tage zu zehren hatte. Schon das höhere wirthschaftliche Gedeihen sprach ja dafür. Die Pfalz litt zwar unter den Revolutionskriegen, aber sie blühte auf

während der napoleonischen. Ein ungeheurer Markt wurde dem productenreichen Gau nach allen den Richtungen eröffnet, wohin seine uralten Handelsstraßen längst schon den Verkehr geleitet hatten. Die neue Provinz wurde von der französischen Regierung mit Straßenbauten und andern öffentlichen Anlagen reich bedacht; als Gränzbezirk hatte sie von dem stäten Ein- und Ausmarsch der hier regelmäßig gelöhnten und verpflegten französischen Heere beträchtlichen Vortheil. Dieß alles mußte ein so wirthschaftliches, auf seinen Wohlstand stolzes Volk bestechen. Und so priesen denn wohl auch unsere Väter die napoleonische Zeit, nicht weil sie Franzosen hätten seyn oder bleiben wollen, sondern weil sie sich damals als Pfälzer höher und stolzer gefühlt hatten, als unsere Großväter in den Tagen des alten deutschen Reichs. Die Schwächen des Volkscharakters, dem bei so viel Klugheit und Regsamkeit eine gewisse Tiefe und Strenge fehlt, treten hier allerdings klar genug an's Licht.

Ganz ähnliche Erscheinungen wiederholten sich im Jahre 1849. Von französischen Sympathien war so wenig zu spüren, daß sogar mehrere der Frankreich zunächst liegenden, durch geschichtliche Ueberlieferung und wirthschaftliche Interessen mit Elsaß oder Lothringen eng verbundene Striche, sich geradezu als besonders conservativ und der Krone Bayern treu ergeben bewährten. So fanden z. B. in dem kaum eine Stunde Wegs von der französischen Gränze entfernten, weiland elsässischen Steinfeld die Freischärler tapfere Gegenwehr durch die Bauern, ja ein einzelnes schlichtes Bauernmädchen zeigte dabei mehr Muth im Gewehrfeuer, als anderswo ganze Bataillone der pfälzischen Revolutionsarmee. In Zweibrücken,

dessen Bewohnern noch Kolb in seiner Beschreibung von Rheinbayern das zweideutige Lob gibt, daß sie „viel Französisches im Aeußeren" hätten, wollte die revolutionäre Flamme so wenig zünden, daß Kinkel eigens herbeigerufen werden mußte, um mit seiner Beredsamkeit die spärlich glimmenden Funken ein wenig anzublasen. Dagegen brannte das Feuer in einigen altkurpfälzischen, von jeder inneren und äußeren Beziehung zu Frankreich weit entfernten Städten ganz besonders lustig.

Die Motive des Aufruhrs waren natürlich tausendfältig, wie überall; allein auf das Banner getraute man sich weder den Wahlspruch des Radicalismus noch des Communismus oder gar des Franzosenthums zu schreiben; die deutsche Reichseinheit und dann im weiteren Verlauf die „Unabhängigkeit der Pfalz" war das Wort, wofür man siegen oder sterben wollte. Das traumhafte Phantasiebild einer epochemachenden, selbstherrlichen Rolle des Pfälzerthums in den deutschen Geschicken blendete den „denkenden" Theil der gedankenlosen großen Masse, die übrigens, als es den Schritt vom dämmernden Gedanken zur That galt, erstaunlich klein ward. Aus purem pfälzischem Partikularismus schwärmten Tausende für die deutsche Reichseinheit. Bei etwas klarem Ueberlegen, was eigentlich ein centralisirtes, nicht blos einiges, sondern einheitliches deutsches Reich bedeute, hätten sie vielmehr zu abgesagten Gegnern der Reichsverfassung werden müssen. Denn die moderne „Pfalz" in der Begränzung, die ich in diesem Buche festgehalten habe und die auch im Volksleben allmählich zu einer wirklichen ethnographischen Gränze sich herauszubilden beginnt, ist wesentlich eine Schöpfung des

modernen Königreichs Bayern, auf Grundlagen der ausgleichenden und einigenden Vorarbeiten der französischen Periode. Die Pfalz steht im bayrischen Staate politisch so selbständig und eigenartig wie keine andere Provinz. Sie ist für Bayern, was die gesammte südwestdeutsche Staatengruppe für Deutschland, und hat also jetzt eine Rolle für sich allein, die sie als „reichsunmittelbar“ mit vielen andern Gauen theilen müßte.

Die französische Herrschaft brachte der Pfalz bekanntlich auch französische Gesetze. Ihr Fortbestand wurde im Wesentlichen durch die bayerische Verfassung gewährleistet, während allerdings mancherlei Abänderungen im Einzelnen vorbehalten und ausgeführt werden mußten. Der Pfälzer hängt mit Liebe an diesen bereits durch mehrere Geschlechter überlieferten Einrichtungen; er weiß oder ahnt, daß sie die Basis der ganzen modernen pfälzischen Gesellschaftsverfassung bilden. Man rühmt hier zu Land den gesetzlichen Sinn des Volkes, der ein Produkt der allgemein verbreiteten Gesetzeskenntniß sey, die wiederum hervorgehe aus der fast angeborenen Liebe für die heimischen Institutionen. Zum Beweise betont man auch wohl die Thatsache, daß die Ziffer der gerichtlich abgeurtheilten Verbrechen in der Pfalz niedriger sey als im jenseitigen Bayern.

Ein Jurist wird diese durchaus verbreitete Meinung vom gesetzlichen Sinn der Pfälzer wahrscheinlich bestätigen; ein Polizeimann könnte dagegen leicht anderer Meinung seyn und zur Bekräftigung auf die große Zahl der Polizeivergehen deuten. Denn während die hier so allgemein verbreitete Bildung und die bis in sehr tiefe Volksschichten vorge-

drungene Gesetzeskenntniß wirklich von der Vollführung gar manchen Verbrechens abhalten mag, reizt andererseits der mit dem Bewußtseyn der Aufklärung verbundene Geist der Eigenmacht und Selbstherrlichkeit zu gar mancher polizeilichen Uebertretung. Und was der Polizeimann am Kleinen beobachtet, das wird der Politiker auch bei größeren Dingen wahrnehmen. Es ist nicht der Geist der Gesetzlosigkeit, welcher die revolutionäre Saat so leicht in der Pfalz aufkeimen ließ, aus Superklugheit vielmehr, aus eigenmächtiger unreifer Beurtheilung des öffentlichen Rechts, aus Dilettantismus der Gesetzeskenntniß ließen sich viele in Bewegungen verwickeln, die, wie sie wähnten, nicht zum Umsturz, sondern vielmehr zur Festigung des Gesetzes führen sollten. Wenn man gegenwärtig in der Pfalz nicht selten die Behauptung hört, der Aufruhr des Jahres 1849 sey keineswegs von Pfälzern, sondern vielmehr von fremden Wühlern angestiftet worden, so ist dies in sofern ganz richtig, als allerdings die eigentlichen Anarchisten meist von Außen gekommen waren. Die massenhaft hereinströmende unterste Hefe gesetzlosen Gesindels wurde, da sie meist aus den benachbarten größeren Rheinstädten kam, von den Pfälzern, welche nie um einen guten Spitznamen verlegen sind, kurzweg der „Rheinschleim" genannt, und die große Mehrzahl der Bevölkerung freute sich allerdings von Herzen, als dieser „Rheinschleim" durch die Soldaten wieder hinausgefegt worden war.

Seit 1849 hört man in der Pfalz zwei sehr widersprechende Stimmen über die Art wie das Volk am besten zu regieren sey. Die eine Partei behauptet, mit Niemand in der Welt sey leichter auszukommen als mit dem Pfälzer,

wenn man ihn nur ein wenig in seiner Eigenart gewähren lasse, auf seine natürliche Empfänglichkeit und Gutartigkeit, auf seinen angeborenen gesetzlichen Sinn vertraue und dadurch, daß man das provincielle Verwaltungssystem recht sichtbar aus der pfälzischen Originalität hervorwachsen lasse, jenem berechtigten Particularismus, der doch auch wieder der Vater des Patriotismus sey, ein Genüge leiste. Die Vertreter dieser in allen Kreisen des Volkes und namentlich auch bei vielen älteren Beamten weit verbreiteten Ansicht, berufen sich auf den Grundcharakter der pfälzischen Institutionen, wie auf das Gedeihen des Landes in so langer, ruhiger Zeit, wo man jene Maxime entschieden habe walten lassen. Der Tage des Aufruhrs und alles nachgefolgten Unheils wird dabei nicht weiter gedacht.

Die andere Seite gesteht gleichfalls den gesetzlichen Sinn und die Empfänglichkeit und Biegsamkeit der Pfälzer zu, stellt aber auch den Dilettantismus der Gesetzeskenntniß und den Geist der Eigenherrlichkeit im Individuum daneben, dazu auch jenes örtlich charakteristische Gebahren der „Krischer,“ die solange ein großes Maul haben, als sie allein reden, aber alsbald verstummen, sowie man ihnen mit Ernst und Nachdruck antwortet; und behauptet demgemäß, kein Volk sey leichter zu regieren wie das pfälzische, wenn man sich nur nicht allzu schwach und nachgiebig zeige gegen jede seiner zufälligen Eigenarten, und statt seinen Particularismus blos als die Wurzel des Patriotismus anzusehen, zugleich die Begeisterung für das größere Ganze, den Patriotismus selber unmittelbar entwickle. Diese strengere, mehr bayerische und bureaukratische Richtung beruft sich ebenso bestimmt auf die

Lehren der Revolution, wie die mehr liberalen und pfälzischen Gegner auf die Erfahrungen einer friedlichen Zeit. Beide aber berufen sich auf wirkliche Eigenthümlichkeiten des pfälzischen Volkes, und ich glaube in der That, beide Principien können zu einer segensreichen Praxis führen, wenn man nur jede zur rechten Zeit in den Vordergrund treten läßt.

Die entscheidende Wirkung der französischen Gesetze in der Pfalz zeigt sich nicht auf dem politischen sondern auf dem socialen Gebiet. Die ganze Gesellschaftsverfassung ward von Grund aus umgewandelt, die Stände ausgeebnet, der Adel bedeutungslos gemacht, der Unterschied von Stadt und Land ausgeglichen, das Gemeindewesen bureaukratisch centralisirt. Der Grundbesitz ist hier — social-politisch — ein freier und beweglicher Besitz wie jeder andere; die bäuerlichen Verhältnisse sind daher eben so einfach und gleichartig, als verwickelt und vielgestaltig in andern deutschen Gauen. Wo der innere Gegensatz von Dorf und Stadt in dem allgemeinen Begriff der Gemeinde aufgelöst ist, und höchstens ganz äußerliche Unterschiede bleiben, wie etwa, daß die Stadt Octroy erheben, bei der Kirmeß später Feierabend machen, den Werth der Pfarrwohnung höher anschlagen darf u. dgl. mehr, da muß natürlich auch das auszeichnende sociale Colorit der Städte allmählich verblassen. Man kann eine ethnographische Darstellung von Augsburg und Nürnberg schreiben, aber nicht von den pfälzischen Städten. Jede Stadt hat auch hier natürlich allerlei kleine und zufällige Besonderheiten; das Wesentliche aber fällt mit der Charakteristik des ganzen Volkes zusammen.

Auch im Gemeindeleben ist die Pfalz das Land der romantischen Ruinen. Der so wichtige Akt der Einbürgerung ist — politisch und social — nur noch eine höchst unbedeutende und leicht zu erfüllende Förmlichkeit. In manchen armen, geldbedürftigen Gemeinden ist das Einbürgerungsgeld zu einem wahren Spottgeld geworden. Von der altväterlichen Strenge in diesem Stück erzählt uns dagegen noch eine Sage aus Landau, derzufolge vor Zeiten jeder Bürger, welcher in der Einrichtung seines Einzugsgeldes säumig war, in's „Narrenhäusel" gesperrt wurde. Aber auch in Volksfesten haben sich noch Trümmer der alten Umständlichkeit und Schwierigkeit der Bürgeraufnahme länger bewahrt, als die Sache selbst, der sie ursprünglich zur humoristischen Folie dienen sollten. So werden z. B. in Weißenheim am Berg noch immer die Bürger „eingestutzt." An einem schönen Herbsttage zieht nämlich der mit dem Amtszeichen geschmückte Bürgermeister mit dem Gemeinderath zum Rathhaus. Am Aufgang dieses Hauses „vor dem Stein" versammeln sich die im abgelaufenen Jahre neu eingetretenen Bürger, welche nun in ihre Bürgerrechte feierlich eingesetzt werden sollen. Der Bürgermeister eröffnet ihnen in würdevoller Ansprache Sinn und Zweck der Ceremonie. Dann fassen je vier Männer einen der jungen Bürger an Händen und Füßen, der Bürgermeister packt ihn am Nacken und stößt ihn auf den Stein. Der dumpfere oder hellere Ton beim Aufstoßen wird prophetisch gedeutet für die Gediegenheit des jungen Bürgers. Hierauf verkündet der Bürgermeister den neuen Gemeindegenossen die Summe ihrer Rechte, die Fülle ihrer Nutzungen mit allerlei stehendem örtlichem Witz. Es wird z. B. in

Aussicht gestellt, die Jagd auf dem Lobenheimer See, der Fischfang auf dem Kuhberg, fünfzig Malter Rauch alljährlich, beim Bäcker zu fassen ꝛc. Den Beschluß macht ein origineller Schmaus. Jeder neu eingestutzte Bürger muß dazu eine Stütze Wein steuern, einen Teller voll Handkäse, einen Laib Brod und einen Hut voll Nüsse. Die männlichen Festgenossen zehren aber dieses Pickenick nicht rein auf, sondern alle Wittwen des Dorfes dürfen gleichfalls zur Tafel kommen und sich Wein und Käse holen.

Eine ähnliche Ruine alten individuellen Gemeindelebens ist der berühmte Geisbock von Lamprecht, den der jüngste Lamprechter Bürger am dritten Pfingsttage vor Sonnenaufgang nach Deidesheim führen mußte zur Recognition eines Weiderechts der Gemeinde Lamprecht im Deidesheimer Wald. So wurde es gehalten bis in die neueste Zeit. Vor etlichen Jahren aber wollte der Bock halbwegs nicht mehr vorwärts gehen und kam im Schubkarren bei dem auf dem Marktplatz zu Deidesheim harrenden Gemeinderath angefahren. Da nun auch das Thier selber sich nicht als ganz vorschriftmäßig auswies — denn die Urkunde fordert einen tüchtigen, „wohlgehörnten und wohlgebeutelten" Bock — vielmehr noch am nämlichen Tage krepirt seyn soll, so wurde das Recht streitig, und ich weiß nicht, ob der Proceß in den letzten fünf Jahren zu Ende geführt worden ist.

Da hat denn doch das Volk noch Humor und Originalität im Gemeindewesen bewahrt, wenn auch jede socialpolitische Besonderheit nach der Wasserwage des Gesetzes zur gleichen Fläche ausgeebnet ist.

In derselben Gemeinde Deidesheim geschah es vor Jahren,

daß ein wegen seiner thatkräftigen Persönlichkeit berühmter Bürgermeister im Schlafrock am Fenster stand und auf den etwas abgewitterten Thurmknopf der gegenüberliegenden Kirche schaute, als unter seinen Augen ein kleiner Polizeiscandal auf der Straße losbrach, durch einen der reichsten Gemeindebürger veranlaßt. Der Bürgermeister rief den Mann zu sich herauf, las ihm den Text, und sagte ihm dann, er als ein reicher Herr werde sich doch nicht zu dreißig Kreuzer Polizeistrafe verurtheilen lassen wollen; er solle den Kirchthurmknopf da drüben auf eigene Kosten vergolden lassen, so wolle man abstehen von weiterer Formalität. So geschah es; und der dicke neuvergoldete Knopf funkelte bald wieder ganz besonders hell als Denkzeichen patriarchalischen Gemeinderegiments und eines ächten, patriotischen Geldaristokratismus.

Das festliche Einholen oder Abliefern von allerlei früher symbolischen, jetzt bedeutungslosen, Naturalabgaben wiederholt sich noch immer an verschiedenen Orten. Gilt es auch nicht mehr, wie bei den Lamprechtern, ein Recht zu wahren, so hat man sich doch wenigstens den Spaß gewahrt. Noch lebt auch in Kaiserslautern die Erinnerung an den vor der pädagogischen Nüchternheit unserer Zeit erloschenen Brauch, kraft dessen dort alljährlich ein Umgang der Schuljugend um den ganzen Stadtwald gehalten wurde; auf jeden Gränzstein ward dann ein Bube gestellt und geohrfeigt, damit sich der junge Nachwuchs die Gränzen merke.

Ich hatte in diesem Buche öfters Anlaß, der regen Theilnahme der Pfälzer für das Gemeindeleben rühmend zu gedenken. Da sich dieselbe in einer gesetzmäßigen Selbstthätigkeit

nicht so individuell bewähren kann, wie anderswo, so suchen die Leute im treuen Festhalten der Sitte, namentlich der volksfestlichen Sitte Ersatz dafür. Auf dem Rathhaus kann man sehen, wie liberal die pfälzische Gemeinde, auf der Kirmeß, wie conservativ sie ist.

Man muß die Kirmeß, auf welche der Pfälzer mit Recht große Stücke hält, als Gemeinde- und Familienfest fassen, wenn man dem Volke gerecht werden will. Im Allgemeinen wird behauptet, es sey wenig Originelles mehr auf der pfälzischen Kirchweih zu sehen. Suchen wir die Originalität blos in äußeren absonderlichen Bräuchen, die man schildern und malen kann, in jenen gegenwärtig so beliebten Kabinetsstückchen der Volksalterthümer, dann wird man in der Pfalz wenig, ja fast gar nichts finden. Selbst der „Kerwebaam,“ zu welchem sonst die Bursche den zierlichsten Baum des Waldes auserfahen, und den sie dann unter'm Austrinken eines Halbohm-Fäßchens fällten und feierlich in's Dorf heimbrachten, ist sammt den Maibäumen gefallen. Ich glaube, die Zeit des Hambacher Festes, wo man solche Bäume als Freiheitsbäume bequem mitbenutzte, hat dieser Lust ein polizeiliches Ende gemacht. In manchen Orten wird zwar die Kirchweih noch vergraben, nämlich etliche Flaschen Wein, die man eingräbt, um sie ein paar Tage vor dem Fest feierlich wieder auszugraben und dann als ächten Kirmeswein auszutrinken; anderwärts holt man auch noch die Musikanten mit Reitern und Wagen ab und führt sie unter dem Schalle ihrer eigenen Musik festlich in die Gemeinde ein, und ähnliche Absonderlichkeiten tauchen in allerlei Gestalt vereinzelt da und dort noch auf. Aber etwas der Pfalz Eigen-

thümliches liegt nicht mehr in diesen Dingen, die hier in der That zu abgestorbenen Kuriositäten geworden sind. Wer darum mit der Blechbüchse auszieht, um lediglich auf solche äußerliche Volksalterthümer zu botanisiren und dieselben dann schulgerecht gepreßt, getrocknet und classificirt in ein germanistisches Herbarium zu legen, der wird in unserem Lande wenig Ausbeute finden. Auch die Schmetterlingsfänger, welche unentdeckte Exemplare von Volksliedern haschen wollen, um sie in einer Sammlung, wohlausgespannt, gattungsweise aufzuspießen, werden in der Pfalz ziemlich das gleiche Schicksal theilen, obgleich hier das Volk immer noch fleißig singt, trotzdem, daß es längst unproductiv geworden ist in den Liedern.

Wer dagegen psychologische Studien an einem Volkscharakter voll frischer Originalität machen will, der muß auf die pfälzischen Kirmessen gehen. Wochenlang wird vorgerüstet, ja in den reicheren vorderpfälzischen Dörfern werden selbst die Häuser von innen und außen neu getüncht zur Kirchweih; denn nicht blos der Einzelne, das ganze Dorf als solches soll sich dort im Sonntagsrocke präsentiren. Die auffallende, fast holländische äußere Reinlichkeit vieler pfälzischer Dörfer wird nur durch den alljährlich neu aufgetragenen Kirmesstaat der Häuser unverrückt im Stand erhalten. Es sind oft geradezu ganze befreundete Gemeinden, die einander zur Kirchweih Besuch und Gegenbesuch erstatten; wichtige Geschäfte und Beredungen werden häufig für diesen Tag vorbehalten. Viele Familien würden niemals in einer gewissen Vollzähligkeit versammelt seyn, wenn nicht Kirmeß wäre, wo es Ehrensache ist, daß man die Verwandten von nah und fern einlädt

und höchste Pflicht der Freundschaft, daß man der Einladung Folge leistet. In gar manchem Hause wird auf Kirmeß ein wirklicher Familienrath abgehalten. Das so unruhige, vielgetheilte Leben des Pfälzers gewinnt einen Tag der Vereinigung zahlloser getrennter Elemente, gewichtig für die socialen Zustände, und Schmausen und Jubeln und Tanzen und der kümmerliche Rest alter Festbräuche ist zwar das augenfälligste, aber keineswegs das bedeutendste bei einer ächten pfälzischen Kirchweih. Dazu kommt endlich die Uebung der Gastfreundschaft, die, stets ein glänzender Charakterzug dieses Volkes, auf Kirmeß gleichsam ihr Ehrenfest feiert; denn wie Gottes Sonne leuchtet an einem solchen Tage die Gastlichkeit über Jeden, der nur unter irgend einem Rechtstitel in ein Haus geladen seyn oder auch sich selbst einladen mag. So gewinnt das Fest seine innere Originalität, wenn es auch der äußeren entbehrt.

Trotz aller Nivellirung und Vernüchterung, trotz allem Rationalismus und Materialismus, der seit länger als einem halben Jahrhunderte dem pfälzischen Volk von Innen und Außen beigebracht worden ist, hat sich ein ächt oberdeutscher Zug conservativer Sitte in unverwüstlicher Kraft bewahrt. Man findet ihn oft da in überraschendster Ausprägung, wo man ihn am wenigsten vermuthet. Das französische Institut der Civilehe wurde anfangs in der Pfalz mit großem Widerstreben aufgenommen, jetzt hat es sich eingebürgert. Aber die durch die Sitte zugleich mit eingebürgerten schmückenden Förmlichkeiten von Verlobung und Hochzeit zeigen, in welch merkwürdiger Weise das Volk die fremde Einrichtung zu germanisiren und mit seinen individuellen Gefühlen in Einklang

zu bringen suchte. Die alte Sitte einer feierlichen, unter Ansprache und Glückwunsch des Geistlichen vollzogenen Verlobung, des sogenannten „Handstreichs," hat sich in vielen Orten bewahrt, obgleich sie außer allem Zusammenhange steht mit der französischen Form der Eheschließung. Der kirchliche Aufruf der Brautleute verlor zwar bei der Civilehe seine rechtliche Bedeutung, das Volk aber hält ebenso unverbrüchlich fest an diesem Herkommen, als es allenthalben von der im Gesetz vorgeschriebenen Proclamation der Verlöbnisse durch den Civilbeamten vor dem Rathhause unter Trommelschlag nichts hat wissen wollen. Die Verbindung, und zwar wo möglich die unmittelbare, der kirchlichen und bürgerlichen Trauung ist die durchgreifende Regel. Obgleich die Trauung auf dem Rathhaus der wichtigere und allein entscheidende Akt ist, so verfügt man sich doch meist in Werktagskleidung dorthin, beim Kirchengang dagegen wird der Hochzeitstaat angethan und der festliche Schmaus hergerichtet. Niemand feiert die bürgerliche Trauung, obgleich sie dem Gesetze nach doch als die eigentliche Trauung gilt; der Sitte und dem Gefühl des Volkes zufolge wird die Ehe noch immer vor dem Altare und nicht vor dem Schreibtisch des Bürgermeisters abgeschlossen. Wo die bürgerliche und kirchliche Trauung um einen oder mehrere Tage auseinandergeschoben werden, sehen sich die Brautleute nach Vollzug der ersteren noch keineswegs als Eheleute an, was sie doch — nach dem Gesetz — thatsächlich sind; aber die Sitte kümmert sich nicht um das Gesetz, sie folgt dem religiösen und poetischen Zug des deutschen Geistes. Wahrlich dieses Ringen deutschen Volkthums mit den fremdartigen und von diesem selben Volke andererseits doch wieder

so hochgehaltenen Einrichtungen bietet ein Bild der anziehendsten, oft auch der ergreifendsten Conflikte. Die Pfälzer haben nicht gewollt, daß man die Brautleute vor dem Rathhaus austrommele; die bürgerliche Proclamation erfolgt bloß durch den zehntägigen Anschlag der Verlobten an der Thüre dieses Hauses. Allein auch diese todte bureaukratische Form mochte man nicht in ihrer absoluten Nüchternheit ertragen; was das Gesetz nicht fühlte, — nämlich das Unschickliche, genau in derselben Weise ein Brautpaar zu verkünden, in welcher man ortsabwesenden Schuldnern ihren Bankerott und landesflüchtigen Spitzbuben ihr Urtheil ausspricht — das fühlte die Sitte; sie schmückt diese Verlöbnißtafeln mit Blumen, auf daß man sie von weitem schon unterscheiden möge von andern profanen Veröffentlichungen an der Thür des Gemeindehauses oder des Landgerichts.

Mit Mißtrauen haben unsere Vorfahren das französische Gesetz aufgenommen, mit Liebe hielten es die folgenden Generationen fest; aber alle haben daran umgebildet und verdeutscht, und fast unbemerkt hat die Sitte hundertfach Opposition erhoben gegen dieselben Einrichtungen, welche die verständige Ueberzeugung desselben Volkes als ein wahres Kleinod festhielt.

III. Bürger und Bauer.

Der Aufbau der bürgerlichen Gesellschaft in der Pfalz ist so einfach und nüchtern wie die Façade eines modernen Wohnhauses. Die französische Herrschaft zerstörte die alten

vielgestaltigen socialen Gebilde und die dem Historischen abgewandte bureaukratische Folgezeit hat wenig dazu gewirkt, dieselben wieder neu zu schaffen.

Unter nahezu 128,000 Familien der Pfalz gibt es etwa zehn, die zur Klasse des selbständigen, von seinen Renten lebenden Adels zählen, während die Statistik in Oberbayern allein (bei etwas über 173,000 Familien der Gesammtbevölkerung des Kreises) 307 solcher adeliger Familien aufzeigt und 1046 in ganz Bayern. Von einer eigenen socialen Gruppe des selbständigen grundbesitzenden Adels kann also in der Pfalz gar nicht geredet werden. Die alten Geschlechter sind in der französischen Zeit zu Grunde gegangen, ausgewandert, ihres politischen und socialen Einflusses verlustig geworden, oder wo sie auch Besitzungen in der Pfalz behielten, verlegten sie wenigstens ihren Wohnplatz in andere Gaue. Durch das französische Gesetz war ein bevorzugter Rang des Adels nicht anerkannt; ebenso wurden kraft dieses Gesetzes und der bestätigenden k. bayerischen Verfügungen vom Jahr 1818 die besonderen gutsherrlichen Rechte, die Patrimonialgerichtsbarkeit, der befreite Gerichtsstand 2c. dem pfälzischen Adel abgesprochen. In der socialen Anschauung, welche den Institutionen der Pfalz zu Grunde liegt, gibt es nur Staatsbürger, aber keine gesellschaftlichen Stände. Doch muß der Adel auch schon in früherer Zeit dem pfälzischen Volke ziemlich seitab gelegen haben, denn für jede Eigenschaft des Seltsamen, Fremdartigen gebraucht der Dialekt geradezu das Wort „adelig" (im Westrich wie in den mittelrheinischen Gebirgen „ardlig," was darum keineswegs „artlich" zu schreiben und von Art herzuleiten ist), wie man in altprotestantischen Gauen wohl auch

„katholisch" als gleichbedeutend mit seltsam und adelig nimmt und also von einem adeligen Topf, einem katholischen Hut u. dgl. spricht.

Die Pfalz zählt große historische Namen des deutschen Adels auf ihrer alten Landkarte; ich erinnere nur an die Sickingen, Dalberg, von der Leyen, Leiningen und Andere; aber im modernen pfälzischen Leben wird man keinen Nachklang der Herrschaft so mächtiger Geschlechter mehr spüren. Was sociale und politische Macht des Adels ist, was, nach norddeutscher Redeweise, Junkerthum, das weiß man in der heutigen Pfalz nur vom Hörensagen. Schon die Landschaft zeigt dem beobachtenden Auge zwar die malerische Dekoration von Burgruinen und verfallenen Rococoschlössern, aber nicht die für andere deutsche Striche so charakteristische Staffage eines einzigen modernen großen Herrschaftssitzes. Dagegen schmücken prunkhafte und geschmackvolle Villen reicher bürgerlicher Weinproducenten und Industriellen die freundlichen Landstädtchen von der Hart.

Weit mehr als vom Glanze seines Adels weiß der heutige Pfälzer von der tragischen Verkommenheit einst blühender Geschlechter zu erzählen. Im Jahre 1852 wurde in einem vorderpfälzischen Dorfe ein bedeutender Einbruchsdiebstahl im Hause eines Oekonomen verübt. Das Haus war weiland das Stammschloß der Oberherren des Dorfes, einer ritterschaftlichen Familie. Der letzte dort residirende Ritter wurde zur Zeit der französischen Revolution durch seine Gläubiger aus dem Schlosse vertrieben. Und nun ergab die Untersuchung jenes Einbruchs, daß die Diebe in ihr eigenes Stammschloß eingebrochen, daß sie die direkten ehelichen

Nachkommen (Sohn und Enkel) jenes Ritters gewesen waren, welche jetzt eine elende Hütte des Dorfes bewohnten, nahe der Kirche, wo die prunkenden Grabsteine ihrer Ahnen stehen. Eine andere Linie des Hauses blüht in alten Ehren fort, — aber nicht auf pfälzischem Boden.

Wenn man einen modernen Pfälzer über die verschiedenen Klassen des Adels examinirte, so wird er vielleicht den „Bachadel" voranstellen. Es ist dies nämlich der volksthümliche Spitzname der Müller. Sie bilden in der That eine Aristokratie in ihrer Mittelstellung zwischen Bürger und Bauer. Während alle nicht fabrikmäßigen Gewerbe mehr oder minder zurückgehen, ruht Segen und Gedeihen fast nur noch auf den Müllern, Gerbern und Bierbrauern. In mancher großen pfälzischen Mühle mit stattlichem Gutscomplex steckt der Kapitalwerth eines kleinen Rittergutes, und die eigenthümlich gemessene, überlegene äußere Haltung, welche den schweren süddeutschen Bachmüller — allerdings im Gegensatz mit vielen sehr leichten norddeutschen Windmüllern — zu einer so bestimmten Standes-Charakterfigur macht, rechtfertigt vollkommen das Prädicat des Bachadels. Indem der Müller als Mahllohn noch immer eine ächt mittelalterliche Naturalzahlung statt Geldes erhält, nämlich den sechzehnten Theil des gemahlenen Getreides, kann er, Landwirth, Fruchthändler und Gewerbetreibender zugleich, je nach der Gelegenheit des Marktes Kapital- und Naturalwirthschaft auf's vortheilhafteste verbinden. Die gleiche Doppelnatur des Gewerbes hilft den Gerbern und Bierbrauern auf die Beine. Ja man kann noch allgemeiner sprechen, und in der Regel in jenen pfälzischen Landstädtchen noch einen festeren Wohlstand

des Kleingewerbes annehmen, wo der Bürger zugleich Landwirth ist.

Nun ist aber eine so weitgreifende Vermischung von Landwirthschaft und Gewerbe, namentlich wenn sie in das kleine Handwerk eindringt, welches seiner Natur nach gar nichts mit dem Ackerbau zu schaffen hat, höchstens als ein nothwendiges Uebel gut zu heißen. Denn jedes dieser Gebiete fordert in unserer Zeit seinen ganzen Mann. Fragt man, was denn dieses Uebel in der Pfalz zu einem so nothwendigen gemacht, so werden wir auf die zwei Grundhebel aller pfälzischen socialen Bewegung zurückgeführt: die unbedingte Gütertheilbarkeit und die schrankenlose Gewerbefreiheit. Weil der Bürger in seinem übersetzten Gewerbe nicht gedeihen kann, so hilft er nach mit ein klein wenig Landwirthschaft; und weil die allzu kleinen Bauerngüter ihren Mann nicht mehr nähren, so holt derselbe Succurs bei etwas Taglöhnerei und dilettantischem Gewerbebetrieb. Eine solche nothgedrungene Verbindung von Ackerbau und Gewerbe führt dann freilich oft zu ganz anderen Resultaten als jene natürliche beim Bachadel und seinen Seitenverwandten.

Die Pfalz hat die dichteste landwirthschaftliche Bevölkerung im Königreiche Bayern. Auf eine Familie des ackerbautreibenden Volkes kommen 12.1 Tagewerk des der Landwirthschaft und 7.4 Tagewerk des der Forstwirthschaft gewidmeten Bodens. Unterfranken, obgleich doch auch schon ein ächtes Stück individualisirten Mitteldeutschlands, hat bereits 18.6 Tagewerk Ackerland und 9.5 Tagewerk Waldboden auf eine ackerbautreibende Familie; in Oberbayern dagegen erhalten wir die Ziffern von 36.4 und 23.7 Tagewerk.

Die durchschnittliche Größe — oder richtiger Kleinheit — einer einzelnen land- und forstwirthschaftlichen Parcelle ist in der Pfalz nur $^1/_5$ Tagewerk, in Oberbayern dagegen $1^4/_5$.

Bei so geringem Umfang der Ackergüter müssen natürlich in der Pfalz sehr viele Landwirthe noch Gewerbe oder Tagelöhnerei zu Hülfe nehmen. Nur etwa $^3/_5$ aller Bauern sind reine Bauern.

Will aber Jemand zum Landbau nicht blos ein Gewerbe, sondern ein halbes Dutzend betreiben, so ist das leicht zu machen, da die Ausübung eines Gewerbes lediglich an ein gewisses Alter und eine Patentsteuer geknüpft ist. Ob der Patentinhaber dabei in etlichen halberlernten Gewerben pfuscht, oder auch gar keines derselben versteht, ist ziemlich gleichgültig. So hatte ein Herbergsvater in einem großen Dorfe der Pfalz zuweilen sechs bis sieben Patente gelöst, um, je nach dem Gewerb der zuziehenden Handwerksbursche, bald Schneider, bald Schuster, bald Metzger, oder auch alles dies zu gleicher Zeit zu seyn. Fügt sich ein Meister dem Willen seines souveränen Lehrjungen oder Gesellen nicht, will er wohl gar eine väterliche Zucht über ihn üben, dann geht dieser nicht selten sofort zum Ortsvorstand, löst ein Patent und erklärt sich selber als Meister. Verkommene Faullenzer, die nichts gelernt, aber noch einen kleinen Rest Vermögen gerettet haben, versuchen ihr Glück zuletzt noch einmal in irgend einer freien Kunst, etwa als Schenkwirthe oder Krämer.

Solchergestalt hält sich zwar die Ziffer der selbständigen Gewerbetreibenden in der Pfalz immer hoch. Während sie fast überall abnimmt, ist sie hier im letzten Jahrzehnt wenigstens stehen geblieben. Allein ganz falsch wäre es, daraus einen Schluß auf das so viel reichere Gedeihen der Gewerbe

in der Pfalz zu ziehen. Denn wenn auch die Zahl der selbständigen Gewerbsleute groß ist, so ist dafür die Summe derer, die Gewerbe ohne Aushülfe des Ackerbaues treiben, um so geringer, und die einzelnen Geschäfte selbst sind um so kleiner. Während in Oberbayern auf jeden Tischler mehr als 2 Gesellen und Lehrlinge kommen, auf jeden Drechsler einer, kommt in der Pfalz erst auf 4 Tischler ein Gesell, und gar erst ein einziger auf 28 Drechsler!

In dem Maße als die Zahl der selbständigen kleinen Handwerker, Tagelöhner und Miniaturbauern wächst, fällt natürlich mit der Ziffer der Gesellen und Lehrlinge auch die Ziffer des Gesindes. Der selbständige Tagelöhner arbeitet mehr als der Knecht; aber für die sociale und sittliche Erziehung der unteren Klassen ist das Verschwinden eines ächten Gesindewesens höchst bedenklich. Auch hier liegt die conservative und liberale Doppelnatur des Pfälzers im inneren Kampf. Selbst in manchen abgelegenen Thälern des Westrich will das Gesinde schon wie Herren behandelt seyn, die Mägde begehren gar mit einem großgeschriebenen „Sie" angeredet zu werden und drohen bei zu niederem Lohn und zu geringen Geschenken mit dem letzten Wort des Pfälzers — mit der Auswanderung nach Amerika. Und doch wird z. B. an der Nahe und am Glan die Magd in vielen Stücken noch wie die Tochter behandelt, sie schläft selbst bei dieser und der Knecht beim Sohn, und in der vorderpfälzischen alten Welt, bei Landau, nennt der Dienstbote den Herrn noch „Vetter" und die Frau „Base," und ißt in den meisten Bauernhäusern der Pfalz noch immer mit der Herrschaft an demselben Tisch. Entscheidend bleibt aber hier wie bei der Tracht, daß der

reiche Großbauer, der sich Oekonom, Landwirth oder Gutsbesitzer nennt, solche ländliche Bräuche mit einer städtischen Hausordnung vertauscht, während bei einem ächt conservativen Volke gerade der reichste Mann, der Aristokrat, vorangeht in der strengsten Handhabung des väterlichen Herkommens.

Obgleich nun die Resultate der pfälzischen Gewerbeverfassung gewiß nicht günstiger sind als die Erfolge des entgegengesetzten Systems in andern Ländern, so ist doch ein großer Theil des Volkes noch immer begeistert für die hier herrschende, fast schrankenlose Gewerbefreiheit. Man kann kleine, durch die übermäßige Concurrenz gänzlich heruntergekommene Handwerker klagen hören über alles mögliche Uebel dieser bösen Zeit; aber — so werden sie schließen — dennoch haben wir es in der Pfalz noch weit besser als anderwärts, denn wir haben französisches Recht, leichteste Ansäßigmachung und das volle Maß der Gewerbefreiheit! In allen particularen Verfassungsfragen seiner Provinz ist auch der bildungsloseste Pfälzer ein geborener Professor, ein ächter Doctrinär: hoch über jeglicher Thatsache steht ihm das Princip. Daß er selber vielleicht nicht aufkommen kann in Folge der schrankenlosen Gewerbefreiheit, kümmert ihn nicht; er wird die Quelle seiner Bedrängniß überall suchen, nur nicht dort; jene Freiheit ist ein Palladium der Pfälzer, so hat man es ihn gelehrt von Kindesbeinen an und in diesem Glauben wird er leben und sterben.

Der Sickinger Bauer hat eine durch die Sitte geschaffene Geschlossenheit seines Grundbesitzes. Das Gesetz duldet nicht Minorate noch Majorate. „Damit aber“ — so suchte ich die wunderliche Thatsache anderswo zu fassen — „jede Familie in Glanz und Wohlstand bleibe, stehen alle Ortsgenossen für

Einen Mann und machen durch ihre treu bewahrte Sitte jenes Gesetz illusorisch. Die Familie beschließt, wer von den Kindern das Gut erben soll. Für die Nichterbenden sucht man in den Nachbardörfern, wo der Boden wohlfeiler ist, ein Stück Landes anzukaufen, oder sie finden im Heimathsdorfe selbst ihr Unterkommen. Wollte Einer, der bei solcher Erbtheilung durch die Familie zu kurz gekommen, gerichtliche Klage erheben, so würde das Gut zu gleichen Theilen zerstückt werden müssen. Keiner aber wagt eine solche Klage, für die ihn die Verachtung des ganzen Hauses und der Gemeinde treffen würde." Und die Gemeinden sind dabei reich geworden, trotz der nur mäßigen Gunst ihrer Lage. Würde man aber einem Sickinger vorschlagen, diese seine Sitte zum Gesetz zu erheben, so würde er sofort gegen ein solches Gesetz die Lanze einlegen. Und doch sind gerade dies die ächten, die organischen Gesetze, welche solchergestalt aus einer Sitte des Volkes hervorwachsen. Aber auf das Majorat als Sitte läßt derselbe Sickingische Mann sich todtschlagen, der in dem Majorat als Gesetz einen Angriff auf das Palladium der Pfalz, auf die freie Theilbarkeit des Grundbesitzes erblicken würde. Diesen Satz hat er, gleich jenem verkümmerten Handwerker, von Kindesbeinen an gehört und wieder gehört, und auf diese seine Doctrin wird er leben und sterben wie der ächteste deutsche Professor.

Uebrigens ist die freie Theilbarkeit des Bodens in der Pfalz eben so gut etwas altüberliefertes, dem Stamm und Land eigenthümliches wie anderwärts die Geschlossenheit der Güter. Sie geht zusammen mit dem nicht minder alten Herkommen der frühen Verehlichung, welches vielleicht bis zu

den Römern zurückzuführen ist, deren sociale Einflüsse in den Rheinstädten so tief in's Mittelalter noch herüberragten. Das Durchschnittsalter des in den Ehestand tretenden Pfälzers ist 25—30 Jahre, in den übrigen bayerischen Kreisen dagegen dreißig bis vierzig.

Vielleicht gibt es keinen Winkel Deutschlands, wo die Bodentheilung zu solcher Consequenz durchgeführt wird, wie in den so musterhaft bebauten Gauen der Vorderpfalz, namentlich im Landcommissariate Frankenthal. Mehr als ein Dritttheil aller Grundbesitzer nennt hier nicht einmal ein ganzes Tagewerk sein eigen; ein weiteres Viertheil besitzt nur 1 bis 3 Tagewerk. Viele Leute halten Vieh ohne eine Scholle Landes zu besitzen, andere haben Aecker aber kein Vieh. Allein die Bodengüte und die Sorgfalt der Ausbeutung ist so groß, daß oft ein Ackergütchen schon einen wohlhabenden „Mittelmann" macht, welches anderswo nur einen bäuerlichen Proletarier ernähren würde, und man kann hier bei einem Landbesitz schon als „Großer," als „Landwirth," „Oekonom" oder „Gutsbesitzer" mit allem Fug auftreten, während man anderwärts mit demselben Gutsumfang kaum einen ordentlichen Bauer vorstellen würde. Alle Klassen des Güterwerthes liegen in der Pfalz auf engem Raume nebeneinander. Bei Deidesheim ist das Tagewerk des besten Weinbodens wohl gar zu 10 bis 12,000 Gulden verkauft worden, ja es gibt Wingerte, von denen man geradezu sagt, sie sind gar nicht zu bezahlen, sie haben so wenig einen Preis wie der Diamant Kohinur oder Raphaels sixtinische Madonna. Die Scala des Ackerbodens fängt bei tausend und mehr Gulden an und steigt durch alle Ziffern herab bis zu einem einzigen

Gulden. Ja in einigen der schlechtesten Gegenden des südwestlichen Westrich kann man wiederum sagen, viele Aecker haben gar keinen Preis, denn sie sind fast völlig werthlos, und der Fall ist vorgekommen, daß ein Tagwerk um einen halben Gulden versteigert wurde, zahlbar in drei Terminen mit Zinsen. Kehren wir jedoch zu den gesegneten Fluren des Landkommissariates Frankenthal zurück. Wir haben hier so günstige Boden- und Wirthschaftsverhältnisse, daß z. B. der Gemüsebauer in Bobenheim (unfern Worms) auf nicht ganz einem Viertel-Tagewerk seinen Unterhalt gewinnen kann, und man wird in der That die agrarischen Zustände vieler Gemeinden dieses Bezirks nur dann richtig würdigen, wenn man sie nicht sowohl aus dem Gesichtspunkte des Ackerbaues als des Gartenbaues beurtheilt. Man begreift dann auch, daß jenes hier erreichte Extrem der Parcellirung, in Folge dessen die kleinsten Grundstücke unseres Landkommissariates bis zu dem Taschenformat von ½ Decimale, d. h. bis zum zweihundertsten Theile eines bayerischen Tagwerks oder dem zweihundertundfünfzigsten eines Magdeburger Morgens herabsteigen, nicht blos eine Curiosität ist, sondern unter Umständen immer noch einen vernünftigen Sinn hat.

Nur muß man nicht meinen, daß die Besitzer so winziger Parcellen und Güter reine und ächte Bauern seyen. Tausende verbinden Handel und Gewerbe mit dem Landbau und Taglöhnerei mit der Bewirthschaftung des eigenen Gütchens. Dadurch wird der sociale Charakter des Landvolkes freilich ein sehr unstäter, von der Grundidee des deutschen Bauern weit abweichend. Unter tausend selbständigen sogenannten Bauernfamilien sind in der Pfalz durchschnittlich 400 Tage-

löhner mit kleinen Haus- oder Grundbesitzen einbegriffen; und zwar wächst seit länger als einem Jahrzehnt diese Proportion der ackerbauenden Tagelöhner, während die Gesammtzahl des Landvolkes durch die Auswanderung abnimmt. Es gibt nicht blos festsitzende, sondern auch periodisch wandernde Tagelöhner-Bauern. Hunderte von Westricher Landleuten kommen zur Erntezeit mit Weib und Kind in die Vorderpfalz. Ja es gibt sogar Bauern, die als solche hausiren gehen. So zieht der Zeiskammer Gemüsebauer mit seinem Gurken-, Zwiebel-, Gemüse- und Blumensaamen durch das ganze Westrich. Dagegen kommen Bauern des Lauterthals im Winter herüber in das Rheinland und tragen selbstgezogenen Weißkrautsaamen feil. Manche Leute leben fast allein von diesem Saamenhandel, und die hausirenden Producenten der bestberufenen Orte Jettenbach und Rothselberg machen ihre Wanderschaft gewiß nicht umsonst, denn sie verkaufen das Pfund dieses Saamens, dessen Pflanze die Küche des ganzen Landes beherrscht, zu 2 bis 3 Gulden. Hier zerfließt aber dann doch der sociale Begriff des Bauern vollständig in Nebel.

Ein gründlicher Kenner der Land- und Volkswirthschaft, Dr. L. Rau in Heidelberg, hat die merkwürdige Bodenkultur des Landkommissariates Frankenthal zum Gegenstande eines vortrefflichen Buches gemacht, welches er „Studien über süddeutsche“ — richtiger vielleicht über pfälzische — „Landwirthschaft“ betitelte. Aus dem Gesichtspunkte der Oekonomen erscheinen die pfälzischen Zustände hier natürlich in glänzender Beleuchtung. Denn durch die Kleingüterei steigt ohne Zweifel die Technik des Landbaus, es hebt sich die Bodenrente und der Arbeitslohn. Eine andere Frage ist aber, ob dann

das sociale und sittliche Gedeihen des Volkes mit der wirthschaftlichen Ausbeutung der Scholle gleichfalls vorangeht.

Hören wir zuerst, was Dr. Rau, ein warmer Anwalt der Gütertheilung, über den Zusammenhang der socialen Natur des Volkes mit der pfälzischen Ackerverfassung sagt. Ich will dann weiter unten dem ökonomischen Lichtbild auch einige sociale Schattenseiten gegenüberstellen.

Der Drang nach persönlicher Unabhängigkeit ist dem Pfälzer so entschieden eingeboren, daß Jeder vor allen Dingen nach einem Stückchen Land trachtet, welches ihm und den Seinen Selbständigkeit, wenn auch unter Mühsal und Entbehrung, sichert. Kann er nicht hinreichend Eigenthum erwerben, so sucht er wenigstens als Pachter sein eigener Herr zu werden. Der Freiheitsliebe bringt er wirkliche Opfer. Als Knecht oder Tagelöhner könnte Mancher sorgenfrei und mühelos leben, der sich lieber wie ein Hund plagt, sich in Schulden und Ungeduld stürzt und sich halb satt schlafen legt, um keinem Andern dienstbar zu seyn.

„Denken wir uns," sagt Rau, „ein Mann von 50 Morgen habe sechs Kinder. Er ist ein wohlhabender Bauer, so lange die letzteren klein sind. Später ändert sich die Scene, sie wollen heirathen und dazu Mittel erhalten. Wollte der Vater rein alles austheilen, so kämen auf ein Kind 8½ Morgen. Die Kinder können damit aber nicht aufkommen, sondern müssen noch in Tagelohn gehen. Dies widerstrebt ihrer Erziehung und ihrem Stolz. Um solcher Demüthigung zu entgehen, verkauft der Vater seinen ganzen Hof um 15—20,000 fl. und wandert nach Amerika aus, wo er mit diesem Vermögen jedem Kind ein genügendes Besitzthum

gründen kann. Dieser Fall kommt dermalen täglich vor, um so sicherer, je mehr Söhne der Bauer hat, die er vom verhaßten Militärdienst loskaufen müßte.“ (Seiner Wehrpflicht genügen, nennt der pfälzische Bauer höchst charakteristisch: „unter die Bayern gehn!“) „Die Auswanderung trägt also dazu bei, schon von weitem den möglichen Folgen einer übermäßigen Zersplitterung vorzubeugen, lange ehe sie fühlbar werden. Selbst wenn der Bauer von 50 Morgen nicht auswandert, entschließt er sich ungern, einem seiner Kinder das Ganze zu übergeben, damit es die übrigen entschädige. Lieber theilt es der Vater unter alle Kinder gleichmäßig .... Theils durch Heirathen, theils durch Pachtungen suchen dann die Kinder sich den Mittelleuten zu nähern, und dies gelingt ihnen, wenn sie fleißig sind und kein besonderes Unglück haben; denn die kleinen Güter rentiren am besten, wofern man sie anständig bewirthschaftet.“

Statt einer unmittelbaren Gegenrede stellt der Socialpolitiker dieser thatsächlich ganz richtigen Ausführung des Volkswirthes eine Episode über die pfälzischen Wucherprocesse zur Seite.

IV. Das sociale Krankheitssymptom der Wucherprocesse.

In den Jahren 1852 bis 54 ging eine seltsame Bewegung durch die Pfalz. Wie eine ungeheuere Verschwörung des habgierigen Reichthums gegen den kleinen Besitz stieg aller

Orten Wucher, Betrug, Uebervortheilung vor das Licht der gerichtlichen Oeffentlichkeit. Im Januar 1852 begann der erste Wucherproceß vor dem Bezirksgerichte Frankenthal, und binnen drei Jahren hatte jenes Gericht 15 solcher Processe, darunter einige riesenhafte zu entscheiden. Nahe an 700 Fälle wurden dabei erwiesen, in welchen das Vergehen des Gewohnheitswuchers vorlag und 19 Beschuldigte wurden in eine Geldstrafe von beiläufig 150,000 Gulden verurtheilt, wovon etwa die Hälfte eingezahlt worden seyn dürfte. Die Geldstrafen aber, welche in dieser Frist in der ganzen Pfalz wegen gesetzwidrigen Wuchers erkannt wurden, schätzte man auf beiläufig 300,000 Gulden. In einem dieser Processe wurden die fünf Angeklagten zu einer Buße von 106,900 fl. verurtheilt, woran den Hauptbeschuldigten allein 87,600 fl. trafen, nebst fünf Jahren Gefängniß. Nicht wenige Angeklagte ließen bedeutende Cautionen im Stich, um sich der Gefängnißstrafe durch die Flucht zu entziehen. Ehrliche Leute, deren Name fataler Weise jenem eines überführten Wucherers gleichlautete, änderten ihren Namen, um des öffentlichen Fluches willen, der auf demselben ruhte. Von der im Volksmunde umgehenden Eintheilung des ganzen Landes in eigene Wucherprovinzen habe ich bereits oben gesprochen. Bei Eröffnung des pfälzischen Landrathes von 1854 sagte der Präsident des Kreises: „Wir leben in den fetten Jahren der Wucherstrafen. Es ist mir dadurch möglich geworden, die bedeutende Schuldenlast, die ich von meinem Vorgänger überkommen, zu tilgen und 16,000 Gulden zu erübrigen für eine künftige Noth.“ Jedem der 24 Cantonal-Zweigvereine des St. Johannisvereines der Pfalz konnten damals 100 Gulden aus dem Polizeistraffond

zugetheilt werden und jedem Lokalvereine 50 Gulden. Ja später wurde nochmals jedem der 24 Cantonalvereine ein Stiftungskapital von 1000 Gulden aus den Wucherstrafen übermacht. Was also der Armuth genommen war, das wurde auf anderem Wege der Armuth wieder zugeführt. Aber so groß die letztere Summe auch ist, wie klein blieb sie doch gegen den ungezählten Gesammtraub der Wucherer! Bei einer einzigen Haussuchung in Dürkheim hatte das Gericht fünf Maltersäcke voll Bücher, Urkunden, Rechnungen ꝛc. in Beschlag genommen, die eine Schuldurkundenmasse von beiläufig 250,000 Gulden enthielten, auf welcher der Verdacht gewerbsmäßigen Wuchers haftete. Wie zahlreich, d. h. also wie klein die einzelnen Posten seyn mochten, und wie arm folglich die übervortheilten Schuldner, das beweist eben das ungeheure Volumen von fünf Maltersäcken. In elenden, schmutzigen Spelunken spürte man Wucherer auf, welche Schachteln voll Schuldscheinen, Verträgen und Zinstabellen unter der täuschenden Dekoration der Armuth aufzuspeichern wußten, aber nicht minder führte man Andere aus den behaglichen Gemächern des reichen Kaufmannshauses zur Anklagebank. Christen und Juden, Männer und Frauen — Wittwen — wurden des Wuchers gerichtlich bezüchtigt, und wie die untersuchenden Behörden in die tiefsten Schlupfwinkel niederstiegen, so mußten sie gar auch hinaufsteigen auf den höchsten Punkt des ganzen Landes. Denn nahezu 2116 Pariser Fuß über der Meeresfläche, auf dem Plateau des Donnersbergs, ward im Jahre 1853 eine gerichtliche Nachforschung in Wuchersachen angestellt.

Bekanntlich hat die Wissenschaft der modernen National-

ökonomie den Begriff des Wuchers mit höchst wirksamen Reagentien dergestalt aufgelöst, daß von der Grundsubstanz dessen, was man im gemeinen Leben „Wucher" nennt, eigentlich nichts mehr übrig geblieben ist. Shylock hat einen viel schärferen Blick in wirthschaftliche Dinge als alle Jene, welche seit Dante und Luther wider den Wucher geschrieben: „Vortheil ist Segen, wenn der Mensch nicht stiehlt." Will sich ein erwachsener Mann durchaus über's Ohr hauen lassen, so mag er's thun. Wenn man verhüllte Wucherei gesetzlich bestraft, so zwingt man den Wucherer nur immer höher zu wuchern und sich von den Bewucherten eine Assekuranzprämie gegen die mögliche Geldstrafe zahlen zu lassen. Jene pfälzischen Wucherer, welche hohe Cautionen im Stiche ließen, hatten sich für diesen Verlust längst bei den Bauern assekurirt eben durch die enormen Wucherzinsen. Doch scheint es mir sehr menschlich, daß sie wo möglich noch höhere Zinsen genommen hätten auch ohne die Angst vor so saftigen Geldstrafen und Cautionseinbußen. Daß man mit Wucherprocessen wirthschaftspolizeilich nur wenig ausrichtet, ist außer allem Zweifel. Einige Wucherer wird man vielleicht los; der Wucher bleibt. Trotz der ungeheuern Bedeutung der Wucherprocesse für die Pfalz ist doch das öffentliche Interesse für dieselben ziemlich rasch erkaltet. Als im Jahre 1854 die polizeiliche und rechtliche Controverse über die Gallisirung der pfälzischen Weine aufkam, vergaß man allmählich die Wucherfrage. Denn ein Proceß mit wirthschaftlichem Hintergrund ist allerdings immer ein besonderes anziehendes Schauspiel für den Pfälzer, der so gerne debattirt und wirthschaftet. Die Wucheranklagen verstummten schon aus einem sehr nahe-

liegenden psychologischen Grund. Der im Wucher Uebervortheilte mußte mit anhören, wie in öffentlicher Gerichtssitzung seine ganze Unbedachtsamkeit, häufig seine vollendete Dummheit, die ihn in die Falle des Wucherers geführt, anatomisch zergliedert wurde, oder doch mindestens seine ökonomische Bedrängniß, seine Verzweiflung. Es ist überall verdrießlich als der Geprellte auf der Bühne des Gerichtssaals und der Presse zu erscheinen, ganz besonders aber in der Pfalz, wo Klugheit, gesunde Lebenspraxis und Mutterwitz so hoch im Curse steht. Oft stand der einfältige Betrogene angesichts der öffentlichen Meinung nicht minder am Pranger als der zum Bewundern schlaue Betrüger. Die nächste Folge war, daß die meisten den Schaden ganz stille einsteckten und sich hüteten, durch eine Anklage auch noch den Spott dazu zu holen.

Wenn nun aber auch solchergestalt die Wucherfrage vor dem Forum der reinen Wirthschaftspolitik in Nichts zerfließt, so behält sie doch einen sehr harten Kern, sowie man sie aus dem Gesichtspunkte der sittlichen Aufgabe und der socialen Grundlagen des Staates betrachtet. Dante sagt: „der Wucherer schmäht die Güte Gottes,“ und ein Staat, dessen Eckstein in der christlichen Moral gegründet ist, wird es allerdings nicht gleichgültig hinnehmen können, wenn eine ganze Gruppe seiner Bürger auf die Einfalt, Unwissenheit, Leichtgläubigkeit und Bedrängniß von tausend Mitbürgern gewerbsmäßig spekulirt. Nicht um der Volkswirthschaft, sondern um der öffentlichen Sittlichkeit willen straft er den Wucherer. Darum erkenne ich bereitwillig den wirthschaftlichen Scharfblick Shylocks an, aber zu einem deutschen Handelsminister würde ich

ihn doch um keinen Preis vorschlagen. Doch ist es meine Aufgabe nicht, diese Doppelseitigkeit der Wucherfrage hier zu erörtern — ein Thema, welches eine ganze Welt von andern Fragen über die Stellung der einzelnen Zweige der Staatswissenschaft zu einander in sich schließt, und sich zuletzt mit der Frage entscheiden wird, ob der Nationalreichthum der höchste Zweck des Staates oder nur ein, nach Umständen sogar untergeordnetes, Mittel zur Erreichung eines höheren sittlichen Staatszweckes ist; sondern ich will lieber den Blick auf die lehrreichen Enthüllungen wenden, welche uns die Wucherprocesse über so manchen Zug des socialen Lebens in der Pfalz gebracht haben.

In den meisten Theilen der Pfalz herrscht der kleine Mittelmann vor, der so viel erwirbt als er braucht, aber niemals zum Besitz eines ausgiebigen Nothpfennigs kommt. Die unbedingte Theilbarkeit des Bodens, die leichte Ansäßigmachung, der diesem Volk innewohnende Geist der Eigenherrlichkeit des Individuums schafft alljährlich Tausende von neuen Existenzen, die nur im ruhelosen Arbeiten und Wetten und Wagen sich über dem Wasser halten können. Der junge Mann mit seinem kleinen Aeckerchen und Häuschen muß sich „vorwärts schaffen;“ vielleicht hat er sich schon im vierundzwanzigsten Jahre verheirathet; die Kinder kommen rasch, da läßt sich nichts ersparen. Aber er ist fleißig und so kann er von Zeit zu Zeit ein weiteres Stückchen Land ersteigern, von dessen Ertrag er in 4 bis 5 Jahren terminweise das Kaufgeld zahlt. So geht alles gut; ein heiteres Bild des Segens der freien Arbeit entrollt sich tausendfach bei diesen kleinen Leuten. Aber ihr Lebensschifflein gleicht jenen leichten tannenen

Kähnen ohne Kiel, welche auf unsern oberdeutschen Gebirgsseen so lustig und flink über die spiegelglatte Fläche dahingleiten; bricht plötzlich auch nur ein mäßiger Wind aus den Bergen, dann kann kein Mensch mehr die kiellose Nußschale wider Wind und Wellen steuern. Der fleißige Mann wird krank, Mißernten, Viehseuchen kommen über sein kleines Gut. Nun muß er Geld aufnehmen. Nach Landesbrauch geschieht dies möglichst heimlich; denn wo die öffentliche Meinung das Geld so hoch werthet, da flieht man es als eine öffentliche Schande, sich eines Darlehens bedürftig zu erklären. Am verschwiegensten und heimlichsten borgt der Wucherer. Er hat tausend Formen, durch die er dem Gläubiger selbst das drückende Gefühl zu ersparen weiß, daß derselbe so geradezu geborgt habe. Es wird ein Scheinkauf abgeschlossen. Der Bedrängte erhält statt der gefallenen Kuh eine neue, zu dem vom Hagel verwüsteten Lande ein neues Stück, aber natürlich wird der Kaufpreis um das Doppelte zu hoch angesetzt; beim äußersten Fleiß ist es dem Schuldner, der übrigens in den Augen der Welt gar nicht geborgt, sondern vielmehr gekauft hat, möglich die Zinsen zu bezahlen. Da aber das Kaufgeld um das Doppelte zu hoch angesetzt ist, so bezahlt er freilich nicht fünf, sondern zehn Procent. Nun war vorher schon seine höchste Anstrengung nur gerade genügend, die nothwendigsten Ausgaben zu decken; da jetzt noch die hohe Verzinsung des maskirten Darlehens hinzukommt, so muß er natürlich auch bei gutem Glück mit jedem Monat in weiteren Rückstand kommen. So kehrt dann gewiß recht bald die Gelegenheit wieder, wo der Wucherer, um Entschädigung für seinen nicht einlaufenden Zins zu erhalten, das

vorige Mannöver auf's Neue beginnt. Aber so wohlfeil gibt er's schon nicht mehr. Er weiß, daß Noth und Verzweiflung den Menschen mit Dummheit schlägt, und sucht nun den Faden, an welchem er durch den Scheinkauf den Bauer gebunden hält, rasch zu einem ganzen Netze auszuspinnen, in welchem er zuletzt dessen sämmtliches Besitzthum hinwegfischt. Er combinirt jetzt sein früheres Verfahren; er kauft vom Bauern einen guten Acker für baar Geld, dagegen muß dieser ihm ein mageres Grundstück abnehmen, dessen Kaufpreis etwa in fünf Terminen mit Zinsen vom Tage des Vertrags an zu zahlen ist. Natürlich ist dabei der eine Acker um die Hälfte zu wohlfeil, der andere um das Doppelte zu theuer angesetzt. Hat also der Bauer beim ersten Darlehen 10 Procent gezahlt, so zahlt er jetzt, genau gerechnet, 20 Procent Zinsen. Der eigentliche Feldzugsplan des Wucherers zielt nun aber dahin, nicht solche Einzelgewinne zu machen, sondern das ganze Gut des Bauern zuletzt um ein Spottgeld zu erwerben; er will nicht blos saugen, sondern aussaugen. Es werden darum die Zinstermine mit größtem Raffinement so angesetzt, daß der Bauer bis dahin gewiß nicht zahlen kann. Der Bauer sucht dann den Gläubiger etwa durch Geschenke an Frucht, Obst, Kartoffeln, Honig &c. bei gnädiger Laune zu erhalten, und der Gläubiger läßt sich eine Weile herab, die Gabe großmüthigst anzunehmen. Wo freiwillig nichts geschenkt wird, da kann man dem bereits mürbe gewordenen Bauern ein Geschenk erpressen, und so kommt endlich der Tag, wo drei verfallene Termine beisammen sind. Nun droht der Gläubiger wiederum mit der Klage, läßt sich aber diesmal vielleicht durch einen Tausch beschwichtigen; er

gibt z. B. dem Bauern ein mageres Rind und nimmt dafür eine Kuh; oder er schließt einen kleinen Fruchthandel mit dem Bauern ab, etwa in der Weise, daß dieser vor der Ernte, wo der Kornpreis hoch steht, ihm Korn verkauft zu dem Preise, der in der billigsten Zeit nach der Ernte eintreten wird. Ja es ist vorgekommen, daß dem Kaufvertrag die Clausel beigefügt ward: „oder wenn auch dieser niedrigste Marktpreis dem kaufenden Gläubiger noch zu hoch erscheinen sollte, zu irgend einem, von ihm später zu bestimmenden Preise." So schlägt, um es noch einmal zu sagen, die Noth den Menschen mit Dummheit. Es ist aber mit alle diesem Tausch und Kauf natürlich nichts von den abgelaufenen Zinsen abgezahlt, sondern dem Wucherer nur ein weiteres Geschenk gegeben zur Erkaufung seiner Langmuth. Allein gerade diese Langmuth läßt sich der gute Mann außerordentlich gern erkaufen, und nichts wäre ihm verdrießlicher, als wenn der Bauer plötzlich einen reichen Onkel beerbte, um alle seine Schulden an einem Tage abtragen zu können.

Sind nun unter fortwährenden Erpressungen etliche Jahre verstrichen und merkt der Gläubiger, daß es bei dem Bauern auf die Neige geht, so erwirkt er ein gerichtliches Urtheil und läßt es inscribiren, gibt aber Frist des Vollzuges bis zur ungünstigsten Zeit, wo er sicher ist, daß der Arme sich in keiner Weise mehr helfen kann und daß dessen ganzes Besitzthum ihm zu einem Spottpreise anheimfallen muß.

In dem rücksichtslosen Streben nach Selbstherrlichkeit einer wenn auch noch so kleinen und schwachen wirthschaftlichen Existenz, dazu in der Scheu, die erste unverschuldete Bedrängniß offenkundig werden zu lassen, liegt die Exposition

des Dramas; in den unmerklich heranschleichenden Bestrickungen des Wucherers schürzt sich der Knoten; der Bankerott und die Auswanderung nach Amerika gibt die Lösung im letzten Akte. Schuld und Unschuld mischt sich bei dem ringenden und leidenden Helden wie in einer ganz regelrechten Tragödie. Wie ein im Verborgenen langsam aber sicher tödtender Zauber ruht das Geheimniß auf jedem Schritte des dem Wucher Verfallenen. Vor den Augen der Welt borgt er nicht, er veräußert nichts, ja er vermehrt scheinbar sein Besitzthum, und doch kommt zuletzt ein Tag, der offenbar macht, daß der Mann, welcher gestern noch sein ganzes Erbe zu besitzen schien, eigentlich seit Jahren schon keine Scholle mehr sein eigen nannte. Die dämonische Macht des Wuchers erscheint dabei um so furchtbarer, je mehr man bei jeder neuen Enthüllung wahrnimmt, wie sicher sie einher schreitet; sie allein hat keine Concurrenz zu fürchten, kein Wucherer verdirbt dem andern den Markt, und als die mehrgedachten pfälzischen Wucherprovinzen noch bestanden, war die äußere, die völkerrechtliche Politik ihrer Herrscher nicht auf das System der Eroberung sondern des Gleichgewichts und des herzlichen Einverständnisses gegründet. Wer die tiefen ethischen Motive erkennt, die neben den wirthschaftlichen in diesen Wuchertragödien walten, der wird es auch als nothwendig begreifen, daß hier zuletzt des Staates rächende Gerechtigkeit einschreite: nicht um den Geprellten ihr Geld wieder zu schaffen, auch nicht um die wirthschaftlichen und socialen Zustände des Landes zu reformiren, sondern einfach deßhalb, weil es ein christlicher Staat nicht ruhig hinnehmen darf, daß der Wucherer, nach des großen Florentiners Wort, offen vor allem Volk „die Güte Gottes schmähe.“

Nun möchte es Einen wundernehmen, daß gerade die aufgeweckten und praktischen Pfälzer Bauern sich so massenhaft in so groben Netzen des Wuchers fangen lassen. Allein eben weil sie so schlau sind, beißen sie desto sicherer an. Ein Bauer, der noch einfältig genug ist, daß er überhaupt von jenen kleinen Tausch- und Handelsgeschäften, welche der Jude „Schmuserei" nennt, nichts wissen will, bleibt dem Wucherer unzugänglich. Auch der Bewucherte glaubt anfangs kaufmännisch zu speculiren, indeß er sich doch nur anführen läßt. Das Wettespiel, welches der Wucherer anbietet, hat für ein so wirthschaftliches, rühriges, auf sein Geschäfts-Genie stolzes Volk wie das unsere unendlich größeren Reiz als die nüchterne Vorsorge für einen Nothpfennig in Spar- und Creditkassen. Es ist höchst bemerkenswerth, daß die Wirksamkeit der Sparkassen in der Pfalz, obgleich an sich ganz bedeutend, dennoch unverhältnißmäßig klein ist im Hinblick auf die vielen kleinen Leute und den fleißigen, wirthschaftlichen Sinn des ganzen Volkes. Im Jahre 1851 gab es 19 Sparkassen; 1854 18; gegenwärtig bestehen 20 mit 3366 Einlegern und einem Einlagekapital von 469,900 fl. Von jenen 18 aber kamen nur 3 auf das räumlich überwiegend größere Westrich.

Je städtischer der kleine Bauer wird, je tiefer er sich in die Kapitalwirthschaft des Schachers und Kleinhandels mit Vieh und Feldfrüchten einläßt, um so mehr verliert er den socialen Boden und um so leichter wird er trotz, ja eben wegen seiner bekannten Pfiffigkeit, von den Juden, die eben noch pfiffiger sind, in's Gedränge gebracht. Der Tabaksbau, welcher den Bauer nothwendig zum halben Kaufmann und Speculanten macht, hat in der Pfalz in der Form des

Tabaksmakels sofort ganz neue Formen des Wuchers und der Uebervortheilung hier und da an's Licht gefördert. Auf das Westrich trafen viel weniger Wucherprocesse als auf die Vorderpfalz; dort ist aber auch der Bauer noch weit bäuerlicher — wenn man will beschränkter, — hier schon weit städtischer, unruhiger, kritischer und eben darum leichter auf's Eis zu führen.

Es ist freilich andererseits auch wieder oft genug ein Zug ächt bäuerlicher Beschränktheit, der den Bauer dem Wucherer in die Arme führt. Denn hier wirken die widersprechendsten psychologischen Motive zusammen, und man wähne nicht mit einem einfachen Spruch die Räthsel der Wucherdramen lösen zu können. Weil es einmal von altersher landesüblich ist, sich in Geldverlegenheiten nicht an eine öffentliche Hülfskasse sondern lieber an den ärgsten Wucherjuden zu wenden, so thut trotz aller Aufklärung Hans doch immer wieder dasselbe was Kunz gethan hat. Er geht ja auch zehnmal lieber zum Quacksalber als zum Arzte. Die Macht des Herkommens bewährt sich überall, wo auch nur ein Finger breit Rest vom ächten deutschen Bauern geblieben ist.

Man hört in der Pfalz häufig die Behauptung, es sey trügerisch aus dem Lärm der pfälzischen Wucherprocesse zu folgern, daß nur dieses Land ganz besonders vom Wucher heimgesucht sey. In andern Gauen herrsche das Uebel nicht minder, nur komme es nicht so grell zu Tag, weil die Gesetzgebung dort den Wucher minder genau bestimme, also auch seine gerichtliche Verfolgung schwieriger mache.

Viele, namentlich mitteldeutsche, Bauerschaften leiden allerdings an dem gleichen Krebsübel. Allein sicherlich ist wohl nirgendwo jede Vorbedingung für das üppigste Gedeihen

des Wuchers so reichlich gegeben wie in der Pfalz. Die absolute Gütertheilbarkeit, die Verschmelzung von Tagelöhnerei und Bauernthum, der eingeborene Drang nach Eigenherrlichkeit des Individuums, die Lust am wirthschaftlichen Wetten und Wagen, der Materialismus, der Respect vor Geld und Gut und die Scheu seine Besitzverhältnisse offen zu legen und eine Geldnoth zu bekennen, das übermäßige Vertrauen auf die eigene Klugheit und doch auch wieder das Festhalten am — schlechten — Hergebrachten: — alles wirkt zusammen, um den kleinen pfälzischen Bauer in seinem ganzen Volkscharakter gleichsam prädestinirt zu zeigen zur Beute für den Wucherer. Ja es sind zum Theil die hellsten Lichtseiten des pfälzischen Volksthumes, denen dieser tiefe Schlagschatten nothwendig entspricht. Nicht die Wucherprocesse werden darum hier den Wucher ausrotten; das könnte nur geschehen durch eine völlige Umwandlung der socialen Grundlagen des pfälzischen Bauernwesens, durch eine Umwandlung der eigenthümlichen Gesittung und Denkart des ganzen Volkes. Solches aber steht vorerst in keines einzelnen Menschen Gewalt. Doch wird Gott, der den Aepfeln die Stiele macht, wohl auch zu dieser Sache den Stiel noch finden. Die Leute selber aber sollen derweilen auch nicht die Hände in den Schooß legen, sondern vorarbeiten in Bildung, im Wetteifer religiös-sittlicher Begeisterung mit der wirthschaftlichen, in der Strenge häuslicher und bürgerlicher Tüchtigkeit. In manchen Gegenden glaubt das Volk noch, ein Christ könne nicht wuchern. Wer sich aber so gar leicht vom Wucherer ausziehen läßt, der scheint mir eben auch kein rechter Christ zu seyn.

V. Die Auswandererkiste als Ackerbaugeräth.

Auf dem pfälzischen Kreis-Landwirthschaftsfest zu Landau im Jahre 1853 war in der Festhalle unter den Ackerbaugeräthschaften auch eine Auswandererkiste aufgestellt mit der Inschrift: „Bleib' im Lande und nähre dich redlich."

Das war nicht blos ein guter Witz, sondern in der That ein bedeutsames Wahrzeichen pfälzischer Zustände. Wir sahen ja oben, daß ein Nationalökonom von Fach die Auswanderung als das natürliche Heilmittel wider das Uebermaß der Gutszersplitterung anerkannte. Freilich ist die Auswanderung — wie auch in manchen Nachbarländern — in der Pfalz neuerdings dermaßen angewachsen, daß eine stetige Bevölkerungsabnahme stattfindet. Da nun gerade der Nationalökonom am wenigsten anstehen wird, eine solche absolute Verminderung der Arbeitskräfte und der Kapitalien für ein Unheil anzusehen, so ist die Auswanderung doch sicher eine landwirthschaftliche Kur mit Feuer und Eisen. Und das Uebel, wider welches sie wirken soll — die maßlose Bodenzersplitterung — muß in der That doch auch tieffressend seyn, denn eine Hautwunde curirt man nicht mit der Amputirsäge.

Stand die Auswandererkiste wirklich mit Recht unter den Ackerbaugeräthen der Pfalz, so zeigt sie meines Bedünkens auf jenes sociale Krankheitssymptom im Bauernstande, auf welches auch die Wucherprocesse deuten. Wenn man von diesen Processen gesprochen hat, dann kann man sich über die Auswanderung ganz kurz fassen; es gilt nur noch ein Schlußwort.

Die Massenhaftigkeit der pfälzischen Auswanderung ist fast sprüchwörtlich; man braucht sie nicht erst durch Zahlen zu beweisen. Während die Einwohnerzahl der Pfalz im Jahre 1849 615,005 Köpfe betrug, war sie 1857 auf 587,334 herabgesunken. Allein die Städte sind trotzdem inzwischen volkreicher geworden, nur das Land entvölkerte sich; auch die Zahl der Tagelöhner mit und ohne Grundbesitz ist gewachsen, nur die Zahl der reinen und selbständigen Bauern hat abgenommen. Die pfälzischen Pfarrer klagen, daß sie gegenwärtig bei weitem nicht mehr so viele Trauungen zu vollziehen hätten als vordem, da gerade die heirathsfähigen Unverheiratheten zumeist auswandern, wenn sie eben im Begriffe stehen, selbständig zu werden und ein eigenes Haus zu gründen. Die Zahl der Familien hat sich darum in jenen sieben Jahren nicht gemindert; denn die erwachsenen Ledigen bilden den Kern der Auswanderung. Es ist ganz dieselbe Art des Verlustes, wie sie einem Lande durch starke Conscriptionen für völkerverschlingende Kriege zugefügt wird. Man nimmt an, daß während der napoleonischen Herrschaft in der Pfalz etwa 40,000 Mann zur Armee conscribirt und nicht mehr heimgekehrt seyen. Was ist dieser Menschenverlust gegen den wirthschaftlich viel schwereren der Auswanderung in den letzten zehn Jahren!

Der starken Auswanderung entspricht aber in der Pfalz auch eine starke Einwanderung. Es geht ferner der größte Strom fremden Proletariats, wie fremder Bettler und Vagabunden durch diesen bayerischen Kreis. Das ruhige Festsitzen eingeborenen Volkes ist hier auf dem Lande schon kaum mehr allgemeiner als in der Stadt. Diese sociale Unruhe wirkt

ansteckend und man sieht Knechte und Mägde, denen es ganz wohl geht, die aber dennoch nur von Amerika träumen, wie der Türke von seinem Paradies.

Wenn der kleine Mann in der Pfalz durch stetes Ringen und Wagen sich wirklich eine knappe selbstherrliche Existenz schafft, dabei auch dem Netze des Wuchers entgeht, so wird er sich darum doch noch nicht zufrieden fühlen. Denn der Mensch soll nicht blos arbeiten, er soll auch genießen, und wer nicht Zeit zu Ruhe und Genuß findet, der findet sie auch nicht zu jener Einkehr bei sich selbst, welche die Grundbedingung bleibt für eine bewußte und harmonische Lebensführung. Wenn man in andern Ländern sieht, wie das Volk durch Faullenzerei bestialisch wird, so kann man in der Pfalz — wie in England und Nordamerika — gewahr werden, daß auch ein Uebermaß rastloser Arbeit, oder Arbeit ohne Ruhe und Genuß, den Menschen stumpf und beschränkt machen kann. Dieses Loos erwartet tausend junge Bauern, welche mit einem zur Noth ausreichenden Grundbesitz auf eigene Faust das Glück herausfordern. In der letzten Stunde entrinnen sie ihrer qualvollen Freiheit als Auswanderer. Sie nennen es eine Flucht vor der Knechtschaft, da sie doch eigentlich nur vor den Banden ihrer eigenen Souveränetät und Freiheit die Flucht ergreifen. Der wirklich social noch gefesselte norddeutsche Bauer, der mitarbeitet am Gute seines Bruders, wenn er sich kein eigenes erwerben kann, weiß nichts von solcher Flucht.

Ich gedachte oben neben dem Ein- und Ausströmen der pfälzischen Bevölkerung auch des steten Durchzugs fremden Volkes durch unsern Gau. Die Pfalz ist die große „Völker-

pforte," durch welche die fahrenden Leute aus Frankreich und Deutschland herüber- und hinüberwogen, und Binnendeutschland seine Bettler und Vagabunden mit den westdeutschen Gränzstrichen austauscht. Bekanntlich ist überall ein Gränzstrich reicher mit fremdem Gesindel gesegnet als das innere Land. In der Pfalz kommt hinzu, daß hier die Gunst des Straßenzuges, das reiche, dichtbevölkerte Land, die Gutmüthigkeit, Mildthätigkeit und Gastfreundschaft der Bewohner den Durchpaß abenteuernden Wandervolkes als eine uralte Ueberlieferung erscheinen läßt. Man nimmt an, daß in unserm Kreise jährlich über 14,000 Bettler und Vagabunden aufgegriffen werden, d. h. auf je 42 Einwohner kommt ein solcher, meist dem Auslande angehöriger Landstreicher; und zwar ist diese Vagabundenzahl der Pfalz in den letzten Jahrzehnten fortwährend gestiegen, während sie in den übrigen bayerischen Kreisen mehrentheils abgenommen hat. Der unstäte Geist solcher Wanderer wirkt dann natürlich ansteckend auf die unterste Schicht der einheimischen Bevölkerung. Die Landstreicher wissen es selber ja gar schön in einigen ächten, eigenen Liedern zu singen, wie süß das Vagabundenleben ist und wie gut es die Bettelleute haben. Denn die Pfalz ist nicht blos ausgezeichnet durch die Zahl der Bettler sondern auch durch den Wohlstand und die Mildthätigkeit der besseren Klassen. Noch lebt hier in gutem Gedächtniß ein Mann des vorigen Jahrhunderts, Abbé Grinsard aus Zweibrücken, der das schlichteste, fast arme Leben führte, um über 100,000 fl. zum Vermächtniß an die Armen zu ersparen. In vielen pfälzischen Gemeinden ist neben der gesetzlichen Armenpflege die private in musterhafter Weise förmlich organisirt, und durch Aus-

dehnung und Leistung seiner Johannisvereine behauptet unser Kreis eine hervorragende Stelle in dem großartigen Organismus dieser das ganze Königreich umfassenden Wohlthätigkeitsanstalt.

Das Wohlbehagen des pfälzischen Bettelmannes ist ein historischer Zug. Schon im sechzehnten Jahrhundert erschien in Landau eine Verordnung, daß jeder der Almosen empfangen habe und nachher in der Herberge beim Weine betroffen werde, in den Käfig gespert werden solle.

An der pfälzisch-französischen Vogesengränze, wo so viele armen Leute wohnen, hält es trotzdem schwer, gegen guten Lohn Tagelöhner zu Forstarbeiten und zum Straßenbau zu gewinnen, weil es die Leute für viel bequemer halten zu betteln und zu tagedieben als zu tagelöhnern. Dieser Zug widerspricht durchaus dem pfälzischen Volkscharakter, dem pfälzischen Ehrgeiz des Fleißes. Wie so manches Uebel ist auch dieses vielmehr von Außen hereingebracht als im Lande selbst gewachsen. Aber das altüberlieferte Bewußtseyn, daß es der pfälzische Bettelmann ganz besonders gut habe, förderte doch wohl auch die Empfänglichkeit.

Am erschreckendsten ist die große Zahl der Kinder, die bereits als gewerbsmäßige Landstreicher und Bettler das Land durchziehen. In Zweibrücken, wo solches Volk so recht seinen „Wechsel" hat aus dem Französischen und Preußischen nach Rheinbayern herüber und umgekehrt, wurden vom 9. bis 11. Mai 1853 bei einer wohlgelungenen Streife nicht weniger als 500 Bettler und Vagabunden in Polizeiarrest gebracht. Sie gehörten sämmtlich auswärtigen Gemeinden an, waren fast alle aus der Klasse des Landvolkes und zum größeren Theile

— Kinder unter fünfzehn Jahren! Solche Kinder sind ihren Eltern ein Kapital, die eigentlichen Werkzeuge der bürgerlichen Nahrung. Oft ziehen fünf bis sechs Köpfe aus einer Familie über Land, Kinder groß und klein wie die Orgelpfeifen, von 6 bis 18 Jahren, um nach einiger Zeit mit etwas Geld und schweren Säcken voll Brod heimzukehren, aber mit noch schwereren Säcken voll Sünden dazu. Man kann sagen, die Erziehung zu diesem Beruf beginnt schon beim Säugling, wenn man so oft Weibsleuten begegnet, zur Steigerung des Mitleids ein eigenes oder geliehenes Kind im Arme tragend, das sie gelegentlich mit Wein oder Schnaps statt der Milch tränken. Wird ein bereits erwerbendes Bettelkind arretirt, so ist dies immer eine Calamität für die Familie — eine Nahrungsquelle ist auf eine Weile vertrocknet. Und nicht vereinzelt steht das Beispiel eines Elternpaares aus jenem französisch-pfälzischen Gränzwinkel, welches hoch und laut jubilirte, als die zwanzigjährige Tochter nach erstandener Zuchthausstrafe wieder heimkehrte, — nicht darum daß die Sünderin ihre Buße vollendet, sondern weil sie jetzt doch ihren Eltern wieder Brod verdienen könne, — nämlich durch gewerbsmäßige Hurerei.

Mit dem Vagabundenstrom wuchs nach den letzten Revolutionsjahren auch die Summe der Verbrechen gegen das Eigenthum. Die Noth einer theuren Zeit, die im revolutionären Taumel gesteigerte sociale Haltlosigkeit, der Verfall des ächten alten pfälzischen Familienlebens durch Elend und Verkommenheit wirkten zusammen, daß jener Geist heimathlosen Vagabundenwesens auch im Innern einiger sonst tüchtiger Gemeinden Wurzel faßte. Zu diesen Zuständen gab Generalstaats-

procurator Schmitt in Zweibrücken bei Eröffnung des Gerichtsjahres 1853 folgenden criminalistischen Commentar:

„Die Verwilderung im Schooße der Familie nährt und steigert den Hang zum Müßiggange und ertödtet alles sittliche und religiöse Gefühl. Mehrfach ist vorgekommen, daß Diebe nach eitler Verprassung des gestohlenen Gutes zur Haft und Strafe sich selbst beanzeigt haben, um in den Gefängnissen einen Ort der Ruhe und ihnen zusagenden Aufenthalt in Gesellschaft anderer Uebelthäter und frei von Nahrungssorgen zu finden. Ein Mann, der, demselben Hange folgend, ein Delict verübte, um ins Gefängniß zu kommen, wurde mit 6 Monaten Haft belegt; kaum aus dem Straforte entlassen, verübte er dieselbe That, erstand dafür neunmonatliches Gefängniß, beging dann unmittelbar nach seiner Freilassung dasselbe Delict in noch grellerer Weise und ließ sich zum drittenmale verhaften. Ob er nach Erstehung der ihm jetzt zugemessenen Strafdauer von einem Jahre gebessert wiederkehre, ist nach den bisherigen Erfahrungen wohl mehr als zweifelhaft. Sein Beispiel fand nicht Abscheu unter einer gewissen Klasse von Menschen, sondern Nachahmung; in derselben ausgesprochenen Absicht, ins Gefängniß zu kommen, verübten vier andere verworfene Subjecte dieselbe That; einer von diesen Auswürflingen hatte sogar die unsägliche Frechheit, daß er dem Strafgerichte in öffentlicher Sitzung seine Absicht, die That nach erstandener Strafe zu wiederholen, förmlich ankündigte, eine Frechheit, für welche eine angemessene und wirksame Strafe die Gesetzgebung der Pfalz nicht darbietet."

Man ist sonst nur gewohnt, solche Dinge in den Mysterien der großen Städte zu suchen. Sie kommen aber auch auf

dem Lande vor, nämlich da, wo der sociale Begriff von Dorf und Stadt bereits durcheinander geworfen ist. Als letzte psychologische Motive ergeben sich in der pfälzischen Criminalistik zumeist: die rastlos auf- und niederwogende Fluth des Bevölkerungsstromes, sociale und wirthschaftliche Entfesselung, Trotz des Eigenwillens im bürgerlichen und sittlichen Leben, Eigendünkel statt Demuth und Selbsterkenntniß, Materialismus der Habsucht sowohl als der Verschwendung. Betrachtet man diese Motive näher, so entsprechen sie genau den glänzenden Vorzügen des pfälzischen Lebens: der Beweglichkeit in Handel und Wandel, der Selbständigkeit und dem fröhlichen Selbstbewußtseyn des Individuums, der allgemeinen Bildung und Aufklärung, dem wirthschaftlichen Fleiße, der Freude an der Arbeit, dem heiteren Genießen selbstgeschaffenen Glückes. Hart neben unsern besten Tugenden liegen immer auch unsere schwersten Sünden, und da wo wir am weisesten sind, können wir am leichtesten zu Thoren werden. So zeigt das reine, abgeschlossene Bauernthum in Altbayern die Kehrseite seines unberührten Naturlebens vor dem richterlichen Tribunal in den zahllosen Morden und Todtschlägen aus Raubgier, Rachedurst, Rauflust, aus unbändiger, bestialischer Sinnlichkeit und vollständigem Schlummer bewußter sittlicher Bildung.

Ein Heilmittel des socialen Vagabundenthums in mancher angesteckten und verdorbenen pfälzischen Gemeinde ist abermals in der Auswandererkiste verschlossen. Und hier ist diese dann freilich mehr noch als ein Ackerbaugeräth. Ist man doch auch anderwärts schon zur Zwangsauswanderung geschritten, wo das Zwangsarbeitshaus nicht mehr helfen wollte. Das kranke Glied wird da freilich nicht geheilt, es wird nur amputirt.

Dies wollte eine verkommene rheinische — doch nicht pfälzische — Gemeinde, welche auf Staatskosten „ausgewandert wurde," den Socialpolitikern recht hell einleuchtend machen. In stiller, feierlicher Morgenfrühe zog das ganze Dorf von dannen unter guter Führung, Volkslieder singend, aus denen es fast immer ja wie Heimweh tönt. Als die ganze Schaar, Männer und Weiber, Kinder und Greise, den letzten Hügel erreicht hatten, von dem sie noch einmal die heimatlichen Hütten sehen konnten, ward Halt gemacht, und — unter gewaltigem Jubel deutete die Rotte jetzt auf eine Rauchsäule, die von ihrem Dorfe zum Himmel stieg: — die Leute hatten mit eigener Hand vor dem Abmarsch Feuer in ihre Häuser gelegt, um den Nachbardörfern anzuzeigen, daß sie mit Glanz abgezogen seyen, und um sich selber noch eine kleine Festillumination zur fröhlichen Wanderschaft zu bereiten.

Kann man da noch sonderlich bewegt werden, wenn man nachgehends erführe, daß solches Gesindel etwa binnen Jahresfrist in Amerika bis auf den letzten Mann zu Grunde gegangen sey?

Neuntes Kapitel.

Kirchliches Volksleben.

I. Die Kreuzung der Bekenntnisse.

Bei den „Herrgottsbildern," den Crucifixen, welche in den katholischen Strichen der Pfalz am Wege stehen, sind mir besonders zwei Inschriften aufgefallen. Sie stammen aus dem siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert, und kehren so häufig und in so unterschiedenen Gegenden wieder, daß sie wohl als ein pfälzisches Wahrzeichen gelten müssen.

Die eine heißt:

„Nicht dieses Holz wir beten an,
Sondern was gehangen dran."

Die andere, vielfach gemildert, in ihrer ältesten und härtesten Fassung:

„Feind der Kirche spott' nicht mehr
Dieß katholisch Zeichen.
Dein Herz zu Jesu neu bekehr,
Des Teufels ist der Spötter Heer
Und muß zur Höllen steigen."

Also Apologetik und Polemik statt eines einfachen Erbauungsspruches. In diesen zwei Versen liegt ein ganzes Stück pfälzischer Kirchengeschichte. Wo eine Confession wirklich herrscht, da redet sie die Sprache der Abwehr und Vertheidigung nicht auf ihren Cultusbildern. In der Pfalz war

aber seit drei Jahrhunderten jedes der drei deutschen christlichen Hauptbekenntnisse wechselnd oben auf, so daß schließlich keines die rechte Herrschaft behielt. Der Spruch in welchem zur Wiederbekehrung ermahnt und das Kreuz ein „katholisch Zeichen" genannt wird, führt uns in die Zeit der französischen Reunionen; der andere, der den Verdacht abweist daß man mit dem Krenz einen Fetischdienst treibe, stellt uns mitten in das aufgeklärte achtzehnte Jahrhundert, wo die kleinen katholischen Gebiete in der Diaspora der reformirten Pfalz den Andrang einer nüchtern verständigen Moraltheologie gegen den Volksglauben doppelt hart verspüren mußten. Im naiv katholischen Altbayern könnte man eben so leicht Verse zum Preise Mohammeds als eine solche Apologie unter einem Crucifix finden. Es ist aber auch ein allgemeiner Zug des Pfälzers jeden Bekenntnisses, daß er nichts gründlicher scheut als den Vorwurf des Aberglaubens, und derselbe Mann der sich dort vielleicht heimlich Holz von dem Kreuz zu Bobenthal holte um sein Zahnweh damit zu vertreiben, zeigte — wenn das Zahnweh vergangen war — um so stolzer öffentlich auf den Spruch, daß er nicht das Holz für heilig achte, sondern nur den der an dem Holze hieng.

Es ist jetzt Mode die Pfälzer schlechtweg für religiös oberflächlich, indifferent, in kirchlicher Auflösung und Zersetzung begriffen zu halten. Dieser Ansicht begegnet man namentlich oft bei streng katholischen Altbayern. Viele Pfälzer zahlen es jenen dann heim, indem sie die Altbayern, eben auch so obenhin, für eingefrorene Kirchenmänner ansehen, deren Schädel mit der Nebelkappe der Verdummung bedeckt sey. Solche allgemeine Urtheile über einen ganzen Volksstamm sind immer

schief; aber sie sind populärer als die individualisirenden Ergebnisse einer treuen Untersuchung.

Es ist gar nicht möglich den kirchlich-religiösen Charakter der Pfälzer mit einem Schlagwort zu zeichnen. Er hat nur wenige große und ganze Züge, aber um so feiner und reicher mischen sich die Tinten. Er ruht auf zahllosen Gegensätzen, ohne daß dieselben schroff wider einander prallen. Man muß verstehen durchsichtige Lasuren aufzutragen, wenn man ihn malen will, wie denn überhaupt die religiöse Charakteristik das feinste psychologische Studium eines Volkes voraussetzt.

Beginnen wir mit den äußeren Thatsachen, mit der kirchlichen Statistik.

Wollte jemand über eine wüste Insel verschiedene Religionsparteien so ausstreuen daß ein recht originelles Durcheinander herauskäme, er brächte mit allem Raffinement nichts bunteres fertig als die Pfälzer Zustände. Etwas weniger als drei Fünftel der christlichen Bevölkerung der Pfalz sind protestantisch, und etwas mehr als zwei Fünftel katholisch.

Die beiden Confessionen wohnen aber nicht zu großen Haufen nebeneinander, so daß man örtlich zwischen einer protestantischen und katholischen Pfalz scheiden könnte, sondern durcheinander. Unter den 31 Kantonen des Kreises gibt es nicht einen der ungemischt wäre, ja es gibt nur sehr wenige confessionell rein bevölkerte Dörfer — von den Städten gar nicht zu reden — und die wenigen bisher für ungemischt geltenden Ortschaften sind alle daran diesen Charakter zu verlieren. Denn bei den häufigen gemischten Ehen, bei der Leichtigkeit der Ansässigmachung, bei der Wanderlust der Pfälzer, und dem geringen Gewicht welches man hier zu Land

auf das Bekenntniß der Dienstboten legt, dringen natürlich fremde Elemente in die früher rein katholischen oder protestantischen Dörfer.

Die Protestanten überwiegen in den Kantonen Bergzabern, Mutterstadt, Frankenthal, Grünstadt, Dürkheim, Neustadt, Kaiserslautern, Otterberg, Winnweiler, Göllheim, Kirchheim, Obermoschel, Rockenhausen, Kusel, Lauterecken, Wolfstein, Zweibrücken, Waldmoor und Pirmasenz — die entscheidende Masse bildet hier ehemals kurpfälzisches und zweibrückisches Gebiet.

Die Katholiken in den Kantonen Edenkoben, Langenkandel, Germersheim, Speyer, Bliescastel, Landstuhl und Dahn. Hier gibt das Gebiet des ehemaligen Bisthums Speyer den Ausschlag. Der Kanton Bliescastel, vordem ein kurtrier'sches Lehen der Grafen von der Leyen, hat die confessionell reinste Bevölkerung der ganzen Pfalz, indem hier auf beiläufig 17 Katholiken nur 1 Protestant kommt und auch rein oder fast rein katholische Dörfer in größerer Zahl zu finden sind.

Es zeichnet die confessionelle Mischung in diesen Gauen, daß in Speyer und Worms, den alten Bischofssitzen, gegenwärtig mehr Protestanten als Katholiken wohnen. Speyer ist heute noch der Mittelpunkt der katholischen Pfalz, und hat den herrlichsten katholischen Dom auf weit und breit. Aber viele Pfälzer sind noch immer im stillen ganz derselben Meinung wie weiland die Franzosen der Revolutionszeit, die den Dom „zu groß" fanden für die Stadt. „Was battet eine schöne Schüssel, und nichts darein?" Und da den Protestanten bekanntlich dieselbe Bischofsstadt Speyer ehrwürdig ist als die Geburtsstätte des Namens des Protestantismus, so trägt man

sich mit dem Gedanken auch noch einen protestantischen Dom neben den katholischen zu bauen. Die Domkirche der alten Bischöfe von Worms ist katholisch geblieben; aber die Erinnerung an Chriemhild und Brunhild, die Königinnen die sich vor der Thüre des Domes schalten, und an Siegfrieds Leiche, wie sie zum Gottesurtheil für den grimmen Hagen im Chor dieses Domes stand, dazu das Gedächtniß Doctor Luthers vor dem Reichstag, ist hier mächtiger geworden als der Gedanke an die alte Kirchenmetropole des Wormsgaues. Nahe bei Worms, im Dorfe Pfiffligheim, steht ein mächtiger „Lutherbaum," eine uralte Ulme, welchen die Volkssage zu einem Denkmal des Streites der Bekenntnisse in diesen Gauen stempelt. Mit einer nicht übermäßig originellen Entlehnung eines Motivs aus der Sage vom Tannhäuser erzählt man sich: ein katholisches und ein protestantisches Weib habe dort über die Vorzüge ihres Glaubens gestritten; da habe die Protestantin ihren Stab in den Boden gestoßen, und gerufen: so gewiß dieser dürre Stab wieder ergrünen werde, sey Luthers Lehre auch die reine und wahre; und aus dem Stab sey der Baum erwachsen, welcher jetzt vielleicht die mächtigste Ulme im ganzen Lande ist.

So kann man in diesen Gegenden kaum einen Schritt thun, ohne auf die Kreuzung von Protestantismus und Katholicismus zu stoßen. Die Statistik bezeichnet uns den Kanton Landstuhl als einen der am reinsten katholischen. Doch über der Stadt Landstuhl mahnt uns gleich die Burg an den letzten Kampf Franz v. Sickingens, und unten in der Kirche das verstümmelte Grabmal an den Ausgang des protestantischen Ritters, und wir entsinnen uns daß hier bereits protestantische

Striche wieder zurückbekehrt werden mußten, um diese Sickingische Landschaft zu einer jetzt vorwiegend katholischen zu machen.

Das Maß der confessionellen Zersplitterung ist aber mit alledem noch nicht erfüllt. Neben den beiden Hauptbekenntnissen sind auch die Mennoniten über das ganze Land ausgestreut, und hier in größerer Zahl (3350 Seelen) seßhaft als im ganzen übrigen Königreich Bayern zusammengenommen. Vor fünfzig Jahren existirten sie nur erst in einzelnen Gegenden, und viele der heutigen Kantone hatten gar keine Mennoniten; jetzt begegnen wir ihnen überall im Land. Und zwar hat sich die Zahl dieser Bekenner in einem halben Jahrhundert nahezu verdreifacht, während sich die Gesammtbevölkerung in der gleichen Zeit nicht einmal verdoppelt hat. Das ist ein gutes Zeichen der gewachsenen landwirthschaftlichen Bedeutung der Pfalz, denn wo der Pflug durch goldene Auen geht, da schlägt auch der Mennonite sein Bethaus auf. Aber nicht einmal jene dreitausend Mennoniten bilden eine volle kirchliche Einheit. Wir haben hier „Häftler" (oder „Bärtler") und „Knöpfler," eine strengere und eine mildere Fraction. Die Männer, welche sich bis zum Rockknopf und Rasirmesser emancipirt haben, sind durch ihre freiere Bildung, ihren engen dogmatischen Zusammenhang mit den übrigen Protestanten, ihre mildere Kirchenzucht und ihre Familienverbindungen auch mit Gliedern anderer christlichen Kirchen dem pfälzischen Volk weit näher gerückt als die strengen Bartmänner, zumal da der pfälzische Philister nichts schwerer verdaut als Absonderlichkeit in der äußern Erscheinung, und sich leichter über zwölf heterodoxe Dogmen hinwegsetzt als über einen einzigen

langen Oberrock mit Haften und stehendem Kragen. Unter den studierten Predigern der Häftler am Rhein gibt es übrigens Männer vor deren wissenschaftlicher und humaner Bildung das Licht manches katholischen und protestantischen Pfarrers so dunkel werden mag wie eine Westricher Straßenlaterne. Seit alten Zeiten fanden die Mennoniten in der Pfalz größere Duldung als anderswo, und schon in früheren Jahrhunderten theilten hier die Protestanten ihren Kirchhof mit den Männern dieser friedlichen Secte.

Aber an der Zerstreuung der christlichen Religionsparteien ist's nicht genug; es kommen auch noch die Juden. In der bayerischen Rheinpfalz ist von je 37 bis 40 Menschen Einer mosaischen Glaubens, im Kanton Grünstadt sogar Einer unter Dreizehn, und im Dorfe Steinbach bei Waldmoor nahezu Einer unter Dreien. Es ist ein Wahrzeichen des Landes daß die Vogesenkette hier einen „Mosesberg" hat, und dazu ein „Mosesthal" und einen „Mosesbruch" — drei Punkte die in einem wahren orographischen Ghettowinkel liegen, in der Wüste, nicht im gelobten Land, am Saum der Frankenweide, des rauhesten und dorfärmsten Gebirgrückens. Als die Stadt Ludwigshafen noch keine Kirche, keinen Kirchhof und kein Straßenpflaster gehabt, hatte sie doch schon eine „Judengasse" — auf dem Stadtplan wenigstens.

Bekanntlich waren schon im frühen Mittelalter die Städte des Oberrheines stark, ja bis zum Uebermaß von Juden bevölkert. Man schlug sie todt nicht blos aus religiösem Fanatismus, sondern gewiß auch auf Grund einer ganz naiven Bevölkerungspolitik, damit die deutsche Bevölkerung in der enggeschlossenen Stadt nicht gar erdrückt werde von der

semitischen. In Landau waren noch im vierzehnten Jahrhundert die Juden so zahlreich und mächtig, daß sie sich bei der Judenverfolgung von 1349 zur Wehr setzten und alle Angriffe kräftig zurückwiesen. Erst später gelang ihre Austreibung.

Gleich den Menoniten haben sich auch die Juden in neuerer Zeit immer ebenmäßiger über das ganze Land verbreitet. Im Jahr 1800 gab es auf dem Gebiet von drei der heutigen Kantone gar keine Juden, und in vier Kantonen wohnten weniger als hundert; heute leben Juden in jedem Kanton, und nur die Kantone Landstuhl und Neuhornbach haben noch eine auffallend niedrige Judenziffer.

Wir stoßen hier auf ein für unsere Zeit wichtiges Gesetz des Volkslebens. In der alten Kurpfalz wird es am Ausgang des Mittelalters als eine der ersten Spuren einer Landesverfassung angesehen daß der Kurfürst beim Regierungsantritt unter anderem beschwören mußte keine Juden im Lande zu dulden. Dagegen waren die Juden in angrenzenden und eingeschlossenen geistlichen und weltlichen Herrschaftsgebieten um so massenhafter auf engen Raum zusammengepreßt. Wo man aber verschiedenartige Volksgruppen äußerlich getrennt nebeneinander hält, da drängen sie nach gegenseitiger Ausbreitung und Ausgleichung wie warme und kalte Luft, die sich berührt. Fällt die Schranke, dann folgt der zurückgehaltene Theil dem Naturgesetz der Wiederherstellung des Gleichgewichts, und ergießt sich in das geöffnete Land, bis eine annähernd ebenmäßige Ausbreitung hergestellt ist. In unserer Zeit wird fast alle friedliche Volksbewegung bestimmt durch die Arbeit. Um der Religion, um des Stammes willen läßt sich selten mehr jemand an einem Punkt zurückhalten, der

anderswo ein lohnenderes Feld seines Schaffens erblickt. So strömten auch die Juden über die ganze Pfalz, wo ihnen die kleinbäuerlichen und kleinstädtischen Verhältnisse ganz besonders zusagten, und obgleich einzelne weiland kurpfälzische Aemter noch immer eine minder hohe Judenziffer haben als ihre früher anderherrische Nachbarschaft, so zählt doch Rheinbayern als Ganzes zu den judenreichsten deutschen Ländern, und dieser Proceß der ausgleichenden Volksströmung ist seit der französischen Revolution bis auf diesen Tag in stetigem Fortschreiten begriffen. Die Judenschaft wuchs sogar relativ stärker als die christliche Bevölkerung. Sie hat sich hier in unserm Jahrhundert mehr als verdoppelt, während die Gesammtvolkszahl noch weitaus nicht auf das Doppelte gestiegen ist. Sicherlich auch aus volkswirthschaftlichen Gründen. Der kleine Bauer, dem alles Geld aus den Händen läuft, wandert aus; der kleine und große Jude, der jenes Geld auffängt, bleibt natürlich da.

Was wir hier in der Pfalz im kleinen aber besonders deutlichen Bilde sehen, das wiederholt sich in ganz Deutschland, und nicht blos bei Christen und Juden, sondern mehr noch in der örtlichen Ausgleichung der beiden christlichen Hauptbekenntnisse. Die weltliche Macht jeder einzelnen Kirche wird dadurch natürlich immer mehr geschwächt, die Macht des Staates gekräftigt. So lange die katholische Kirche allein stand im Abendlande, konnte sie Kaiser demüthigen; sowie man aber mit einem christlichen Bekenntniß dem andern Schach bieten konnte, sank die politische Macht Roms. Dieses weltgeschichtliche Schauspiel kann man noch immer auf der Provinzialbühne jedes Gaues, jedes deutschen Ländchens aufgeführt sehen. Wo eine gemischte Bevölkerung sitzt, da reicht

der Arm des Kirchenregimentes und der Kirchenzucht nicht weit; denn schon im nächsten Hause beginnen ja eines andern Reiches Gränzen. Die religiös gemischten mitteldeutschen Länder haben seit dem westphälischen Frieden jenem Satze: daß kein deutscher Staat auf die Dauer mehr ein ausschließend confessioneller seyn kann, den größten materiellen Widerhalt gegeben. Die politische Bedeutung, welche durch diese Thatsache jenen Gauen zuwächst, wird von dem Volke zwar nicht gewußt, wohl aber geahnt. Selbst der kirchlich gesinnte Pfälzer steht eifrig auf der Wacht gegen Uebergriffe des Kirchenregiments. Die protestantische Kirche bewegt sich hier in weit freieren Formen als im jenseitigen Bayern, und der Katholicismus ist von protestantischen Elementen so vielfach berührt und durchdrungen, daß er sich gar nicht zu einer starren Consequenz entfalten kann. Vor der Reformation herrschte in der Rheinpfalz das ausgeprägteste klerikale Leben, das Land war mit Klöstern übersäet, wie kaum ein anderes; jetzt hat kein Kreis des Königreichs Bayern weniger Klöster und Ordensgeistliche als die Pfalz, auch die Zahl der Kleriker im Allgemeinen ist hier sowohl absolut als im Vergleich zur Volkszahl niedriger als in irgend einer andern bayerischen Provinz; dagegen stellt sich die Zahl der deutschen Schulen und verwandter Lehranstalten höher als in Altbayern. Obgleich übrigens die protestantische Bevölkerung der Pfalz über 60,000 Köpfe mehr zählt als die katholische, so sind doch die protestantischen und katholischen Pfarrstellen in der Zahl fast gleich. Aber bei beiden Bekenntnissen wird man seit der französischen Revolution nicht wohl mehr von einer corporativen Macht des Klerus reden können.

Als vor etlichen Jahren der protestantische Pfarrer Franz zu Ingenheim vom Oberconsistorium zur Rechenschaft gezogen wurde wegen seiner Auffassung des Dogma's von der Gottheit Christi, legte er sein Glaubensbekenntniß den Gliedern seiner Gemeinde vor, und ließ Jeden seinen Entscheid für Ja oder Nein schriftlich darunter setzen. Also Volksentscheid durch Stimmenmehrheit statt Oberconsistorialentscheides. Zu diesem Stücklein ließen sich noch hundert andere fügen, zum Beweis wie wenig strenges Kirchenregiment in einer vollkommen gemischten und seit Jahrhunderten fort und fort kirchlich durcheinander gerüttelten Provinz aufkommen kann.

II. Pfälzische Toleranz.

Bei aller Zerstückelung der Glaubensparteien haben die Pfälzer nach langen Kämpfen sich endlich vertragen gelernt. Sie setzen einen besonderen Stolz darein tolerant zu heißen. Im vorigen Jahrhundert gab es auch in pfälzischen Städten noch Judengassen und Judenviertel, und als damals Dürkheim wieder zur Stadt erhoben wurde, mußten die Juden ihre an den Hauptstraßen gelegenen Häuser den Bürgern gegen einen Abschätzungspreis überlassen, und sich, nahe vor dem Thorschluß der alten Zeit, noch einmal in den Nebengassen anbauen. Heutzutage wohnen sie in der Pfalz nicht nur unter den Christen, sie liegen wohl gar neben ihnen begraben. Auf dem Kirchhof zu Landau umschließt dieselbe

Mauer christliche und jüdische Grabstätten, und nur ein schmaler Fußweg scheidet die Bekenner des alten und neuen Bundes.

Doch hat auch diese Toleranz im Volksbewußtseyn ihre Gränze. In der französischen Zeit, wo die Civilehe zwischen Christen und Juden gestattet war, ist trotzdem in der heutigen Pfalz keine solche abgeschlossen worden, und wenn der gemeine Mann hier theoretisch auch noch so tolerant gegen die Juden ist, so hält er sich doch — wie überall in Deutschland — im stillen für etwas viel besseres als den vornehmsten Hebräer; die Zeugnisse alter Judenverachtung in Volkssprüchen und gemeinen Redebildern sind noch im vollen Glanz lebendig, und derselbe Mann welcher dem todten Juden mit Freuden ein Grab neben seinem eigenen gönnt, sagt darum doch noch immer von jeder ungesalzenen Suppe: „sie schmeckt wie ein todter Jude.“

Ganz ebenso geht es mit der Toleranz der christlichen Confessionen unter einander. Von den ehemaligen Reibungen zwischen Reformirten, Lutheranern und Katholiken hat der Volksmund in Sprüchen und Spottnamen zahllose Denkmale bewahrt. „Kreuzköpfe“ waren die Katholischen, „Dickköpfe“ die Lutherischen, „Spitzköpfe“ die Reformirten; die letztern Bezeichnungen stammen wohl von der Kopfform Luther's und Zwingli's (Calvins?). Zudem nannte der andersgläubige Pfälzer die Reformirten auch „Wasserköpfe,“ weil sie bei der Taufe eine ganze Handvoll Wasser über den Kopf des Täuflings gossen. Der lutherische Gebrauch einer Oblate, und der reformirte eines Stückchen Kuchens beim heil. Abendmahl gab zu mehreren etwas frivolen Volkssagen Anlaß, die vor

fünfzig Jahren noch mit wenig Witz und viel Behagen in der Pfalz aufgetischt zu werden pflegten. Ein Vers der zu unserer Väter Zeit mit einer charakteristisch spöttischen Melodie noch viel gesungen ward, zeichnet die drei pfälzischen Religionsparteien folgendergestalt:

„Die Calvinisten
Sind gar keine rechten Christen;
Die Katholiken
Stecken voller Ränk' und Tücken;
Und die größten aller Ochsen
Sind die luther'schen Orthodoxen."

Da hier jede Confession ihren Hieb kriegt, so könnte man meinen, es habe wohl ein Pfälzer Jude diesen Vers aufgebracht. Er ist aber ganz gewiß christlicher Abkunft, ein Zeugniß des Humors der pfälzischen Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert, die hier in ihrer Weise ausruft: „Eure Ringe sind alle drei nicht ächt!" Bei den „Ränken und Tücken" mochte man wohl an die damalige raffinirte Proselytenmacherei der Katholischen in der Pfalz denken, und daß die Lutheraner am schlimmsten von allen wegkommen, befremdet nicht, denn sie sind lange genug in diesem Lande die am meisten gedrückte und angefeindete Partei gewesen.

Einem französischen Präfecten der Napoleonischen Zeit legt man eine ähnliche Charakteristik der drei pfälzischen Confessionen in den Mund. Er erklärte die Reformirten für die groben Schreier, die Lutheraner für die feinen Kläffer (provinziell heißt noch heutzutage ein „Feiner" so viel als ein Pietist), die Katholiken aber für die ganz Stillen, welche beißen ehe man sie kommen und gehen sieht. Sonst unterschied man auch die hart katholischen, dick lutherischen und

steif reformirten, und nennt darum heutigen Tages noch einen mit Eiermilch angegossenen Thee nicht nur einen steifen, sondern auch einen reformirten Thee.

Von äußerlicher confessioneller Unterscheidung ist jetzt wenig mehr zu sehen. Es charakterisirt im Gegentheil den modernen Pfälzer, und selbst die meisten Bauern, daß man wochenlang mit ihm verkehren kann ohne überhaupt nur zu merken, ob er katholisch oder protestantisch ist. Im Westrich — sagt man — seyen die katholischen Dörfer häufig noch zu erkennen an den zerbrochenen und mit Papier verklebten Fensterscheiben, an der Armseligkeit und dem Schmutz der Häuser, und der auf den Gassen halbnackt herumlaufenden Kinder, an der Schaar der Bettelleute — zugleich aber auch an der Höflichkeit und Dienstfertigkeit ihrer verkommenen Bevölkerung; die protestantischen Dörfer dagegen an der Reinlichkeit und Wohlhäbigkeit des Aeußern, und an der Grobheit und Ungefälligkeit der Insassen. Diese oft ausgesprochene Beobachtung hat ein Körnchen Wahrheit. In den confessionell gemischten Landstrichen Frankens kann man sie wohl auch bestätigt finden. Namentlich aber im pfälzischen Landkommissariat Pirmasenz, nicht minder im nördlichen Westrich gibt es Dörfer, die man nach jenem Kriterium auf den ersten Blick als protestantische oder katholische richtig erkennen mag, und es wiederholt sich hier am Ende dieselbe Ursache und Wirkung, derzufolge die Länder des protestantischen Nordens, trotz der Ungunst der Natur, um so viel reicher geworden sind als die gesegneten Länder des katholischen Südens, und man mag die Parallele immerhin auch auf die Grobheit der Engländer und die Artigkeit der Italiener fortführen.

Das Volk theilt sein Compendium der Nationalökonomie in zwei große Lehrbücher. In dem einen steht geschrieben, wie man mit möglichst wenig Arbeit möglichst schlicht und sorglos leben, in dem andern, wie man mit viel Arbeit möglichst reich werden kann. Die berühmteste Hochschule für das erstere System besteht bei den Lazzaronis in Neapel. Und wer die Lazzaroni-Natur in vielen, allerdings meist katholischen, Bauerschaften des deutschen Südens nicht erkennt, der wird auch ihr Glück des seligen Nichtsthuns, ihren Frieden des Stillstandes nicht begreifen.

Die wirthschaftlich-confessionellen Gegensätze verblassen jedoch in der Pfalz, je mehr wir aus dem Gebirg hervortreten, je cultivirter die Gegend wird, je gemischter die Bevölkerung, je städtischer die Dörfer. Eine besondere confessionelle Tracht, Häuserbauart, oder gar, wie in Bayerisch-Schwaben, eine unterschiedene protestantische und katholische Art den Acker zu bauen und die Furchen zu ziehen, existirt in der Pfalz nicht mehr. Im protestantischen Deutschland feiert man bekanntlich die Geburtstage, im katholischen die Namenstage. In einigen gemischten Strichen der Pfalz feiert man beide, um keinem zu wenig, in andern Strichen weder Geburts- noch Namenstag, um keinem zu viel zu thun. Man sieht es den meisten pfälzischen Kirchen nicht einmal von außen an, ob sie katholisch oder protestantisch sind.

Dieses hat freilich auch noch seinen besondern Grund. Denn nirgends trifft man wohl mehr beiden Bekenntnissen gemeinsame Gotteshäuser. In früherer Zeit nährte dieß den kirchlichen Hader; jetzt wird es schon um des Anstandes willen häufiger zur Verträglichkeit führen. Wenn hier der protestan-

tische Pfarrer vor den Altar tritt, worauf vor einer halben Stunde noch die Kerzen zum katholischen Meßdienst brannten und dessen Innenraum unter der Hülle des calvinistischen schwarzen Altartuchs vielleicht ein bilderreiches heiliges Grab für den katholischen Charfreitag verbirgt — dann wird es ihm wohl kaum beifallen, gegen jene zu polemisiren, die eben erst vor dem Altar gekniet. Und wenn der katholische Priester im Chor der Kirche predigt, während im Schiff, nur durch eine Zwischenwand geschieden, die protestantische Gemeinde sich erbaut, dann wird es ihm wohl das Schicklichkeitsgefühl verbieten gegen jene zu eifern die mit ihm unter demselben Dache Gott verehren.

Aber auch diese Freundschaft hat in dem Volksbewußtseyn ihre Gränzen, gerade wie die Duldung gegen die Juden. In neuester Zeit wurde von nicht wenigen Dorfgemeinden eine Scheidemauer mitten durch den seit lange gemeinsamen christlichen Kirchhof gezogen, weil sich die Protestanten die Aufrichtung eines Crucifixes nicht gefallen lassen und die Katholiken nicht darauf verzichten wollten. Denn die zumeist noch stark reformirt gefärbte Anschauung des protestantischen Pfälzers befreundet sich eher mit zwanzig Judengrabsteinen als mit einem Crucifix. Bei aller Toleranz zieht man in der Pfalz confessionelle Volksschulen den reinen Gemeindeschulen vor, und während im Jahr 1848 und 49 die Bewegungspartei heftig für Schwächung des Kirchenregiments und Lösung der Kirchenzucht agitirte, blieb die Frage über die Confessionsschulen, welche anderwärts so heftige Leidenschaft entfachte, hier ganz bei Seite liegen. Es hat den St. Johannisverein in manchen durchaus toleranten Orten

erst in den rechten Zug gebracht, daß er sich in einen protestantischen und katholischen Zweig gliederte.

Ich saß eines Abends in einer Mühle unfern des Donnersberges unter einer Gruppe ächter, tüchtiger Bauersleute, wie sie dieser Gegend noch eigen sind. Wir hatten mancherlei von religiösen Dingen gesprochen, und ich hatte mich an dem milden Urtheil der verständigen und in ihrer Art gebildeten Leute erfreut, die sämmtlich noch strenge, weiland reformirte, Protestanten waren. Da rückte der Müller mit allerlei verfänglichen Querfragen gegen mich heraus, und wollte wissen warum ich so eifrig die alten Klosterruinen der Nachbarschaft aufsuche. Ich begann, so gut es gehen wollte, den Bauern mein historisches und künstlerisches Interesse für diese Dinge zu verdeutschen. Da wurden die Gesichter im Kreise bedenklich lang, und der Müller unterbrach mich mit der Frage: ob ich denn katholisch geworden sey? Ich verneinte es, und suchte den Bauern begreiflich zu machen, daß man selbst die Verdienste der Klöster im Mittelalter um Schulbildung und um den Anbau des Landes recht wohl zugestehen und dabei ein ganz guter Protestant bleiben könne. Aber der Müller fuhr mir in erhöhtem Ton abermals mit der Frage dazwischen: ob ich denn katholisch geworden sey? Und ein alter Bauer meinte: aus den Herren in München und dem Oberconsistorium könne der Teufel selber nicht klug werden; in der einen Hand hielten sie den Zwingli und Luther, und in der andern den Pabst. Ich mußte schweigen von den fatalen Klöstern, sonst hätten mir die guten Leute zwar nicht die Gastfreundschaft gekündigt — denn dazu waren sie zu ächte Pfälzer — wohl aber die Freundschaft. Hätte

man dieselben Männer auf ihr Verhältniß zu den Katholiken der Gegend examinirt, so würden sie erwidert haben: wir fragen gar nicht nach katholisch oder protestantisch, vor einem gescheidten Mann sind wir alle Brüder wie vor unserm Herrgott, und wer ihn fürchtet und Recht thut, der ist ihm angenehm.

Die Pfalz ist ein besonders günstiger Boden für die protestantische Union geworden. In reformirten Ländern war man überhaupt seit alter Zeit am geneigtesten zu religiösen Einigungsversuchen. Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz baute in der dunkelsten Zeit des siebzehnten Jahrhunderts in Mannheim eine Kirche „zur heiligen Eintracht," die den drei christlichen Hauptbekenntnissen gemeinsam war. Auf dem Thurm standen drei Kreuze zum Wahrzeichen der Einheit in der Dreiheit deutsch christlichen Kirchenthums. Als die Franzosen die Pfalz verbrannten — allerdings nicht um Glaubenseinigung und Duldung in feurigen Zungen zu predigen — sprengten sie die Concordienkirche in die Luft, und die nächstfolgenden Geschlechter haben in der Pfalz auch nicht sonderlich fleißig die heilige Concordia angerufen. Aber wie zum ehrenden Gedächtniß jenes Karl Ludwig, der groß genug dachte um selbst Spinoza nach Heidelberg einzuladen — „zum völlig freien Forschen, doch nicht zur Erschütterung der bestehenden Religion" — wie zum ehrenden Gedächtniß dieses einigungseifrigsten Fürsten bauten die Pfälzer im neunzehnten Jahrhundert wenigstens eifrig an der unsichtbaren Kirche „zur heiligen Eintracht."

Der pfäzische Protestant ist stolz auf die Union, schon deßhalb weil sein Land eines der ersten war, wo Lutheraner

und Reformirte (1817) sich die Hand reichten. Der dabei eingeschlagene Weg schmeichelte der Neigung des Volkes zum Selfgovernment, er entsprach zugleich dem demokratischen Zug im kirchlichen Gemeindeleben der Reformirten. Es wurde bei allen protestantischen Familienvätern Umfrage gehalten, und alle, mit Ausnahme von wenigen Hunderten, stimmten für die Einigung. In entschieden rationalistischem Sinn und möglichst getreu der reformirten Presbyterialverfassung ward dieselbe (1818) auf der Synode zu Kaiserslautern geordnet. So sieht der Pfälzer in seiner Union etwas heimathliches, national pfälzisches, und die ganze Zähigkeit seines politischen Sonderthums wird hier mit ins Spiel gezogen. Die Union ist ihm längst keine Neuerung mehr; binnen weniger als vierzig Jahren ist sie ihm schon etwas alt überliefertes geworden; denn der Hauch des reformirten Geistes seiner Väter weht darinnen. Die schärfsten Angriffe wider die Union kommen aus dem Lager der lutherischen Orthodoxen, die sind aber der großen Masse der pfälzischen Protestanten schon seit langer Zeit fremder geworden als selbst Katholiken und Juden, und zu jenem Vers, worin sie als „größte Ochsen" stehen, ließe sich ein ganzer Band pfälzischer Kirchengeschichte als Commentar schreiben.

Die Abneigung gegen eine entwickelte Hierarchie und ein in Bekenntnißschriften dauernd und scharf gefestigtes Dogma ist dem heutigen Pfälzer eingeboren. Die unirte Kirche hält ihm derlei Dinge möglichst vom Leib; die wiedererweckte Gliederung dagegen würde jene gefürchteten Gespenster aufs neue heraufbeschwören. Darum wehrt er sich seiner Haut, und es war mehr als ein bloßer Preßproceß, es war ein das ganze

Volk berührender kirchlich-politischer Proceß, als Hengstenberg im Jahr 1854 von den Assisen zu Zweybrücken zu drei Monaten Arrest und einer Geldbuße in contumaciam verurtheilt wurde, weil er in seiner Kirchenzeitung „die geschichtlichen und gesetzlichen Grundlagen, Lehren und Einrichtungen der unirten Kirche der Pfalz durch Ausdrücke der Verachtung und Verspottung angegriffen und zur Auflehnung wider jene Grundlagen und Lehren aufgefordert habe."

Zu alle dem kommt noch ein äußerer Grund der Unionsbegeisterung. In Altbayern sind die Protestanten nicht unirt. Jeder Gegensatz gegen altbayerische Volkszustände wird in der Pfalz leicht populär. Vom Oberconsistorium zu München fürchtete der Pfälzer Untergrabung der Union, und wohl gar Propaganda für das Lutherthum. Erlösung der Pfalz vom Regiment dieses Oberconsistoriums war seit Jahren die Losung der Fortschrittsmänner. Sie gelang in den letzten Revolutionsjahren. Der pfälzische Protestant hat dadurch eine gesteigerte provincielle Selbständigkeit erreicht. Er mißachtet die Kirche nicht, aber es soll seine eigene, pfälzische Kirche seyn. Ging nicht die Kurpfalz voran in der Ausprägung des deutschen reformirten Bekenntnisses? Der Heidelberger Katechismus war ein pfälzisches Landesprodukt, und ein Fürst des Landes hat weiland selber eine Vorrede dazu geschrieben. Repräsentirten nicht in früheren Jahrhunderten Heidelberg und Genf die ganze reformirte Welt? Das Zweybrückische Fürstenhaus war das erste in Deutschland gewesen, welches (1522) den protestantischen Cultus einführte, und Pfalzgraf Wolfgang war ein so mannhafter Streiter für die evangelische Sache, daß ihn David Chyträus „eine rechte Säugamme

der Kirche" nennt. Neustadt hatte sogar seine eigene „Neustadter Bibel" aufzuweisen: sollen nach alle dem die Pfälzer gar nichts apartes und auszeichnendes mehr haben in ihrer Kirchenverfassung?

Zu Gerhardsbrunn auf der Sickinger Höhe steht eine bescheidene Dorfkirche, und ich müßte lügen wenn ich sagte sie sey besonders schön gebaut. Aber den Bauern ist diese Kirche ein Heiligthum, und sie zeigen dieselbe dem Fremden mit einem Stolz, daß man sieht sie ist ihnen mehr als eine gewöhnliche Kirche. Es steckt ein Geheimniß dahinter: die Gerhardsbrunner haben sich diese Kirche ganz und gar selber gebaut, nach eignen Planen, aus eignen Mitteln, mit eigner Arbeit, in eignem Geschmack, und auch die Inschrift über der Thür ward im Dorf selbst ausgedacht. Die Kirche von Gerhardsbrunn sollte sich das pfälzische Consistorium ins Petschaft stechen lassen; denn hinter ihr steckt das Geheimniß wie man das pfälzische Volk zur Kirche halten und bequem und sicher kirchlich regieren kann.

III. Ein Stück Kirchengeschichte.

Die pfälzische Union ruht auf dem Grund des Rationalismus, und ein rationalistischer Geist weht durch diese Gaue — auch über die blauweißen Grenzpfähle hinaus. Das ist natürlich. Die letzte große politische und sociale Katastrophe fiel für dieses Land in die beiden ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts, wo der Rationalismus überall oben auf war,

und jede gewaltige Bewegungszeit gibt — buchstäblich und bildlich — den „Anstoß“ für die Entwicklungslinie kommender Friedenstage. Dazu entspricht der Nationalismus dem schlicht verständigen Sinn des Pfälzers und der überwiegenden Pflege der materiellen Interessen, wie sie nun einmal das historische Geschick diesem Land zugewiesen.

Allein ganz im stillen schleicht sich, dem Strom der Zeit folgend, der Geist eines strengern und individuellern Kirchenthums doch auch in der Pfalz ein. Jüngere Geistliche wirken begeistert im Sinn einer protestantischen Orthodoxie, die auf die Dauer nicht Hand in Hand gehen kann mit der rationalistischen Union. Man gedenke des Kirchenbaues von Gerhardsbrunn! Die Idee der reformirten Presbyterialverfassung läßt sich vortrefflich ausbeuten zur Wiedererweckung der strengsten Kirchenzucht, in welche man auch eine vordem fast zügellose Gemeinde wird einhegen können; denn sie nimmt ja selbst jetzt Theil an der Uebung dieser Zucht. Das pfälzische Volk ist bildsam wie Wachs für den der es warm zu machen weiß. Heftige Opposition und scharfer Angriff imponirt ihm mehr als Abwehr und Vertheidigung. Die Strenggläubigen aber sind jetzt die Angreifenden. So wird allmählich eine Bresche gelegt in den Eifer für die Union, und wir stehen auch hier nicht am Ende, sondern am Anfang eines Kampfes.

Als Hefe und Bodensatz vergangener Zustände sind freilich auch noch ganz andere Geister in der Pfalz zurückgeblieben, von der rationalistischen Union ebenso weit entfernt wie von der modernen Strenggläubigkeit.

Da tritt z. B. die trotzige Figur des vollkommen „freien,“ glaubenslosen und aufgeklärten Philisters recht groblinig im-

pertinent in den Vordergrund. Aber man hüte sich aus diesen Originalen, die allerdings das größte Maul haben, voreilig auf das ganze Volk zu schließen. Mit den Händen in beiden Hosentaschen, und der Cigarre im Mund, stellt sich ein solcher Mann vor euch, und sagt: „Ich habe auch einen Glauben. Ich glaube daß sechs Pfund Rindfleisch mit wenig Wasser gekocht ein kräftiges Bouillon geben. Ja, ich habe eine ganze Religion:

Setz' dich über alles weg,
Freu' dich über jeden Dreck —

das ist meine Religion. Ich halte auch auf kirchliche Gebräuche, nämlich wenn man Sonntags während der Morgenkirche im Wirthshaus einen Schoppen bläst, das ist das kräftigste Weihwasser. Den täglichen Morgentrunk nennt man ja ohnedies schon die „Elfuhr-Messe.“ Ich habe auch Moral: Thue recht und scheue niemand, und was du nicht willst das man dir thu, das füg' auch keinem andern zu. Ueb' immer Treu und Redlichkeit, denn im Zuchthaus ist ein theures Logis, und was du nicht begreifst, das mußt du nicht glauben; denn das Logis im Narrenhaus ist noch viel theurer. Der Bauer hatte auch geglaubt als ihn der Jude prellte. Von der Erde zum Himmel ist weit, fast so weit wie von Pfingsten bis Bruchsal, darum bleibe auf Erden und nähre dich redlich.“

Nun wird einer sagen: solche Kraftsprüche könne man heute überall hören, und brauche darum nicht in die Pfalz zu gehen. Allerdings. Allein so laut, mit so viel Lust und Prahlerei, und gleichsam unter Trompetenschall verkündet, wie in diesen mittelrheinischen Gegenden, hört man sie doch selten.

Und dann ist es nicht etwa blos der verkommene Halbgebildete, es sind auch Bauern und Taglöhner welche man, namentlich in der Vorderpfalz, in dieser Weise renommiren hört. Die Leute sind dabei gar nicht einmal so schlimm wie sie sich machen. Sie wollen nur zeigen daß sie auch aufgeklärt und vorurtheilsfrei reden können, sie wollen einen Kraftspruch thun, und lauter schreien als andere; denn der Pfälzer trägt sein Herz auf der Zunge, und wo ihm ein Witz durch den Kopf blitzt, kann er ihn nicht umkommen lassen, und flucht einer daß ihn der Teufel lothweis holen solle, so denkt er gar nicht daß er geflucht habe; es ist nur gerade so eine Redensart, wie wenn man sich in den Briefen jedermann als „ergebensten Diener" empfiehlt.

Noch zu unserer Väter Zeit war in der Kirchheimer Gegend ein Sprüchwort bräuchlich, welches uns diese pfälzische Burschikosität in recht giftig grellem Licht malt. Von einem unverschämt überklugen Menschen sagte man: „du bist so gescheidt wie das Käsperchen von Dannenfels." Es war dieß ein Bauernbube, ein Confirmandenschüler gewesen zu Dannenfels am Donnersberg, der eines plötzlichen Todes starb. Als die Eltern dem Pfarrer klagend Anzeige machten, fanden sie nicht Worte genug den frühreifen Verstand des verstorbenen Bübleins zu preisen: „und dann war es gar rührend," sagte die Mutter, „wie gescheidt er noch im letzten Augenblick von uns Abschied nahm, erst vierzehn Jahre und schon so gescheidt wie ein Alter!" — er hatte nämlich seinen Eltern jene höchst volkthümliche Aufforderung zugerufen, die Goethe's Götz in der ersten Ausgabe dem Hauptmann der Reichstruppen entbietet — und darauf war er gestorben.

Wer aber die Religionsgeschichte der Pfalz in den letzten drei Jahrhunderten kennt, der wundert sich nicht daß solche Geister hie und da im Lande umgehen, und, rheinischer Art gemäß, sich recht laut vernehmlich machen; er muß sich vielmehr wundern daß im Gegentheil noch so viel religiöser Sinn daneben vorhanden, ja der Gesammtcharakter des Volks noch ein religiös tüchtiger und zukunftreicher geblieben ist. Denn diese pfälzische Religionsgeschichte ist eine Leidensgeschichte ohne Gleichen, und das größte politische und wirthschaftliche Unheil ist fort und fort durch Glaubensstreit über das Land gebracht worden.

Nehmen wir einen eingebornen Stamm-Kurpfälzer, einen ächten „Altdahiesigen," und mustern wir die kirchlichen Schicksale welche seit dreihundert Jahren durch seine Familie gegangen seyn können. Seines Urgroßvaters Urgroßvater lebte um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Im Katholicismus geboren, ward er durch die Reformation des Kurfürsten Otto Heinrich zum Lutherthum geführt. Aber noch athmete er dabei die Luft pfälzischer Toleranz; er sah wie jener Fürst, den man den Großmüthigen nannte, mit Katholiken und Reformirten, ja selbst mit Wiedertäufern schonend verfuhr. Der Sohn, unseres Pfälzers Urgroßvaters-Urgroßvater, war lutherisch getauft, doch noch lange bevor er ein Mann, machte man ihn reformirt, als Friedrich III Calvins statt Luthers Lehre zur Landesreligion erhob. Statt der Toleranz lernte der Jüngling Fanatismus gegen Andersgläubige und theologische Streitlust. Aber noch ehe sich seine Haare bleichten, kam Ludwig VI auf den Thron; die reformirte Pfalz sollte wieder zu Luther zurückkehren, und vielleicht ist unser Mann wieder

ganz, vielleicht auch nur halb lutherisch geworden. Seinen Sohn wenigstens ließ er ganz lutherisch werden, um ihm den besten Geleitschein mitzugeben zur Lebensfahrt. Allein noch lange bevor dieser Sohn die Kinderschuhe ausgetreten, war ein solcher Geleitschein vielmehr zum Steckbrief geworden. Johann Casimir hatte das reformirte Bekenntniß wieder zur Herrschaft gebracht: das war in nicht ganz dreißig Jahren die fünfte Glaubensänderung, welche durch das kurpfälzische Land ging.

Dann kam Ruhe auf kurze Frist; der Calvinismus verjüngte und festigte sich. Aber der dreißigjährige Krieg schüttelte wieder alles durcheinander. Ob die damaligen Vorfahren unseres Mannes zur Zeit dem einen oder andern Bekenntniß zufielen, ob sie bis zum Martyrthum Widerstand boten oder in der Verbannung den Verfolgern entgangen sind, das wird in dem Buch geschrieben stehen welches alles Verborgene offenkundig machen soll. Aber daß in diesen dreißig Jahren in gar manchem pfälzischen Hause abermals fünfmal „changirt" wurde, wird kein Geschichtskundiger bezweifeln.

Des Urgroßvaters Vater kehrte nach dem westfälischen Frieden zum „Glauben seiner Väter" zurück — wenn hier noch von einem solchen die Rede seyn kann — und erlebte durch mehrere Jahrzehnte eine ziemlich allgemeine religiöse Duldung. Aber die Pfalz stand damit so außer der Zeit, daß man gegen die Duldung selbst nur um so unduldsamer eiferte. Der Urgroßvater sah wie die Franzosen die Pfalz verbrannten, und nebenbei — mit der Muskete in der Hand — auch wieder einmal an Bekehrungen arbeiteten. Wo die Muskete nicht half, da half wohl auch der Geldbeutel und die Wein-

flasche. So versprachen zu selbiger Zeit die Franzosen allen jenen Einwohnern des Oberamtes Germersheim, die zum Katholicismus zurückkehren wollten, zehn Gulden baar und dreijährige Freiheit von mehreren Lasten und dazu einen freien Trunk am Namens- und Geburtstage des Königs.

Im achtzehnten Jahrhundert spinnen sich die religiösen Conflicte fort, stiller zwar und minder gewaltthätig als im siebenzehnten, aber dennoch tief einfressend in den Frieden der Familien. Der Satz, daß des Herrschers Glaube auch der Glaube der Unterthanen werden müsse, hatte in der vorigen Zeit wohl in keinem andern deutschen Gau verderblicher gewaltet; er schlich sich hier — halb verstohlen — auch noch tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein. Da durchschnitt die französische Revolution plötzlich diesen ganzen Knäuel hundertjähriger Fehde und Bedrängniß. Auf den Glaubenshaß folgte der Unglaube, auf die Intoleranz der Kirchen die Intoleranz der Unkirchlichkeit. Nach so viel Druck und Gegendruck war es natürlich, daß das Volk nun eine Weile in dem Gedanken schwelgte, kirchlich fessellos zu seyn. Nur wenige wollten das Christenthum abschütteln, aber fast alle das Kirchenregiment. Und vorab sollte der confessionelle Gegensatz jetzt nicht mehr Haß und Krieg entzünden. Der Großvater unseres Pfälzers war reformirt, seine Frau katholisch. Das erste Kind ließ er der Mutter folgen und katholisch werden, weil beim Anblick eines Erstgebornen jeder Ehemann doch besonders zärtlich gegen die Frau gestimmt ist; das zweite ward reformirt getauft; das dritte kam in einer Stadt zur Welt wo das Lutherthum besonders in Credit stand, also ließen es die Eltern lutherisch

taufen und erziehen; das vierte Kind wurde zur Ausgleichung wieder katholisch. Da es aber ein sehr böser Bube ward, bei dem gar keine väterliche Zucht mehr anschlug, so gab ihn der Alte mit dem zwölften Jahr in das Haus eines armen Schacherjuden, damit in dieser sibirischen Verbannung durch schlechte Kost, Prügel, schmutziges Quartier, Demüthigung und sonstige Widerwärtigkeit der Teufel aus dem Jungen getrieben werde; dann aber, damit er recht frühe schon erkenne: „daß die Juden auch Menschen sind.“

Nun kam die Napoleonische Herrschaft über das Land, und die Kirche erhielt wieder praktische Geltung von wegen der Politik und Polizei. Der Sohn trat abermals in eine gemischte Ehe. Er war nicht mehr so indifferent das Bekenntniß seiner Kinder nach äußern Zufälligkeiten zu bestimmen; er entschied nach einem rein menschlichen Gesichtspunkt: die Knaben folgten dem Vater, die Mädchen der Mutter. So war es damals am Rheine stark der Brauch. Man vergaß nur dabei über dem einen rein menschlichen Gesichtspunkt, der die Knaben besonders dem Vater und die Mädchen der Mutter ans Herz gewachsen annahm, den höhern und auch rein menschlichen der Einheit der Familie.

Das ist eine leichte Randzeichnung zur Geschichte des kirchlichen Volkslebens in der Pfalz, und ich wiederhole nun meinen Satz: man muß sich wundern, nicht daß so wenig, sondern daß so viel religiöser Sinn nach solchen Lehrjahren noch sitzen geblieben ist.

IV. Aus der Kirche und vom Kirchhof.

Die kirchlichen Zustände wurden unstät, zersplittert, die Pfalz wurde eine Musterkarte aller Schattirungen des religiösen Lebens; aber unkirchlich im großen und ganzen ist sie darum doch nicht geworden.

Es gibt noch gar manche pfälzische Familie die sich eine christliche Hausordnung bewahrt hat; daneben freilich aber auch genug andere die über derlei Dinge nur spotten und räsonniren. Selbst zur Zeit des absoluten Rationalismus, vor etwa dreißig Jahren, sprach man hie und da noch von pfälzischen Pietisten. Es hat freilich Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirne zu Dürkheim in der Vorderpfalz gepredigt, aber vor ihm predigte Spener, der fromme elsässische Nachbar, im Westrich. Die Pfälzer schwärmten in unsern Tagen nicht blos für Ronge, es schwärmten auch viele für ihren Landsmann Redwitz, und Leute die an keinen Gott und keinen Teufel mehr geglaubt, glaubten wenigstens an die Hellseherin von Potzbach und an die Klopfgeister von Bergzabern. Vor noch nicht langer Zeit wurde eine Frau in einer sehr aufgeklärten Gegend der Pfalz schwer mißhandelt, weil sie für eine Hexe galt. In einem Dorfe am Potsberg starb 1852 plötzlich ein Flurschütze, ein strenger, unparteiischer Mann. Alsbald verbreitete sich die Kunde, der leibhaftige Teufel habe den allzu strengen Wächter geholt und ihm das Genick gebrochen. Bei der Beerdigung rügte der Geistliche dieses einfältige Gerede. Nun aber reichten mehrere Kirchen- und Gemeindevorstandsmitglieder eine Beschwerdeschrift gegen den Pfarrer ein,

weil er durch seine Rede die Gemeinde beleidigt habe. Wenn es die Rache an einem strengen Flurschützen gilt, dann kann man auch in der Pfalz den Teufel noch einmal auf ein paar Tage anerkennen.

Die religiöse Zersplitterung der Pfalz läßt sich weder nach bestimmten Gesellschaftsschichten noch nach örtlichen Gruppen ordnen: sie geht kreuz und quer durch das ganze Volk. Der Taglöhner und Bauer ist hier nach Umständen eben so gut gläubig oder ungläubig wie der Gebildete. Es gibt arme Schacherjuden die am Schabbes eine Blutwurst essen, als wäre sie so koscher wie die Schaubrode im Tempel Salomonis, und ächte Bauern die am Sonntag Morgen während des Gottesdienstes so flott und lärmend drauf los schaffen, als führten sie ihren Kalender noch nach den Decaden der französischen Republik. In einem übelberufenen Dorf bei Zweibrücken sah ich wie eine ganze Rotte von Tagdieben einen alten Mann auf offener Straße verspottete, weil er am Sonntag Morgen in die Kirche gehen wollte, aber der eine alte Mann ist doch wenigstens noch in die Kirche gegangen. Das sind aber alles ganz individuelle Zustände, und nichts ist hier verkehrter als aus den Wahrnehmungen in einem einzelnen Dorf auf einen ganzen Gau zu schließen. Gerade in der Zweibrücker Gegend gibt es andererseits auch noch ausgezeichnet kirchliche Ortschaften. Die polizeilichen Verordnungen des vorigen Jahrhunderts zeigen uns hier das Herkommen einer sehr strengen Sonntagsheiligung. Erst in der französischen Zeit, ja wohl gar erst durch materiellen Ruin in unsern Tagen bildeten sich jene Ausnahmezustände. Auch in der alten Kurpfalz trug die Sonntagsordnung den entschiedensten Geist protestantischen Ernstes. Jahrmärkte und Volksfeste, die der Katholicismus

so gerne mit einem Kirchenfest verbindet, durften Sonntags nicht abgehalten werden; öfters ward das Tanzen am Sonntage verboten; während des Gottesdienstes wurden die Stadtthore geschlossen und eine Wache „aus ehrbaren Männern" patrouillirte mit Spießen und Hellebarden durch die Straßen, visitirte auch in den Häusern, um jede Sabbathstörung zu verhüten oder zu ahnden. Wenn jetzt die halbe Stadt mit einem eigenen „Vergnügungszug" der Eisenbahn — auf pfälzisch train-de-plaisir — am Sonntag nach Mainz oder oder Mannheim gefahren ist, dann sind die Straßen während der Predigt noch immer gerade so still wie damals, wo die halbe Stadt in der Kirche saß und nur die Tritte der ehrbaren Spießmänner auf dem Pflaster dröhnten.

Jeder Versuch das heutige kirchliche Volksleben der Pfalz nach durchgreifenden örtlichen Gruppen zu gliedern, ist eitel. In andern Gauen mag man auf der Landkarte die Grenzlinie ziehen wo die Leute diesseits noch ein Vaterunser beten um die Zeit zu messen in welcher ein Ei weich gesotten wird, jenseits aber in ganz profaner Weise hundert zählen zu dem gleichen Zweck. Bei der Pfalz wird man nur zu allgemeinen Thatsachen kommen, die ebenso gut für ganz Deutschland gelten; als zum Exempel: in dem abgelegnern, ärmern, von Städten entblößten, confessionell theilweise minder gemischten Land — im Westrich, herrscht bei dem gemeinen Mann noch mehr naives Festhalten der kirchlichen Sitte als in der Vorderpfalz. Aber selbst einen solchen trivialen Satz müßte man sofort durch zahllose Ausnahmen wieder beschränken. Das charakteristische ist eben hier die Zersplitterung und Individualisirung, die keine allgemeinen Sätze duldet.

Dagegen tritt uns eine andere, aus der Biegsamkeit der pfälzischen Natur quellende Thatsache eigenthümlich entgegen: der mächtige Einfluß einzelner Persönlichkeiten auf das kirchliche Leben der Gemeinde. Gar viele Dörfer sind entartet, weil sie längere Zeit einen unbedeutenden Pfarrer gehabt. Andere sind aus dem tiefsten Verfall fabelhaft rasch emporgehoben worden durch einen einzigen entschiedenen Mann. Jüngere strenggläubige Geistliche haben in aufgelösten Gemeinden der Vorderpfalz binnen wenigen Jahren die fast ganz in Abgang gekommene Privatseelsorge wieder eingesetzt und durchgeführt, die strenge altreformirte Kirchenzucht wieder aufgefrischt. Den Vätern des lebenden Geschlechts würden sich die Haare zu Berg gestellt haben, wenn man ihnen gesagt hätte daß in ihrem Dorf im Jahr 1856 gefallene Mädchen vom Abendmahl zurückgewiesen würden, wofern sie nicht vorher beim Presbyterium in der Kirche „vorgestanden,“ d. h. Besserung gelobt hätten. Und doch ist es also geschehen. Wie im Handumdrehen sind einzelne rationalistische Gemeinden strenggläubig geworden, und in einem Jahrzehnt kann dort wieder kirchliche Volkssitte seyn was unlängst noch als anmaßliche Neuerung eines Einzelnen befehdet wurde. Der Pfälzer will überall Persönlichkeiten sehen, und von einer starken Persönlichkeit läßt er sich leicht bewegen. Darum hat ein todtes bureaukratisches Regiment im kirchlichen, wie im politischen Leben, niemals bei ihm durchgeschlagen.

In Landstuhl erhebt sich ein neues prächtiges Gebäude, fast wie ein fürstliches Schloß anzuschauen, oder wie der Industriepalast eines großen Fabrikherrn. Es ist ein katholisches Waisenhaus, klösterlich eingerichtet und von Klosterfrauen

geleitet. Ein einzelner alter katholischer Geistlicher führte dieses Unternehmen zu der großartigen Ausdehnung in welcher es jetzt vor uns steht. Nicht nur seine Arbeit, auch seinen Besitz hat er an das Aufblühen des Hauses gesetzt, und, gleich einem Kirchenstreiter des Mittelalters, all sein Sinnen und Streben in dieser einen Sache aufgehen lassen. Dergleichen zündet bei dem Pfälzer, und es ergreift ihn zuletzt ein patriotischer Stolz auch über ein solches Klosterinstitut, welches ihm außerdem vielleicht stark wider den Strich gestanden hätte. Aehnliches wäre von dem protestantischen Rettungshaus zu Haßloch zu berichten, und von nicht wenigen andern religiösen Stiftungen und Vereinen die in unsern Tagen wieder aufgewachsen sind in der Pfalz, wo man kurz vorher noch am hellen Tag mit der Laterne nach solchen Dingen suchen mußte.

Stellen wir die Rechnung in runder Summe aus alle dem Vorgedachten, so erhalten wir folgende Hauptlinien zur Charakteristik des kirchlichen Volkslebens in diesem Lande.

Die Pfälzer sind von Haus aus religiös, aber ein besonders kirchliches Volk kann man sie nicht nennen. In der Familie und in der persönlichen sittlichen Tüchtigkeit wurzelt ihre Religiosität viel mehr als in einem festen kirchlichen Gemeindeleben. Die Moral steht ihnen über der Dogmatik, und beide über dem Kirchenregiment, wohl auch die Schule über der Kirche. In der Kirchenverfassung will der Pfälzer sein eigener Herr seyn. Er ist duldsam gegen Andersgläubige, aber er drückt leichter da ein Auge zu wo er zu wenig, als wo er zu viel Glauben und Kirchenthum sieht. Man könnte das eine Toleranz nach der negativen Seite nennen, die freilich oft genug die leibliche Schwester der Gleichgültigkeit ist.

Es kreuzen sich alle Gattungen des Bekenntnisses wie der persönlichen Religiosität, Kirchenparteien und Religionsstandpunkte im Lande, und diese bunte Mischung geht nicht nur durch alle Gaue, sie geht auch durch alle Stände. Die Extreme platzen schroff heraus, und doch liebt kaum ein anderes Volk in religiösen Dingen mehr das Mittelmaß. Die Religionsverächter und Kirchenspötter stehen der großen Mehrzahl ebenso fern wie die andern, die mit Schuhen und Strümpfen in den Himmel kommen wollen. In dem gediegenen, sittlich ernsten Familienleben, welches alle bessern Theile der Bevölkerung vor vielen mitteldeutschen Nachbarn auszeichnet, liegt die religiöse Zukunft der Pfalz.

Wir sehen überall in Deutschland Einzelne, wie Volks- und Gesellschaftsgruppen, die noch auf jenem naiven und ursprünglichen Standpunkt stehen, wo das innere religiöse Leben untrennbar eins ist mit allen dermalen gerade geltenden Formen des äußeren Kirchenthums; Andere, bei denen das Bedürfniß der subjectiven Prüfung in kirchlichen Dingen eben recht neu und lebendig erwacht, und die nun die verschiedenen Verfassungen der christlichen Kirchen, die verschiedenartige öffentliche Auslegung des Dogma's, die wechselnde Form des Cultus als etwas fremdartiges, fast gleichgültiges ihrer persönlichen Religiosität und Sittlichkeit gegenübertreten sehen; endlich Solche, welche durch diese Phase der Kritik hindurchgedrungen sind zur bewußten Erkenntniß der Nothwendigkeit des innigen Anschlusses an die kirchliche Gemeinschaft, weil unser religiöses wie unser politisches Leben doch nur Gestalt und Wirkungskraft gewinnen kann, wo wir mit Aufopferung subjectiven Bedenkens und Kritisirens uns in

den Mittelpunkt eines großen Ganzen stellen. Wenn in den geistig regsameren Theilen der Pfalz der zweite dieser Standpunkte vielleicht entschiedener herrscht als die beiden andern, so soll darum Keiner einen Stein auf dieses mehr subjectiv religiöse als kirchliche Volk werfen; denn nur durch den Gegensatz und die Versöhnung dieser drei Entwicklungsstufen kommt Leben und Fortschritt in das Kirchenthum der gesammten deutschen Nation.

Unter den deutschen Reformatoren, welche in der Frühzeit des Protestantismus die evangelische Kirche begründen und gestalten halfen, gehört einer durch seine Geburt unserer heutigen bayerischen Pfalz an: Theobald Gerlacher aus Billigheim, nach seinem Heimathsorte Billicanus genannt, — freilich ein ziemlich blasser Stern neben dem hellleuchtenden Melanchthon, welchen die Pfälzer des rechten Ufers ihren Landsmann nennen. Doch spiegelt Billicanus in den Grundzügen seiner theologischen Thätigkeit in merkwürdiger Weise den Geist, der heute noch durch die protestantische Pfalz geht. Sein Sendbrief an den Rath der schwäbischen Stadt Weil stellt das praktische Christenthum der thätigen Liebe über die dogmatischen Zänkereien; seine Renovatio ecclesiae Nordlingiacensis dringt auf Einfachheit des Cultus und warnt in einer für jene Zeit kühnen Weise, die äußere Form der symbolischen Handlungen der Kirche nicht mit ihrer sittlichen Bedeutung zu verwechseln. „Non perditur ritibus anima; infidelitate perditur.“ In der Abendmahlslehre wendet er sich nach Zwingli's Seite, und verliert über dem Streben nach Duldung und Versöhnung fast den Boden der praktischen Wirksamkeit. Ja zuletzt zieht er sich ganz von der Theologie

zurück und beschließt sein Leben als Doctor der Rechte. An einen Commentar zu Billicanus Schriften könnte man bequem eine Darstellung des neueren kirchlichen Volkslebens der Pfalz knüpfen, obgleich sein persönlicher Wirkungskreis mehr in Nördlingen und Marburg als in Heidelberg zu suchen ist, der heutigen bayerischen Pfalz aber unmittelbar gar nicht angehört.

Kehren wir jedoch zur Gegenwart zurück.

Der Pfälzer sieht mehr auf die Sache als auf deren Symbol. Er ist kein sonderlicher Freund von Prunk und künstlerischem Schmuck des Cultus. Man kann kaum schmucklosere Kirchen und einen einfachern Gottesdienst sehen als hier zu Land. Erst in neuester Zeit hat der protestantische Pfarrer den nüchternen rationalistischen Frack mit dem Chorrock vertauscht. Die calvinistische Nüchternheit ist zu einem festen Charakterzug des Volks geworden, und selbst auf die Katholiken übergegangen. Die katholischen Kirchen der Pfalz sind um keine Linie reicher ausgeziert als die lutherischen im diesseitigen Bayern. Wollte man den Glanz und die Festesherrlichkeit des Cultus anderer katholischer Länder in die pfälzischen Kirchen verpflanzen, so würde das Volk darin viel eher eine Profanation als eine Steigerung der religiösen Weihe sehen. Von besondern Culten und Verehrungen, von kirchlichen Volksfesten an besonders heiligen Orten, woran katholische Striche sonst so reich sind, von örtlich eigenthümlichen Aufzügen und kirchlichen Schauspielen außerhalb der Kirche bestehen hier nur noch Trümmer, bedeutungslos für das Volksleben im ganzen. Noch ragen die großen Wetterkreuze auf den Vorbergen der Hart, um die Unwetter von

den Fluren der Ebene abzuhalten, noch stehen Crucifixe, Heiligenhäuschen und kleine Capellen an den Wegen; aber wenn man auch das vorhandene schont, ehrt und wiederherstellt, so wird doch wenig neues hinzugefügt. Von der nicht bloß kirchlichen, sondern auch volksthümlich künstlerischen Lebensregung die sich in Altbayern an das fortwährende Neuschaffen solcher privater Cultusdenkmale knüpft, ist hier keine Spur.

Am auffallendsten ist die absichtliche Vernachlässigung religiöser Symbole und bildlichen Schmuckes auf den Gottesäckern. Katholische und protestantische Gemeinden halten hier ziemlich gleichen Schritt. Früher galt in der Vorderpfalz das einfache und doppelte hölzerne Kreuz auf dem Grab für katholisch, dagegen ein Kreuz dessen Schenkel durch zwei Querlatten zu einem Giebeldreieck verbunden waren, für protestantisch. Jetzt hat sich auch dieser Unterschied vielfach verwischt. Die meisten städtischen Kirchhöfe sind anmuthige Gärten mit stattlichen Steindenkmalen. Allein ein genauerer Blick zeigt daß wohl der Gesammtanlage dauernd Schmuck und Pflege von der Gemeinde zugewandt wird, dagegen vermißt man jene fortlaufende Ausschmückung der einzelnen Gräber, wie wir sie in Oberdeutschland gewohnt sind. Der pfälzische Protestant hat kein Himmelfahrtfest auf dem Kirchhof, keinen Allerseelentag, und auch in der katholischen Pfalz ist wenigstens die Bedeutung des letzteren als eines ernsten Volksfestes zwischen Gräbern abgeschwächt. Auf manchen städtischen Kirchhöfen — z. B. in Kaiserslautern — fällt es auf, daß die wenigsten Grabschriften mit einem typisch kirchlichen Satz anheben, oder mit einem Bibelspruch endigen.

Man schreibt lieber: „Hier ruht in Frieden," oder „Hier schlummert" u. dgl., als „Hier ruht in Gott," und schließt lieber mit einem modernen Vers als mit einem Spruch. Erst die neueste Zeit führt auch hier wieder mehr zur alten christlichen Sitte zurück.

Charakteristisch für das stolze Patricierthum der alten Reichsstadt Speyer sind auf dem dortigen Kirchhof die prunkhaften Epitaphien des achtzehnten Jahrhunderts mit ungeheuer langen Inschriften in gereimten Versen, welche mitunter den ganzen Lebenslauf des Verstorbenen im Style eines Leichensermons erzählen. Wie z. B.:

„Hier ruht vor diesem Stein ein treuer Bürgermeister,
Herr Schwankhart, der die Treu' ohne allen falschen Kleister
In seinem Amt und Stand, in Freude und in Noth
Für Gott, für Freund und Feind erwies bis in den Tod" — rc.

Das merkwürdigste Bild aber zeigen die Kirchhöfe der weiland rein reformirten Dörfer des Westrich. Ergreifend spricht hier zu uns die Armuth der Lebenden und das Vergessenseyn der Todten. Wenn es hoch kommt, steht ein kleines aus zwei Latten zusammengefügtes Kreuz in der Naturfarbe des Tannenholzes auf dem Grabhügel. Häufig ist nur der Name des Verstorbenen darauf zu lesen, öfter nur die Anfangsbuchstaben und noch öfter gar nichts. In den bergbautreibenden Orten bezeichnen zwei in das Kreuz eingeschnittene gekreuzte Bergmannshauen die Grabstätten der männlichen arbeitenden Bevölkerung. Manchmal steht der Bergmannsgruß „Glück auf!" darüber, ein seltsam bewegender Zuruf hier an den Pforten des Todes, wo mit dem Unglück auch das Glück von selber aufhört.

Anderswo sieht man wohl auch Kronen aus Draht, geschmückt mit farbigen Glaskugeln, mit künstlichen Blumen und Papierflittern, die vom Regen gebleicht, vom Wind zerzaust sind, auf dem Hügel; sie waren der Schmuck des Sarges, der nun zum vergänglichsten Zierrath des Grabes geworden ist. Das nur sparsame Vorkommen dieser Kronen ist zugleich ein Denkmal der Polizeiwillkür des achtzehnten Jahrhunderts: Zweibrückische Verordnungen verpönten damals die Kronen; der Himmel weiß, was sie wohl den Polizeimännern zu Leid gethan hatten.

Aber gar viele Kirchhöfe im Westrich sehen immer noch ärmer aus als die vorgedachten. Eine verwilderte Hecke umzäunt sie. Regellose mit Gras und Gestrüpp verwachsene Erhöhungen zeigen die Gräber an — kein Kreuz, kein Stein bekundet daß hier ein Mensch begraben liege. Ließe uns nicht das Rasenstückchen auf dem Kopfende der neueren Gräber errathen wo wir sind, so würden wir glauben auf dem verwilderten herrenlosen Acker eines Ausgewanderten zu stehen. Es ist wohl nicht die Armuth allein, noch Rohheit, es ist die überlieferte Sitte eines dem Bildlichen und Symbolischen in der Kirche ganz und gar abholden reformirten Volkes, welches seine Todten also der Mutter Erde übergibt, daß die Natur frei und ohne menschliches Zuthun über dem Rasen walte wie unter dem Rasen mit dem aufgelösten Leib des Verstorbenen. Des Schulmeisters Geisen weiden auf den Gräbern. Sonst stört kein Besuch eines Lebenden den Frieden des Orts. Gras und Kräuter, Bäume und Sträucher wuchern auf und dorren ab, fessellos, wie es ihrer Art gefällt. Und auch über diesem Kirchhof spannt sich ja der

blaue Himmel, singen die Vögel des Himmels, schweben die Wolken Gottes, und schwebt — die Poesie. Wer will sagen daß die armen Leute ihre Todten vergessen, weil sie ihnen keinen Stein setzen, und nur manchmal bei der Heimkehr vom Feld verstohlen über die Kirchhofshecke lugen nach einem versunkenen Grab? Der arme einfältige Bauer hat seine Todten hart gebettet — „doch spürts ihr müder Rücken nicht," wie Hebel sagt — und dennoch hat auch er sie eingebettet im Glauben an eine fröhliche Auferstehung.

Wahrzeichen S. 170